Wann kommen die Deutschen endlich wieder?

Eine Reise durch unsere Kolonien in Afrika

Senta Dinglreiter

Koehler & Amelang, Leipzig © 1935.
Diese digitalisierte Version © 2012 by **The Scriptorium.**
Alle Illustrationen stammen aus dem Original.
Druckversion 2019 gesetzt vom Hilfsbibliothekar,
alle externen Verweise führen zu den Quellen im Netz.

Vorwort zur ersten Auflage

Erstes Kapitel
Ausreise • Erste Begegnung mit Afrika • Moderne Negerdörfer sind lächerlich • Deutsche Arbeit auf Babaque.

Zweites Kapitel
Liberia, die Negerrepublik • Auf Fußtour ins Innere • Nachts ist der Urwald lebendig.

Drittes Kapitel
Entlang der Elfenbeinküste • Doch Malaria!

Viertes Kapitel
Togo • Aufruhr gegen die französische Mandatsregierung • Ausflug ins Innere Togos • Wann endlich kommen die Deutschen wieder?

Fünftes Kapitel
Die gefährliche Deutsche! • Peinliches Verhör • Beschlagnahme von Negativen • Drohende Verhaftung in Kamerun.

Sechstes Kapitel
Kameruns heroische Kriegsgeschichte • Großplantagen am Kamerunberg heute wieder in deutschem Besitz.

Siebentes Kapitel
Südwests tragische Historie • Hereroaufstand • Im Weltkrieg 60 000 Feinde gegen 6000 Deutsche • Heutige Zustände unter der Mandatsregierung: Hunger, Not und Elend im Land.

Achtes Kapitel
Die unmögliche Insel im Meer • Südwest, Land und Leute • Fahrt durch die Wüste.

Neuntes Kapitel
Schreckliches Elend der Farmer, verschuldet durch die Mandatsregierung • Deutsche Kinder ohne Schule • Das Los deutscher Notstandsarbeiter.

Zehntes Kapitel
Goldrausch in Südwest.

Elftes Kapitel
Die Buschmänner, eines der ältesten Urvölker, am Aussterben • Die letzten Exemplare in Südwest • Das Tierparadies im Norden des Landes • Wenn der Herrscher des Busches wie Donner grollt, dann schweigen alle Kreaturen.

Zwölftes Kapitel
Abschied von Südwest • Portugiesisch-Angola, Raum ohne Volk • Quer durch Angola • Per Esel von Farm zu Farm.

Dreizehntes Kapitel
Belgischer Kongo. Im Herzen Afrikas • Ein "Spaziergang" am Quellfluß des Kongo, Krokodile nehmen Reißaus • Der Besuch der giftigen Mamba im Zimmer • Wilde Elefanten.

Vierzehntes Kapitel
Im Tierparadies • Tausende von Antilopen • Auf dem Kongodampfer • Nilpferde.

Fünfzehntes Kapitel
Ostafrika, Historie • 300 000 Feinde gegen 3000 Deutsche • Lettow-Vorbeck unbesiegt • Die Trauer der Eingeborenen über die Vertreibung der Deutschen.

Sechzehntes Kapitel
Berlin zieht um nach Afrika • Die deutsche Neusiedlung im Iringahochland • Englische Gerichtsbarkeit und deren Folgen, Respekt- und Disziplinlosigkeit • Die Schlange im Auto.

Siebzehntes Kapitel
Ein Arbeitstag auf einer Sisalpflanzung • Der Löw ist los • Der SA-Sportflieger am Oldeani.

Achtzehntes Kapitel
Abschied von Afrika • Der Heimat mit Leib und Seele verschrieben.

Vorwort

"Wir sind der Überzeugung, daß wir genau so fähig sind,
eine Kolonie zu verwalten und zu organisieren, wie andere Völker."
***Adolf Hitler* am 18. Okt. 1933 zu Ward Price,**
dem Sonderkorrespondenten der *Daily Mail.*

Am 18. Juli 1919 wurde **jener unselige Friedensvertrag** unterzeichnet, der neben sonstigen Ungeheuerlichkeiten Deutschland auch zwang, auf seine sämtlichen Kolonien zu verzichten, denn:

Deutschland hätte auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation vollkommen versagt - eine Anklage, von deren Unhaltbarkeit und Ungerechtigkeit heute die ganze zivilisierte Welt Kenntnis hat.

Außerdem hätten die alliierten Mächte sich davon überzeugen können - so heißt es weiter im Versailler Vertrag -, daß die Art und Weise, in welcher diese Kolonien verwandt wurden als Ausgangspunkt für Raubzüge auf den Handel der Erde, es den Alliierten unmöglich machte, Deutschland die Kolonien zurückzugeben. Diese Worte sind nackt, ehrlich und offen. Aus ihnen spricht die Mißgunst gegen das aufstrebende, tüchtige und arbeitsame Deutschland. Aus purem Neid nur sind die anderen Völker über Deutschland hergefallen und haben es seiner Kolonien beraubt.

Wenn der Raub noch nicht vollkommen ist, wenn unsere Kolonien nur Mandatsgebiete sind, zur Verwaltung nur den "würdigen und fähigen" Kolonisatoren anvertraut, so liegt das nicht an den Mandatsvölkern selbst, die sie glattweg annektieren wollten.

Hier hat ihnen Wilson einen unbeugsamen Widerstand entgegengestellt. Daraufhin wurde das schmachvollste Machwerk der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte, das sogenannte **Blaubuch** verfertigt. Ein wahrhaft satanisches Werk, zusammengebraut aus gefälschten Auszügen aus den deutschen Bezirksämtern, aus erlogenen Aussagen dafür bezahlter Kreaturen, die die Grausamkeiten der Deutschen gegen die Schwarzen und Deutschlands kolonisatorische Unfähigkeit unter Beweis stellen

sollten. Wilde Neger aus dem Busch, soweit sie willfährig waren, irgend etwas gegen Deutsche auszusagen, wurden vereidigt und ihr Schwur über den der Deutschen gestellt.

Das Blaubuch, das auf Lüge, Verleumdung und Betrug aufgebaut war, diente als künstlich hergestellte Basis für die Unter-Mandat-Stellung der deutschen Kolonien, da sich Wilson, selbst auf Grund desselben, auch jetzt zu einer Annexion nicht hergab. Einige Zeit später rückten die Urheber selbst ganz entschieden von ihrem Schandwerk ab, und General Hertzog, der Ministerpräsident der Südafrikanischen Union, **brandmarkte das Greuelbuch als Kriegsmachwerk.** Doch die logischen Folgerungen wurden daraus nicht gezogen. Noch trauern wir um **den Verlust der Kolonien.**

Ich wollte sie sehen, unsere geraubten Länder in Afrika. Ich wollte wissen, zu welcher Blüte sie die "allein kolonisationsfähigen" Mächte gebracht haben.

Über Liberia, die einzige Negerrepublik unseres Erdballes, die sich so günstig auf meinem Wege nach Togo dazwischenschob, besuchte ich der Reihe nach alle Kolonien: **Togo, Kamerun, Südwest** und nach einer Durchquerung des Kontinents, über Angola und Belgisch-Kongo, **Ostafrika.** Und nun rufe ich lauter noch als je:

Wir müssen unsere Kolonien wiederhaben!

denn in allererster Linie sollten die Interessen der "grausam unterdrückten" Schwarzen für die Wegnahme maßgebend gewesen sein.

Nie in der Weltgeschichte hat sich eine Lüge lächerlicher gemacht wie gerade **diese.** Diejenigen, bei denen letzten Endes die Entscheidung über grausame oder humane Behandlung liegt, die Eingeborenen selbst, haben gesprochen. Sie haben **die ungeheuerliche Kolonialschuldlüge** in ihrer verleumderischen Absicht an den Pranger gestellt, in einer Art, die jedem Deutschen das Herz höher schlagen lassen muß. In allen Kolonien hallt der tausendfache, sehnsüchtige Schrei nach deutscher Herrschaft wider!

Schon während des Krieges standen und kämpften die Schwarzen mit Begeisterung auf deutscher Seite. Sie gaben ihr Gut und Blut, die Askaris und die Stämme versorgten die Schutztruppen mit Lebensmitteln und stellten die Träger, denn nur mit Trägern können im Busch und in der Wildnis Waffen und Lebensmittel befördert werden.

In Ostafrika war so ziemlich das ganze schwarze Volk am Kriege beteiligt und es hielt mit **Lettow-Vorbeck** in Treue aus bis zum Letzten. In dieser Kolonie lebte ein Sultan mit Namen Kahigi. Die schwarzweißrote Fahne flatterte stolz über seiner Hütte - noch nach dem Einmarsch der Engländer. Ein Trupp englischer Soldaten marschierte in seinem Dorf auf und überbrachte den Befehl zur Streichung der Flagge. Sultan Kahigi weigerte sich. Da stellte man ihm das Ultimatum zur Einziehung der Fahne innerhalb 24 Stunden. Nach dieser Zeit marschierten die Tommies wieder auf, die Flagge war gestrichen. Aber ein Zug mit einem Sarg kam ihnen entgegen, und der Vertraute Kahigis meldete: Der Sultan hat den Deutschen die Treue geschworen und sich selbst den Tod gegeben, da er diese Treue nicht brechen und den Engländern nicht dienen kann. Die deutsche Flagge hat Kahigi durch einen Läufer mit seinem letzten Gruß den Deutschen übersandt.

Und **in Kamerun war König Njoja.** Er hat im Kriege den Deutschen seine Hilfe angeboten und ist nach demselben an seiner treudeutschen Einstellung zugrunde gegangen. Im Juni vergangenen Jahres ist er, in Sehnsucht nach der Rückkehr der Deutschen sich verzehrend, in französischer Verbannung gestorben.

Mir ist aus der Kriegszeit nur ein Fall der Gegnerschaft von Eingeborenen bekannt, und zwar der des Stammes der Dualas in Kamerun. Die Dualas haben die Deutschen verkauft und verraten, um sie nach einigen Wochen französischer und englischer Besatzung schon inbrünstig zurückzurufen und -zuwünschen. Zu spät!

Nach dem Kriege war in Südwest und Ostafrika an eine Abstimmung gedacht. Aber eine vorsichtige, vorherige Umfrage ergab eine derart aussichtsreiche Einstellung für Deutschland - bis zu 90% - und gegen die Feindmächte, gegen ihre angeblichen Beschützer und Befreier, daß diese Befragung sofort abgeblasen wurde.

Und wie sieht es heute aus? In Togo haben sich die Eingeborenen, mit denen die Deutschen nie in Schwierigkeiten gerieten, gegen die französische Mandatsregierung empört und im Februar vergangenen Jahres in einem Aufstand ihren Unwillen kundgegeben. Verwünschungen gegen die französische Verwaltung und Rufe nach den Deutschen wurden laut. Alle Läden wurden geplündert mit Ausnahme des einzigen deutschen. Der Aufstand wurde niedergeschlagen, Blut ist geflossen, und die treudeutschen Schwarzen wanderten zu Hunderten ins Gefängnis. Das Bajonett hatte gesiegt. Aber trotzdem brennt und glimmt im Volke die Empörung, und der Ruf nach der Rückkehr der Deutschen ist nicht verstummt.

Ob man in Kamerun, in Togo, in Südwest, in Ostafrika reist, es ist immer dieselbe, sehnsüchtige Frage, die die Schwarzen stellen:

"Wann endlich kommen die Deutschen wieder?"

Wenn im Versailler Vertrag steht: Deutschland ist unfähig zu kolonisieren, so sind heute selbst im Auslande schon genügend Stimmen laut geworden, die diese Behauptung als Lüge brandmarken. Zum Beispiel brachte vor kurzem die bedeutende englische Zeitschrift *World* in einem längeren Artikel folgenden Satz:

> "Überdies ist es auch, ganz abgesehen von der Rechtsfrage, die Pflicht und Schuldigkeit der Welt, das deutsche Volk, welches in einem **so kurzen Zeitraum** in seinen Kolonialgebieten **so bemerkenswerte Erfolge auf allen Gebieten** der Organisation und der Verwaltung, des Handels und Gewerbes, der Medizin und der Gesundheitspflege erzielt hat, wieder in die gemeinsame Front der überseeischen Arbeit einzureihen."

Das ist doch eine absolute Anerkennung deutscher kolonisatorischer Leistung, wenn sie sich auch aus leichtverständlichen Gründen noch zurückhaltend ausdrückt. Desto lauter und klarer aber betont der bekannte englische Kolonialpionier Cecil Rhodes immer wieder:

"Deutschland hat auf kolonialem Gebiet etwas geschaffen (in 30 Jahren! d. Verf.), wozu England 100 Jahre brauchen würde!"

Ja, es ist so! Deutschland hat vor dem Kriege die Welt in Erstaunen versetzt durch seinen beispiellosen Erfolg in seinen Überseebesitzungen. In einigen Jahren haben die Deutschen ihre Kolonialländer aufgebaut, alle anderen, viel älteren Kolonien weit überflügelnd. Es war der Neid, der sie uns in ungerechter Weise geraubt hat. In kürzerer Zeit, als die Deutschen sie aufgebaut, **haben die Mandatsregierungen unsere einstigen Kolonien herabgewirtschaftet.** Die anderen Völker betrachten ihre Kolonien mehr oder weniger nur als Ausbeutungsobjekt. Der Deutsche arbeitet, der Deutsche siedelt und ist hierin unerreicht von andern Nationen.

Entlarvt ist die ungeheure Kolonialschuldlüge, von den Urhebern selbst zurückgezogen das verleumderische betrügerische Blaubuch, das zur Begründung des Raubes diente. Zu Unrecht hat man Deutschland die Kolonien weggenommen. Wo bleibt die Wiedergutmachung?

Wir müssen aber Kolonien haben. Wir sind ein Volk ohne Raum. In den Kolonien ist Raum. Wir brauchen Nahrungsmittel, wie Kaffee, Tee, Kakao, Rohstoffe, wie Sisal, Baumwolle, Öl und vieles andere. Wir können sie haben von unseren Kolonien, ohne daß wir unser Geld ins Aus-**land geben und uns daran wirtschaftlich verbluten. Viele Milliarden deutscher Mark würden durch unsere Kolonien dem Vaterlande erhalten bleiben.** Wir brauchen sie aber auch - und das ist sehr wichtig, um dem deutschen Arbeiter in der Heimat wieder genügend Arbeit und Brot zu geben - als Beihilfe zur Inbetriebsetzung unserer Industrie. Die Kolonien haben einen ungeheuren Bedarf an

Maschinen, Werkzeugen, Stoffen und Chemikalien. Gerade weil alle anderen Länder sich industrialisieren, müssen wir zum Ausgleich Kolonien haben. Wir müssen ausführen, wollen wir unseren Arbeitern das Brot sichern.

Die Welt würde gar nicht verstehen, wenn wir freiwillig auf die Kolonien verzichten würden. Sie rechnet heute mehr als je mit der Forderung ihrer Rückgabe. Dafür sind viele Anzeichen in den Kolonien selbst wie auch in Europa vorhanden.

Der bekannte Lord Rothermere schreibt z. B. am 21. März 1934 in der *Daily Mail* unter dem auffallenden Titel "Deutschland muß Ellenbogenfreiheit haben!" unter anderem folgendes:

> "Die Gründe für die Wegnahme der deutschen Kolonien waren unrecht, unklug und unwahr. Ich fordere daher die britische Regierung auf, ihre Mandate für Ostafrika, Togo und Kamerun dem Völkerbunde zur Rückgabe an Deutschland zur Verfügung zu stellen."

Vom Standpunkte der Gerechtigkeit fordert Lord Rothermere die Rückgabe unserer Kolonien. Wir müssen sie aber auch fordern vom Standpunkt unserer Ehre, da sie uns in ungerechter und beleidigender Weise weggenommen wurden, und wir müssen sie fordern vom Standpunkt der Gleichberechtigung. Die meisten europäischen Staaten - selbst kleinere - haben Kolonien und sind durch sie mehr oder weniger wohlhabend geworden. Deutschland, einer der größten und wohl der am meisten übervölkerte Staat, hat sie nicht. Wir müssen also die Kolonien wiederhaben vom Standpunkt der Gleichberechtigung und Ehre und aus Lebensnotwendigkeit.

Von Deutschen sind die afrikanischen Kolonien Togo, Kamerun, Südwest und Ostafrika mit Fleiß und Mühe aufgebaut, Deutsche haben ihr Blut vergossen dafür, und ihre Gräber sind in Afrika verstreut. Darum: Die deutschen Kolonien den Deutschen.

Erstes Kapitel

Ausreise • Erste Begegnung mit Afrika • Moderne Negerdörfer sind lächerlich • Deutsche Arbeit auf Babaque.

April 1933! Schiff Nienburg!

Noch klangen und zitterten die Glocken von Potsdam in meinem Innern nach, die Glocken, die jubelnd das Erwachen des Volkes, den Anbruch eines neuen, besseren Deutschlands verkündeten, da zog in dunkler Nacht Blankenese an mir vorüber.

Terrassenförmig bauten sich die Lichter und über ihnen schwarze Konturen auf, die letzten schemenhaften Schatten der Heimat. So zog ich hinaus und ließ sie hinter mir, die Heimaterde, aber ich war trotzdem guten Mutes. Ich hatte sie noch in Deutschland erleben dürfen: die wunderbaren Tage der Erhebung des Volkes, jene ergreifenden, großen Augenblicke von Potsdam und im Reichstag, in denen Adolf Hitler, in seinem Appell an das Volk, an die Herzen aller Deutschen griff, so daß selbst Männer sich nicht der Tränen schämten. Und nun freute ich mich schon heute auf die Rückkehr in die Heimat. In einem Jahr sollte ich sie wiedersehen. Und es wird ein anderes Deutschland sein, das ich dann betrete. Ein einiges Volk, ein Volk von Brüdern, gereinigt und geläutert, ein schöneres, neues Reich.

Der Kapitän und die Offiziere des Schiffes erzählten mir von den uns geraubten Kolonien, von den wunderbaren Palmenwäldern, der ewigen Sonne am blauen Firmament und den treuen Askaris und Schwarzen, die jeden Deutschen mit der sehnsüchtigen Frage begrüßen: "Wann kommen sie wieder, die guten Deutschen?"

Ich wollte sie sehen, unsere schönen, verlorenen, afrikanischen Länder und ihre Bewohner, die auf die Deutschen warten!

Noch aber war es nicht so weit. Wir standen im brauenden dichten Nebel; die Sirene heulte hinein, in die tückische graue Masse, warnend und drohend. Gefahr! Ein dünnes Stimmchen, verschüchtert und ängstlich, gab Laut, nah, sehr nah. Unser Schiff mäßigte die Fahrt und brüllte dringlich. Da stiegen gespensterhaft vor uns zwei Segel undeutlich empor, wuchsen und wurden unheimlich groß und zogen an uns vorüber, zum Greifen nahe und doch so geisterhaft ferne, eingehüllt in die Schleier der Nebel. Das war noch im Norden, an der holländischen Küste. Bald aber ging es dem Süden, der Wärme zu. Madeira, Las Palmas und Teneriffa, die glücklichen Inseln im Atlantischen Ozean, zogen kaleidoskopartig an mir vorüber; typische spanische Häuser mit blumengeschmückten Balkonen und flachen Dächern, hochstrebenden Palmen, dazwischen Blitze von blauem Meer und leuchtendem Lagunensand, flammende rote, gelbe und weiße Blüten und betäubende Düfte. Heiße Blicke aus dunklen Männeraugen faßten mich bald, mich, die Fremde, und ließen mich nicht los. Geschäftig und geduldig trippelten kleine Esel schwerbepackt einher. Auf ihren Rücken saßen in imponierender Haltung die Reiter, stolze Spanier selbst noch in Lumpen auf dem Esel.

Am Abend auf der Promenade in Teneriffa ging die Musik unter in dem lebhaften Gewimmel und Gewirr. Aber Seidenkleider knisterten, rote Lippen und dunkle Augen leuchteten betörend und sinnverwirrend unter Palmen und lauer, südlicher Abendluft.

"Auf zum Bremer Ratskeller!" forderten mich zwei Schiffsoffiziere auf. Schiffsleute wissen Bescheid in allen Erdenwinkeln.

"Bremer Ratskeller?" fragte ich ganz erstaunt.

"Jawohl!"

Originell ist dieser Weinkeller und sein Besitzer. Vor zwei langen Reihen von Fässern, deren einzelne Exemplare mit vielsagenden Bezeichnungen und Jahreszahlen versehen waren, ließen wir uns an einem kleinen Tischchen nieder. Von einem großen Tisch im Hintergrund klangen deutsche Laute zu uns herüber. Der Bremer Ratskeller scheint in deutschen Kreisen bekannt zu sein. Nachdem wir von diesem und jenem Faß probiert hatten, kam der Kellermeister, José Benetiz, heran.

"Dieser 1902er", er schnalzte mit der Zunge, "is gut, gut." Weiter reichte sein deutscher Sprachschatz nicht, aber in seiner Miene lag ein vielsagendes, verschmitztes Lächeln, so daß man nicht widerstehen konnte. Also einen 1902er! Mit viel Umständlichkeit, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, holte er nun aus dem Faß, das die Aufschrift 1870 trug, ein Glas hervor. Er rieb sich den Bauch und verdrehte die Augen vor Entzücken. Also auch noch einen 1870er. Unter allen Umständen! Ist er doch der Präger der Jahreszahl eines großen Geschehens deutscher Vergangenheit. Er versteht sich auf Weine, Senor Benetiz, wozu hätte er auch die vielen ersten Preise; aber du heiliger Bimbam, hätte ich dich doch lieber nicht gesehen, du Bremer Ratskeller in Las Palmas.

"Jetzt noch in ein Café, eine Tasse des schwarzen Gebräus wird uns guttun."

"Hallo! Herr Vogt", grüßt erfreut der eine Offizier einen ihm bekannten Deutschen. Und Herr Vogt schleppte uns vom Café mit in sein Büro. Und da kam die große Überraschung für den anderen Offizier. Vor einer Fotografie von acht Seeleuten stand er still und rief dann aufgeregt:

"Die deutsche Prisenbesatzung des von der 'Möve' gekaperten englischen Dampfers 'Westburn', meine Kameraden."

Und nun erzählten Herr Vogt, der die Westburntat hier, und der Offizier, der sie auf der 'Möve' erlebt hatte, wechselseitig ihre Erlebnisse. Der gekaperte Dampfer, der 200 Gefangene an Bord hatte, wurde mit nur 8 Mann Prisenbesatzung nach Teneriffa geschickt, die Internierten an Land zu setzen. Vor dem Hafen, außerhalb der neutralen Zone, lauerte ein englischer Kreuzer, um den Dampfer beim Auslaufen, das innerhalb 24 Stunden zu erfolgen hatte, abzufangen. Aber "leider" ereilte die 'Westburn' auf dem Rückwege das Mißgeschick, eine Kesselexplosion zu haben und abzusacken. Der englische Kreuzer wartete vergebens. Von den nun in Teneriffa internierten 8 Mann Prisenbe-

satzung gelang es dem Führer, Badewitz, zu flüchten und nach Deutschland und auf die 'Möve' zurückzukehren.

Überall auf weitem Erdenrund sprechen Zeugen von unerhörtem deutschen Mut, von übermenschlichen Anstrengungen und Taten. Sie fehlen auch auf den Kanarischen Inseln nicht.

Noch sah ich sie klar vor Augen, die strahlenden Blüten der Kanarischen Inseln, da starrten mir doppelt traurig und trostlos die wüsten, zerklüfteten Berge von **Sao Vicente, einer der Kapverdischen Inseln,** entgegen; kahl und nackt, Sand und flimmernde Sonne darüber, kein Baum, keine Vegetation. Am Kai empfingen mich einige dürftige, halbverdorrte Bäume. Ein paar Sträucher, mit hängendem, dürrem Laub, umgrenzten einen Platz in der Stadt, aber keine Blume und keine Blüte erfreute das Auge. Öde und tot, erfüllt von flimmernder Hitze und grau von Staub sind auch die Straßen, in denen die Mulatten und Neger in Lumpen und ihre Sprößlinge nackt herumtummeln. Auch die Bewohner, die Schwarzen sowie die Mischlinge, sind ein Bild des Grauens, heruntergekommen, ein Abbild ihres öden Landes, das ihnen das Nötigste zum Leben vorenthält.

Hinter der Stadt kletterte ich einen sandigen Berg empor. Nicht ein Gräschen sproß aus dem grauen Geröll, und doch war hier eine Ziege an einen Pfahl gebunden. Ich sah wirklich in weitem Umkreis nicht die geringste Nahrung für sie. Dicht daneben zerrte eine Henne an ihrem Strick, an den sie gebunden war, so daß ich fürchtete, sie würde sich noch das Bein ausreißen. Sie war ein wertvoller Besitz, die einzige Henne einer Familie. Ich kam oben auf dem Hügel an und sah in ein anderes Tal hinein. Und Häuser, Sand und Geröll, nicht die mindeste Vegetation auch dort.

Wovon die Menschen nur leben? Ein Deutscher gab mir darauf die Antwort: Zum großen Teil hungern sie, zum andern leben sie von Fischen und einer Handvoll Mais, der schon eingeführt werden muß. Und trotz dieser Genügsamkeit würden sie hier nicht durchkommen, würde nicht eine Menge Arbeiter saisonweise nach Südamerika gehen und von dort mit einigem Ersparten nach Hause zurückkehren. So fristen sie ihr Leben. Man kann sich die Armut hier kaum vorstellen.

"Kommen Sie einmal mit mir in dieses Restaurant, dort werden Sie gleich etwas erleben, was kaum anderswo auf der Welt möglich wäre."

Im Gasthof bestellten wir Rühreier. Aber damit brachten wir die Wirtsleute in große Verlegenheit.

"Wir haben nur ein Ei hier, wir können uns nicht mehr herlegen, denn es kommt niemand zum Essen. Aber wir könnten schnell zum Markt gehen, welche zu holen."

Ich ging selber zum Markt. Mein Erscheinen erweckte einiges Aufsehen, und für Momente vergaßen die Menschen ihr Geschäft. Dann aber streckten sich mir Dutzende von Händen bettelnd entgegen. Eine Frau bot mir aus einer Hand ihre wahrscheinlich einzige Henne und aus der anderen drei Eier zum Kaufe an, während sie mir den Rauch aus ihrer Pfeife ins Gesicht blies. Die Menschen hockten am Boden und hinter schmalen Brettern, die mit ein paar Palmwedeln überdeckt waren. Einige halbverfaulte Bohnen, ganz winzig kleine Orangen, dazwischen einige Kartoffeln und Eier in ganz geringen Mengen, das waren die Erzeugnisse des Landes, der spärliche Markt von Mindelo auf Sao Vicente. Dabei aber lagen noch dicke Rollen von Tabak, und um sie hauptsächlich feilschten die schwarzbraunen Frauen, ihre Kinder auf dem Rücken, und pafften mächtige Wolken aus ihren Pfeifen, die Händlerin und ihre Kundin. Man sah es ihnen an, daß sie eher auf das Essen als auf ihr Pfeiflein verzichten konnten.

Es ist ein Glück für die Leute, daß sie sich selbst kaum ihres traurigen Daseins bewußt sind. Sie sind hier geboren und kennen nichts anderes. Aber furchtbar ist das Los einiger monarchistischer Verbannter, hoher portugiesischer Adeliger, die die republikanische Regierung gerade auf diese, ihre unwirtlichste und trostloseste Kolonie verbannt hat. Für sie ist Sao Vicente die Hölle. Mich schau-

dert, wenn ich um mich blicke. Steine, Geröll, sengende Sonne, kein Gräschen, keine Blüte, kein Vogelsang - muß nicht der Wahnsinn nach einem greifen?

Ich bin wieder am Schiff und atme auf, während ich mir den geheimnisvollen schlafenden Riesen, diesen sonderbaren Bergriesen betrachtete. Bist du der böse Geist, der die Eindringlinge mit seinem Haß verfolgt und ihnen das Allernötigste zum Leben versagt? Ich fliehe dich. Du bist mir unheimlich, du rätselhaftes Ungetüm und du, Insel der Verbannten und Verdammten!

Die tiefe Stimme eines der Offiziere schreckte mich auf:

"Deutsche Siedler würden anderes aus dieser Insel schaffen. Ich habe Kiautschau kurz nach der deutschen Pachtung gesehen. Das Land sah aus wie dieses hier, so leer, so trostlos. Und kurz vor dem Kriege erkannte ich es nicht wieder. Eine saubere deutsche Stadt mit herrlichen Parkanlagen war daraus geworden."

Gewiß, sie würde bestimmt anders aussehen unter deutscher Herrschaft, die Insel, aber Gott behüte uns vor derartigen oder ähnlichen Kolonien. Deutscher Geist und deutsches Blut ist wirklich zu wertvoll, um in frucht- und nutzlosem Ringen an untauglichen Objekten vergeudet zu werden. Deutschland will seine alten geraubten, mit viel Mühe und Fleiß aufgebauten Kolonien wiederhaben, denn für das Deutsche Reich handelt es sich nicht bloß um Beaufsichtigung und Ausnutzung schwarzer Arbeiter, wie das bei anderen, mit Kolonien überreich gesegneten Ländern der Fall ist, sondern um wirkliche Ansiedlung, um eigene Arbeit, um Entlastung der zum Bersten gespannten Grenzen des Reiches.

Langsam voran brach das Schiff sich Bahn. Die drohenden Schatten des schlafenden Riesen verschwammen in Abenddämmerung und Ferne. Das südliche Kreuz stieg auf am Horizont. Matrosen sangen mit gedämpfter Stimme heimweherfüllte Lieder. Da war auch mir die Fremde ihres Glanzes, ihres lockenden Zaubers entkleidet, und an das Herz griff die Sehnsucht nach dem deutschen Wald, nach blumigen Wiesen, nach der Heimat.

Malaria und Hitze! Meine Herren, das gilt nicht! Ihr macht mich ja nervös! Malaria hin und her. Malaria im Tischgespräch, an Deck und in der Kammer. Chinin auf dem Tisch, in der Tasche, überall! Westafrika ist der schlimmste Malariaherd! Gefahr, große Gefahr! Malaria, Malaria - Laßt mich in Ruhe. Ich vertiefe mich in ein Buch und lese von Kapitän Alan Field: Der Mann, der nach Westafrika geht und nicht alle möglichen Vorkehrungen gegen Malaria gebraucht, der ist ein Narr, und je eher er stirbt, desto besser ist es für die Arbeit, für die er ausgesandt ist. Laßt ihn Platz machen für einen Mann, der besser paßt für dieses Land. (Ein gefühlvoller Mensch, dieser englische Kapitän.)

Verdammt nochmal, ihr impft einem ja Malaria ein, mit jedem Wort, ihr suggeriert einem Malaria. Ich bin auf meiner Fahrt um die Welt auch durch einen malariaschwangeren Teil Asiens gekommen, ohne je das Wort Malaria zu hören, ohne eine Pille Chinin zu sehen, geschweige denn zu schlucken, und dabei habe ich nicht einmal an Malaria gedacht. Und nun macht ihr mich nervös!

In der Kammer höre ich eine Fliege summen, ein Moskito - Malaria ! Lächerlich - und wenn es ein Moskito wäre, Hunderte haben mich gestochen in Indochina und Indien. Aber vorbei ist es nun mit Schlaf und Ruhe! Das gilt nicht, meine Herren, ich protestiere! Malaria und Hitze! Die Hitze - uff! Das flimmert von Hitze und Licht, und das Schiff scheint in Glut getaucht. An den Eisenteilen verbrennt man sich die Hände, und der Teer in den Fugen der Schiffsplanken beginnt zu schmelzen. Die Sonne stand senkrecht über dem Deck, brannte mir ihre Strahlen auf Kopf und Körper und erfüllte mich mit versengender Glut. Ich hatte das Gefühl, Wasser auf meinem Körper müßte mit Zischen verdunsten. Ich flüchtete mich in die Kammer; aber dort war es schwül und heiß wie in einem Backofen, und die Glieder wurden schlaff und phlegmatisch. Nur keine Bewegung, keine unnötige Anstrengung. Das Gehirn war müde, wie ausgetrocknet, es wollte nicht denken, nur Ruhe.

Die Küste von Westafrika, Portugiesisch-Guinea kam in Sicht, gesäumt von Palmen und Busch. Ein schwarzer Pilot, in europäischen Kleidern, kletterte mit unbeholfenen, steifen Beinen die Leiter empor. War das Afrika, Neger in europäischen Kleidern, mit gichtischen Gliedern?

Der Ort Bissao ist der Sitz der portugiesischen Behörde, ein kleines Nest an der Küste, mit versandeten Straßen, doch immerhin mit elektrischer Lichtanlage. 10 Kilometer weiter im Lande ist Busch und Urwald. Die Portugiesen fühlen sich als Herrenvolk. Auf einstige Größe pochend und verweisend legen sie nicht selbst Hand an die Arbeit, sondern beschränken sich darauf, von den Negern ihre Steuern einzuziehen. In ihren vielen und großen Kolonien, die sie seit Jahrhunderten innehaben, ist wenig an Aufbau- und Erschließungsarbeiten geschehen. Glückliches Land, das es nicht nötig hat, sich zu plagen, denn es kennt keinen Mangel an Raum und hat daher keine Siedlungen in seinen Kolonien.

Ich ging hinein in das Eingeborenendorf Bissao. Zwischen den mit Stroh gedeckten Lehmhütten stampften Menschen, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, ihren Reis, schmutzverkrustete Schweinchen und Kinder wälzten sich auf dem sandigen Boden.

Vor einem primitiven Webstuhl saß ein schwarzer Geselle, und eine Frau flocht einem in ihrem Schoße liegenden Mädchen kleine Zöpfe und fuhr mit flinken Fingern immer wieder einmal zum Munde. Das war Afrika, echtes Afrika. Doch ich traute meinen Augen kaum! Durch dieses afrikanische Idyll zogen hohe Masten und spannten sich Drähte - die elektrische Leitung im Negerdorf. Ein blitzblankes, neues Motorrad stand an ein Lehmhaus gelehnt, und ein in tadelloses europäisches Weiß gekleideter Wuschelkopf hantierte fachkundig und auch ein bißchen prahlerisch daran herum, während schwarze, runde Bäuchlein um ihn herumstrichen und Kinderkugelaugen ihn bewunderten. Auf seinen eingeknickten Beinen, im Staub, hockte der eine, während ein anderer, nackt und faul, sich im Liegestuhl rekelte. Ich konnte mich nicht erinnern, im Leben krassere und lächerlichere Gegensätze gesehen zu haben. Irgendwo im Dorf stand ein ausgemergelter Lastwagen, der beinahe über die spitzzulaufenden runden Schilfdächer hinausragte. Eine Frau saß an ihrer Lehmhütte an einer Nähmaschine; zu ihren Füßen streckte sich ein dickes Schwein. Auf einer verbeulten, großen Blechbüchse trommelte auf einem freien Platz ein Schwarzer in rhythmischem Takt, und eine kunterbunte Gesellschaft, wie es gerade traf, mit oder ohne Kleider, tanzte einen Niggertanz. Ein lächerliches Gemisch von europäischen Dingen und wirklichem, afrikanischem Leben. Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder heulen. Wie lange wird es noch dauern, dann dringt durch das Radio "**Beethoven**" zusammen mit dem Abzugsrauch aus den Schilfdächern der Negerhütten. Das Telefon wird hineinschrillen in das Urwaldidyll, und der Jüngling im Lendenschurz und Wollhaar wird seiner Schönen im Grasrock, am anderen Ende des Busches, über den Draht seine Zärtlichkeiten zuflüstern. Das Flugzeug wird auch Urwaldferne überwinden, die Krokodile aus ihrer beschaulichen Ruhe aufschrecken und die Geier kreischend in die Flucht jagen, Innerafrika ist dann erschlossen und entzaubert.

Halbeuropäisierte Negerdörfer sind lächerlich.

An der Westküste Afrikas, am 11. und 12. Breitengrad, Portugiesisch-Guinea vorgelagert, liegen die **Bissagosinseln.** Sie sind kein Ausflugsort von Europa. Wer hat überhaupt schon von ihnen gehört? Die Kanarischen Inseln und die Azoren sind wohlbekannt. Wenige Sterbliche aber wissen von diesem Paradies, und das ist gut so, denn sonst wäre es bald kein Paradies mehr. Sie sind noch sehr ursprünglich, diese Inseln, und wenig erforscht. Es ließe sich gut Hütten bauen, hier, für 40 - 60 Mark ein Häuschen. Die Früchte fallen einem in den Mund, Fische bekommt man geschenkt, und ein Grasröckchen spendet Mutter Erde. Für wenige Pfennige könnte man hier herrlich und in Freuden leben, unter Palmen träumen, sich an dem munteren Spiel zierlicher Affen und Meerkätzchen erfreuen und unseren Herrgott einen guten Mann sein lassen. Nur eines müßte man sich versagen: das kühlende Bad in den plätschernden Wellen, denn der Hai lauert auf Beute.

Die Bewohner dieses Archipels, die Bissagosneger, sind denn auch ein freies, stolzes Volk. Sie sehen absolut nicht ein, warum sie arbeiten sollen, da die Natur ihnen doch alles zum Leben Notwendige spendet. Noch viel weniger aber können sie begreifen, daß sie den Portugiesen Steuern zahlen sollen. Dagegen haben sie eine große Abneigung, wie das überall so ist auf weiter Welt, und es hat aus diesem Grunde schon einige Male kleine Aufstände gegeben. Vor nicht allzulanger Zeit verweigerten sie wieder einmal die sogenannte Taxe. Da nahmen die Portugiesen ihre Königin gefangen. Die "hohe Frau" aber trat in den Hungerstreik, so daß man sie schließlich, um einen allgemeinen Aufstand zu vermeiden, wieder freiließ.

Auf die Dauer müssen natürlich doch die Eingeborenen den kürzeren ziehen.

Auf den Bissagosinseln herrscht das Mutterrecht. Die Frau ist Gebieterin und Herrscherin, wählt sich ihren Mann und stellt, wenn es ihr nicht gefällt, ihn wieder auf die Straße. Eine Königin ist das Haupt des Volkes und Gebieterin über Land und Leute.

Trotz vierhundertjährigem Besitz der Portugiesen herrscht auf den Inseln noch ursprüngliches Leben und Treiben; in das Innere sind nur wenige Weiße gekommen.

1925 pachtete die Deutsche Kamerun-Eisenbahngesellschaft für eine Zeitdauer von 99 Jahren einige der Eiländer, und schon heute rührt und regt es sich auf der Insel Babaque. Am Meeresufer sind an einer Stelle die Urwaldpalmen gelichtet, schwarzer Rauch steigt zwischen ihnen empor, und das Stampfen und Knirschen von Maschinen dringt in diesem Tropenparadies wenig harmonisch, doch zeugend von deutscher Tatkraft an das Ohr.

Die wildwuchernden Ölfrüchte werden hier verwertet und das Öl in großen Fässern versandbereit aufgespeichert. Das stampft und knirscht, und schwarze Gesellen im Lendenschurz stehen an dampfenden Kesseln und mächtigen Pressen und bedienen die Hebel.

Von der Fabrik ging ich einen Weg am Strand entlang, der mit kleinen Muscheln gepflastert war. Zur täglichen Speise der Bissagos gehört der Inhalt dieser Schalen, die sie im Schlamm, vom Meere angeschwemmt, finden. Ein ganzer Kübel davon ist das gewöhnliche Quantum für eine Familie. Die entleerten Muscheln fanden die Deutschen bei ihrer Ankunft in großen Haufen vor und benutzten sie als Straßenschotter, wobei sie sich gut bewährten.

An blitzblanken kleinen Villen mit luftigen Terrassen in blühenden Gärten kam ich vorüber, Blüten sprühten Farben, überreife Mangos hingen beinahe zum Fenster hinein, und alle europäischen Gemüse und Salate und dazu die Ananas und andere Tropenfrüchte strotzten von Saft und Kraft.

Sie haben es schön, diese drei deutschen Ehepaare und die drei Junggesellen, die in diesem Paradiese hausen. Und doch! Sind sie wirklich so sehr zu beneiden? Sie sind deutsche Pioniere und haben deren Leiden und Freuden auszukosten.

Das Land und das Klima sind gut und schön, wenn auch heiß, manchmal zu heiß, und das gelbe Fieber hat in diesem Jahr zwei Portugiesen hinweggerafft. Doch das ist nicht das Schlimmste. Fieber gibt es in ganz Westafrika. Aber die Inseln sind klein und abgelegen und nicht allzuoft kommen Grüße von der Heimat in Gestalt von Dampfern hierher.

Die paar Menschen sind einzig und allein auf sich angewiesen, und das wird mitunter langweilig, besonders für die Junggesellen.

Mein Weg ging weiter durch halbgerodeten Urwald. Bei Ankunft der Deutschen gab es hier keine Straßen, und nun durchziehen sie die Inseln nach allen Richtungen. Zwei Affen hintereinander sprangen über den Weg hinein ins Gebüsch. Riesige, hundertjährige **Kapokbäume,** mit Lianen umwachsen, verknorrt, streckten ihre Äste mit gewaltigem Schwung in die Luft. Unheimlich große Eidechsen, deren Oberkörper grünlich schillerten, sonnten sich auf Steinen. Ein hübscher, reiherartiger Vogel stolzierte über eine Lichtung. Und nun wurde es dunkel um mich. Der Urwald wollte sich hier nicht eindämmen lassen und machte Anstalten, die ihm mühsam abgerungene Straße wie-

der zu überbrücken. Wie eine Mauer, so dicht aneinandergewebt ist das Gestrüpp, und die leicht wiegenden Palmwedel strecken sich über meinem Kopf sehnsüchtig einander entgegen und streicheln sich wie nach langer, gewaltsamer Trennung verliebt und zärtlich.

Es flüsterte und wisperte um mich der Urwald mit geheimnisvoller, mächtiger Sprache. Vogelstimmen, Gezirp und sonderbare dumpfe Rufe. Nun ein helles Klopfen, mächtige Schläge und - dort - hoch oben am Wipfel einer Palme hockt ein Neger und schlägt mit einer Hacke die in traubenförmige Büschel verwachsene, reife, rote Frucht vom Baume. Behend, durch einen Gurt um den Leib am Baum gehalten, klettert er herab und mit seinen nackten Füßen durch das Gestrüpp kriechend, sammelt er die geschlagenen Früchte.

Da wird mir ordentlich bange um ihn. Es gibt viele giftige Schlangen hier, und besonders eine von ihnen ist gefährlich. Nach einigen Stunden ist stets jeder von ihr gebissene Mensch gestorben. Keiner konnte bis jetzt gerettet werden. Es kommt mitunter auch vor, daß sich diese ungemütlichen Tiere auf die Veranda eines Europäerhauses verirren. Da gibt es ein einfaches Mittel sich ihrer zu entledigen. Eine auf den Boden gestellte brennende Lampe zieht die Schlange mit magischer Gewalt an und unbeweglich, hypnotisiert, starrt sie auf das Licht. Das ist der günstigste Moment, ihr den Garaus zu machen.

Eine Lichtung tauchte an meinem Wege auf, und romantische Eingeborenenhütten, niedere Lehmmauern mit rundem, oben spitz zulaufendem Grasdach liegen vor mir. Wie Gott sie geschaffen, mit nur einem Grasröckchen angetan, Frauen und Männer, schöne Figuren, aber auch scheußliche Gestalten, stampften sie ihren Reis, trugen ihre Lasten auf dem Kopf oder rekelten sich faul im spärlichen Schatten ihrer Hütten.

Zwei herrliche Mädchengestalten hockten malerisch auf einer Matte. Ich zückte meine Contax. Doch in diesem Moment sprangen sie auf und husch! in die Hütte hinein. Aber die eine von ihnen kam bald wieder. Sie war bloß eitel und wollte sich nicht im "Werktagskostüm" knipsen lassen, die Kleine. Nun prangte sie in ihrem Festtagsgewand, in einem blendend weißen Hemd, das von der Schulter bis zur Ferse reichte. Soviel also haben sie in den paar Jahren den Weißen bereits abgeguckt.

Nun bot sie sich mit Gebärden zum Fotografieren an. Aber jetzt war mein Interesse für sie dahin. Mehr und mehr der schwarzen Menschen sammelten sich um mich, aber scheu und mißtrauisch umschlichen sie mich in sicherer Entfernung, verdächtig verzogen sich die Mündchen in den Gesichtern der kleinen Dickwänste, die sich an Mutters Grasrock hingen, wenn man den Blick auf sie richtete.

"Kinder, was macht ihr für Umstände, ich beiße nicht. Aber hier seht doch mal, ihr sollt auch ein kleines Vergnügen haben."

Ich zeigte ihnen meine Kamera, drücke sie schließlich dem einen der erwachsenen Krausköpfe in die Hand und bedeutete ihm, durch den Sucher zu gucken. Er kann erst nichts entdecken, dann aber macht er plötzlich einen Sprung in die Luft, und gestikulierend und mit aufgeregtem Kauderwelsch übergibt er die Kamera einer schwarzen Schönen.

"Da, du holde Maid, schau dir einmal die Welt durch dieses Loch hier an, wie sie klein und wunderlich ist", so oder ähnlich mag er wohl zu ihr gesagt haben.

Mit ängstlich zittrigen Fingern nahm sie das unheimliche Ding entgegen, dann aber strahlte sie und wollte sich gar nicht mehr von ihm trennen. Aber ein ungeduldiger, halbwüchsiger Junge nahm es ihr aus der Hand. Er guckte erst hindurch, aber er war sehr wißbegierig und versuchte an einem der Rädchen zu drehen. Da bekam ich Bedenken über das weitere Wohlergehen meiner Kamera.

"Kinder, nun ist es aber genug, nun gebt mir bitte meine Contax wieder."

Sie aber reagierten gar nicht auf die höfliche Aufforderung, und so war ich leider gezwungen, mit einem etwas unhöflichen Griff mein Eigentum wieder an mich zu bringen. Aber sie nahmen es nicht krumm. Im Gegenteil! Sie waren nun sehr zutraulich geworden, prüften mein Kleid auf Güte des Stoffes mit den Fingern, worauf ich dasselbe mit ihren Grasröckchen tat und meinte, sie wären viel schöner wie mein Kleid. Aber sie schüttelten energisch den Kopf, sie hatten also den Sinn erfaßt und, wie Evastöchter nun einmal sind, gleich Gefallen an dem Fremden gefunden, mag es auch unpraktisch und wenig geeignet für das Klima hier sein.

Ich seufzte wirklich etwas neidisch, während ich mir den Schweiß von der Stirne wischte und dachte, könnte ich jetzt doch mein Kleid für eures eintauschen. Auf dem Rückwege gab mir noch ein Teil der Bewohnerschaft das Geleit. Ich hatte die kindlichen Herzen dieser naiven Menschen im Sturm erobert.

Zweites Kapitel

Liberia, die Negerrepublik • Auf Fußtour ins Innere • Nachts ist der Urwald lebendig.

Es war noch früh am Morgen, als das Schiff vor **Monrovia, der Hauptstadt Liberias,** stoppte. Hier wollte ich den Dampfer verlassen. Aber noch lag ich zu Bett in meiner Kabine. Der Ventilator blies mir die Luft so kühlend ins Gesicht, und ich war so phlegmatisch durch die Hitze der vergangenen Tage, daß ich mich bloß faul streckte. Ich werde noch leicht fertig mit Packen; es ist ja noch so früh am Morgen und so wunderbar still. Plötzlich dringt ein furchtbarer Schrei an mein Ohr, daß ich mich entsetzt aufrichtete, Ketten klirrten, nackte und beschuhte Füße tappten und schlürften über Deck, begleitet von einem schrecklichem Gezeter und Gekeif, das unangenehm durch mein Kabinenfenster drang. Vorbei war es mit Ruhe und Schlaf. Ich sprang aus dem Bett und machte mich in Eile fertig. An Deck beruhigte mich lächelnd der Kapitän.

"Keine Sorge, das sind keine Piraten, sondern die Kruboys. Mit der himmlischen Ruhe an Bord ist es nun allerdings vorbei."

***"Kruboys"**: Jeder Frachtdampfer, der Westafrika befährt, nimmt 40 - 60 dieser Kruneger zum Ein- und Ausbooten an Bord.*

Die Kruneger, deren Stamm an der Pfefferküste in Liberia zu Hause ist, tragen auf ihrer Stirne ein Zeichen, das wahrscheinlich in der Sklavenzeit entstanden ist. Die Angehörigen des Krustammes malten sich dieses auf, um sich von den anderen Eingeborenen zu unterscheiden und sich den Sklavenhändlern als Kru kenntlich zu machen, da solche nicht gehandelt wurden. Man hatte nämlich schlechte Erfahrungen mit dieser "Ware" gemacht. Der größte Teil der Krusklaven starb an Heimweh (die Händler behaupteten, aus purer Bosheit), so daß der Handel mit ihnen nicht mehr lohnend genug erschien. Diese "empfindsamen und boshaften" Menschen wurden nun, um sie sich doch nutzbar zu machen, zum Einbooten der Sklaven verwendet. Seit dieser Zeit - Mittelalter - ist nun die Zuhilfenahme von Kruboys auf Schiffen erhalten geblieben. Jeder Frachtdampfer, der Westafrika befährt, nimmt in Monrovia oder einem anderen nahen Hafen 40 - 60 Kruneger zum Ein- und Ausbooten an Bord, da diese Arbeit für Weiße in den Tropen zu anstrengend ist. Haben sie nun früher auf Segelschiffen Menschen verfrachtet, so schleppen sie sich heute auf modernen Dampfern mit Kaffee und Pfeffersäcken, mit Palmölfässern, Bananen- und Piassavabündeln ab.

An der ganzen westafrikanischen Küste entlang bleiben sie an Bord und werden auf der Rückreise in ihrem Heimathafen wieder abgesetzt. Diese Boys sind nicht schlecht bezahlt. Sie erhalten bei voller Verpflegung 2 Schilling pro Tag. Da viele Frachtdampfer 2 Monate für die Tour benötigen, so

kommt es nicht selten vor, daß so ein Boy nach Ablauf der Fahrt zirka 100 Mark erhält. Aber da kommt der liberianische Staat und fordert seine nicht unerhebliche Steuer. Der Gouverneur der Krutown in der Hafenstadt, dem Sammelplatz der Boys, nimmt seine Prozente, der Headmann bekommt pro Mann soundsoviel. Den kläglichen Rest seiner Entlohnung nimm der Kru mit fatalistischer Ergebenheit.

Als 27. Gegner erklärte Liberia Deutschland den Krieg. Da erschien ein deutsches U-Boot von Monrovia, und die Liberianer sahen ihr einziges Kriegsschiff im Meer versinken.

Die Kruneger bilden einen der fleißigsten, von der herrschenden Klasse der Schwarzen unterdrückten Stamm in Liberia, der einzigen Negerrepublik unseres Erdballes, jener Republik, die als 27. Gegner Deutschland den Krieg erklärte. Liberia war vor dem Kriege deutschfreundlich eingestellt, und die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern waren sehr rege. Nur auf schärfsten Druck und Zwang der Alliierten ist Liberia in den Kriegszustand mit Deutschland getreten. Lange hat sich der damalige Präsident dagegen gewehrt. Doch er konnte dem Druck von Englands und Frankreichs Seite auf die Dauer nicht widerstehen, wollte er nicht die Eigenstaatlichkeit seines Landes aufs Spiel setzen. Also Kriegserklärung an Deutschland! Formsache nur! Deutschland war ja eingekreist, abgeschnitten, man würde vom Kriege nichts spüren, saß man doch beinahe am anderen Ende der Welt. Und sie schliefen ruhig, die guten Liberianer, während die Geschütze europäischen Boden zerpflügten. Da störte sie der böse Michel, dem sie die Feindschaft angesagt hatten, eines Tages jäh und unangenehm aus ihrem Schlummer auf. Die Deutschen kehrten sich nicht an Einkreisungen und Entfernungen, und eines Tages stand im fernen Afrika plötzlich ein U-Boot vor des neuen Feindes Hauptstadt Monrovia. Das Ultimatum erging an die Regierung, innerhalb einer bestimmten Zeit ihre Funkstation abzubrechen. Das schreckte die Liberianer auf, und mit flinken Beinen und aufgereckt liefen sie zu den alliierten Konsuln.

"Ihr habt uns in den Krieg hineingetrieben, nun helft uns auch."

Aber so groß die Alliierten erst in Versprechungen waren, so klein und hilflos waren sie nun, und so sahen die Liberianer ihre Funkstation in Trümmer und ihr einziges kleines Kriegsschiff ins Meer versinken. Das war ein schwerer Schlag für die nationalstolzen schwarzen Republikaner, die sich selber gerne Amerikaner nennen, denn sie kamen aus der Neuen Welt. Sie sind die Nachkommen freigewordener amerikanischer Negersklaven, zum Teil Mischlinge aller Schattierungen. Die sogenannte Pfefferküste, an der Liberia liegt, war seit ihrer Entdeckung durch die Portugiesen, im Mittelalter, der Schauplatz eines schwunghaften Sklavenhandels, in den sich hauptsächlich Spanien und Portugal teilten. Die steten Kämpfe zwischen den Eingeborenenstämmen ließen es an Zufuhr von "Ebenholz" nicht fehlen. Regelrechte Sklavenstraßen bildeten sich, auf denen lange Züge von gefangenen Negern zur Küste getrieben wurden. Man schätzt die jährliche Zahl auf etwa 10 - 12 000 und den "Umsatz" innerhalb drei Jahrhunderten auf etwa 8 - 10 Millionen.

Nach der Freilassung der Sklaven in Amerika kamen zahlreiche von ihnen in große Not und begannen den weißen Amerikanern lästig zu werden. Um diesem Übelstande abzuhelfen, bildete sich in Amerika eine Kolonisationsgesellschaft mit dem Zwecke der Grunderwerbung in Afrika, zur Ansiedlung freigelassener Neger. Man dachte an Westafrika, denn von dort waren die meisten Sklaven importiert worden. Man versprach sich auch viel Gutes von dem moralischen Einfluß, den eine christliche Kolonie von Negern auf die anderen "Barbarenvölker" ausüben würde.

1822 langten die ersten Emigranten in Westafrika an, und 1847 wurde die unabhängige Republik Liberia ausgerufen.

Die neugegründete Republik erfüllte nicht alle Hoffnungen, die vor allem Amerika in sie gesetzt hatte. Die ersten Einwanderer zeigten wohl einen erstaunlichen Eifer für Siedlungsarbeit, aber ihre Nachkommen ergriff bald eine Art Größenwahn, und sie betrachteten Siedlungsarbeit als untergeordnete Tätigkeit. Alles drängte zur Futterkrippe des Staates und so kam es, daß allmählich 50% der Liberianer als Beamte tätig waren. Dadurch entstand bald ein Stillstand im Siedlungswesen und eine chronische Leere im Staatssäckel. Anleihen wurden aufgenommen. Aber das Geld zerrann unter den Händen der Neger, ohne daß etwas von praktischem Wert geschaffen wurde. Man legte das ganze Gewicht auf Äußerlichkeiten und wollte es unter allen Umständen großen Mächten gleichtun. Man mußte ein Kabinett nach amerikanischem Muster haben, mit einem Postminister für das einzige Postamt in der Hauptstadt Monrovia, einen Kriegsminister für einige hundert Mann Soldaten und ein kleines Liliputanerkriegsschiff, das nicht den geringsten Verteidigungswert besaß. Dadurch wurden die Verwaltungskosten für das Land, das etwa 15 000 Liberianer (die Nachkommen der freigelassenen Sklaven in Amerika) und 1½ Millionen Eingeborene zählt, unverhältnismäßig hoch. Das Land befindet sich daher in schweren finanziellen Nöten und hat seinem Schuldner Amerika seine Zahlungsunfähigkeit erklärt. Die Verhandlungen über diese Angelegenheit finden in Genf statt. Ich wünsche dem liberianischen Ministerpräsidenten, der sein Land in Genf vertritt, ein hohes Alter, damit er ein Ergebnis in Genf auch noch erleben wird.

Grand Bassa! Ich sitze in der lauschigen Ecke auf der Veranda einer deutschen Faktorei in Gesellschaft meiner liebenswürdigen Gastgeber und wundere mich. Ist das Afrika? Afrika am Äquator? Es ist so kühl und angenehm. Und doch ist es Afrika! Auf das Dach, auf die Fensterscheiben prasselt der Monsumregen, wie Hagel so schwer und hart. Die mächtigen Kapokbäume am Strande vor uns verschwimmen im Regen, und der freie Blick auf das Meer ist gehemmt durch einen grauen Schleier. Die Regenzeit setzt ein. Auf der Veranda ist es gemütlich. Bei duftendem Kaffee erzählt ein Missionar, der aus dem Innern kam, vom Bassaland und fordert die junge Frau des Hauses und meine Wenigkeit zu einem Besuch seiner Mission auf. Wir sagen beide erfreut zu. Die Tour wird besprochen.

"Sie brauchen je einen Boy für den Koffer, vier Boys für die 'Hammer' und zwei zum Wechseln", so sprach der Missionar.

Naiv frage ich: "Eine Hammer? Was ist denn das?"

"Nein, nicht Hammer, sondern H-a-m-m-o-ck, Hammock."

"Na, und was ist das für ein Ding, eine Hammock?"

"Das ist eine Hängematte mit einem Dach darüber, in der Sie getragen werden."

"Was? Tragen? Ich denke, wir laufen."

Der Missionar lächelt überlegen, so daß ich wie ein unerfahrenes Grünhorn erröte.

"Ja, das wollen sie alle, wenn sie herauskommen, bis sie dann ihren Knacks weg haben. Was denken Sie denn? Hier in den Tropen wollen Sie eine ganze Tagestour laufen und noch dazu jetzt, zur beginnenden Regenzeit, in der Wege und Stege überschwemmt sind. Das können Sie nicht. Ich selber gehe ja auch per Hammock."

Ich füge mich. Dieser Herr, der das Land durch und durch kennt, muß es wohl besser wissen, obwohl mir der Gedanke, getragen zu werden, unangenehm ist.

Montag morgens. In dem Hof der Faktorei sammeln sich schwarze Jungens und drei Hammocks werden herangetragen. Es gibt noch einiges Hin und Her und Zwistigkeiten und Geschrei unter den Schwarzen, bis wir unsere Hängematten besteigen können, die Boys ihre Lasten aufnehmen und die Karawane sich in Bewegung setzt. Und sie ist stattlich, ich staune, fünfundzwanzig Jungens für eine

Tagesreise für drei Weiße. Es ist eine lange Reihe von Menschen, und wir nennen sie unseren Extrazug.

Nun schwanken wir vorbei an den paar Häusern der "Stadt" mit dem großzügigen Namen "Grand" Bassa, hinaus in freieres Gelände, und mir wird beinahe übel. Aber es ist nicht Seekrankheit, die mich befällt ob der Schaukelei, sondern ein moralischer Katzenjammer. Ich sehe die vier Burschen, die mich tragen, schon nach kurzer Zeit in Schweiß gebadet, und das gleiche unangenehme Gefühl, das ich in Japan bei meiner ersten Rikschafahrt hatte, stellte sich in verstärktem Maße wieder ein. Es geht wirklich gegen mein inneres Gefühl, mich mit gesunden Gliedern von anderen Menschen, ganz gleich welcher Rasse, in dieser Weise tragen zu lassen. Es nützt mir Neuling auch nicht viel, daß ich mir selber die oft gehörten Worte vorsage, der Weiße ist Strapazen in den Tropen nicht gewachsen, während sie dem Eingeborenen nicht schaden, also hat er das Recht und sogar die Pflicht gegen sich und seine Rasse, sich der Schwarzen zu seiner Hilfe zu bedienen. Ich sitze in meiner Hammock, ganz in Gedanken versunken, da stört mich der Missionar aus meinem Sinnen auf.

"Hier eine Kaffeepflanzung."

Ich sehe auf; wir sind noch auf einem leidlich guten Weg, der von Pflanzungen aller Art eingefaßt ist. Hier wechselt Kaffee mit Pfeffersträuchern und Ölpalmen. Kakaobäume tragen ihre Schoten und daneben dehnen sich langgestreckte Kassawafelder aus, deren Knollenfrüchte neben Reis die Hauptnahrung der Eingeborenen bilden.

An Früchten ist die Gegend überaus reich, und außer Orangen und Zitronen gedeihen hier Bananen, Ananas, Mangos, Popaias, Butterbirnen, die sehr fett sind und mit Salz und Pfeffer gegessen werden, und vieles andere. Das Land ist ja so fruchtbar, und ein kahler Stock, von irgendeinem Strauch gebrochen und in die Erde gesteckt, beginnt zu wachsen. Hölzerne Zäune treiben aus und werden grün und lebendig.

Urwüchsiger wird das Land um uns herum, die Pflanzungen hören auf und dichter Busch umgibt uns. Nur hier und dort sind noch Lichtungen; Feuer brennen die üppige Vegetation weg, und die großen Palmstrunke ragen schwarzverkohlt in die Luft.

Zusammen drängt sich der Weg, und die Hammockboys haben Mühe, sich im Gebüsch und mannshohen Gras vorwärtszuarbeiten. Der scharfe Geruch ihrer dampfenden Körper umweht meine Nase unangenehm. Nun beginnen sie zu singen, um sich im monotonen Rhythmus die Arbeit zu erleichtern. Anstrengend ist für uns diese Tour nicht, so getragen in der Hängematte.

Wohl brennt die Sonne vom Himmel, aber das Dach der Hammock und unser Tropenhelm schützen uns. Und doch ist diese Art des Reisens nicht angenehm. Die Boys stolpern über Stock und Stein, kommen ins Gleiten, fallen beinahe hin, und unser Transportmittel schwankt und fällt und stolpert mit. Ein jäher plötzlicher Fall auf einen Stein kann ein gebrochenes Rückgrat bedeuten. Aber die Burschen sind gewandt und mögen sie taumeln und in die Knie sinken, und mag die Hammock schwanken, nie berührt sie den Boden. Aber ein unangenehmes Gefühl bleibt trotzdem.

Der Weg wird steil und felsig und beinahe unbegehbar. Wir steigen aus und gehen zu Fuß weiter. Plötzlich macht der Missionar vor mir einen Satz. Ich ihm nach, obwohl ich nicht weiß, was los ist.

Ich sehe nur einen schwarzen Streifen quer über den Weg, ohne unterscheiden zu können, was es war.

"Das sind Treiber!"

"Oh! Treiber sind das? Wanderameisen!"

"Ja, und sehr gefährlich für Tiere und unter Umständen selbst dem Menschen. Sogar der Elefant ergreift die Flucht vor ihnen, und ein Pferd vermögen sie zu töten. Sie sind fast immer auf dem Weg, auf Raubzügen. Dieser dicke Strang der Karawane, den Sie hier sehen, mag vielleicht 2 - 3 Meilen

lang sein. Alles, was ihnen auf ihrer Wanderung in den Weg kommt, wie Mäuse, Vögel, Schlangen, sind im Nu aufgefressen. Wenn so eine Ameisenkarawane durch ein Haus geht, so knistert es eigenartig in demselben, und nach ihrem Abzug ist es von allem Ungeziefer wie Ratten und Insekten gesäubert. Aber der Mensch möge sich vor ihnen in acht nehmen."

"Das ist ja überaus interessant."

Ich mache kehrt und nähere mich dem schwarzen Band, das wie ein kleiner, über den Weg liegender Baumast aussieht. Ich beuge mich vorsichtig darüber und stelle fest, daß besonders große Tiere, mit hirschkäferartigem Kopf, auf beiden Seiten des Heereszuges mit hocherhobenem Oberkörper wie Soldaten unbeweglich stehen, Wächter! Sie scheinen mich, die ich mich geräuschlos über sie bücke, nicht als Feind oder Beute zu betrachten und stehen steif und still.

Am Rande des Weges, wo die Karawane aus dem Busch tritt, ist sie überdacht von einem Gewölbe aus Erde. Etwa zwei Zentimeter im Wege tritt sie offen zutage. Die Überdachung ist hier wohl von einem Menschenfuß zerstört. Aber hier bilden Ameisen selber einen lebendigen Wall für den Heereszug. Wie ein Netz, so hängen sie aneinander und überspannen die kleine, von Millionen dieser wandernden Wesen ausgetretene Rinne, in der ein unendlicher Strom von Ameisen seines Weges zieht, deutlich sichtbar durch das etwas durchsichtige Gitterwerk des lebendigen Schutzdaches. Ich stehe wirklich staunend vor dieser Disziplin und Organisation der etwas unheimlichen Tiere.

Weiter wandern wir, da der Weg hier sehr schlecht ist, stundenlang, balancieren auf schwankenden Stämmen über kleine Gewässer oder werden, wenn Balken fehlen, von den Negern hindurchgetragen.

Wir kamen durch Dörfer, in denen die Kinder entsetzt und schreiend vor den weißen Gespenstern in die schützenden Hütten flohen, Frauen sich zaghaft näherten, dann aber beherzt die unschöne weiße Farbe von unseren Armen abzukratzen versuchten, in dem Glauben, es müßte dann doch ein normaler schwarzer Mensch zum Vorschein kommen.

"Das hier ist der Baum, an dem vor einigen Jahren ungefähr dreißig Leopardenmänner hingerichtet wurden", sprach der Missionar, indem er uns auf einen großen Kapokbaum am Eingang eines Dorfes aufmerksam machte.

"Leopardenmänner?"

Der Missionar rief einen der ihn begleitenden Missionsjungen zu sich und ließ ihn erzählen:

"Die Leopardenmänner sind eine Vereinigung von Negern, die nachts ihre Zusammenkünfte haben und geheimes Gericht halten, also eine Art Femegericht. Der verurteilte Angeklagte, der keine Ahnung davon hat, wird in ein Kanu gelockt, das beim Überqueren des Flusses umgekippt wird. Während er im Wasser plätschert, wird ihm ein eiserner Haken in die Ferse gestoßen, und nun erst weiß der Unglückliche, daß ihn der Wasserleopard gefaßt hat und er dem Tode verfallen ist. An das Ufer gebracht, wird durch grausame Foltern versucht, noch alles mögliche über andere verdächtige oder auch nur mißliebige Personen aus ihm herauszupressen. Schließlich wird er durch einen langen, durch den Kopf getriebenen Nagel getötet und irgendwo verscharrt."

"Vor einigen Jahren wurden die Leopardenmänner hingerichtet? Dann gibt es also heute keine derartige Vereinigung mehr?"

"Trotz aller Anstrengungen der Regierung, sie auszurotten, soll sie doch im geheimen weiterbestehen. Es sind auch in den letzten Jahren auf geheimnisvolle Weise Menschen von hier und der Umgebung spurlos verschwunden. Doch ist das nicht unbedingt mit den Leopardenmännern in Verbindung zu bringen. Die Medizinmänner benötigen für ihren Zauber, soll er wirksam sein, Herz und Magen, Fingerspitzen und große Zehen von Menschen."

"Und in den letzten Jahren sind Menschen verschwunden?"

"Im letzten Jahr!"

Mir wird es etwas unheimlich, und ich betrachte sie nun mit ganz anderen Augen, die Menschen hier herum, die mir in ihrer scheuen Art so harmlos erschienen sind.

Eine Tagesreise von der Küste entfernt - doch was verwundere ich mich? Hat mir nicht Frau Hinrichsen, meine Gastgeberin, erzählt, daß einer ihrer früheren Köche in Grand Bassa nicht den Mut hatte, abends den einstündigen Weg nach Hause zu machen, da er Angst vor den Lebermännern hatte, die angeblich die Menschen töten und ihnen die Leber nehmen.

Voller schrecklicher Geheimnisse bist du, schwarzer Erdteil!

Um 5 Uhr erreichen wir die Mission, die im tiefen Busch im Bassalande liegt, herzlich aufgenommen von der Frau des Missionars.

Wir planen weitere Reisen ins Innere des Landes. Wie wäre es bis Banga, einer siebentägigen Tour durch Liberia bis zur französischen Grenze? Der Missionar wehrte entsetzt ab.

"Unmöglich! Jeden Tag Regenschauer! Die Flüsse sind überschwemmt, die Baumstämme darüber hinweggerissen. Sie kommen bestimmt nicht weit. Versuchen Sie sich lieber erst an einer weiteren Tagesreise, bis zur nächsten Mission Geah-barzondo. Sie haben dann wahrscheinlich genug. Alles was Sie auf der siebentägigen Reise sehen und erleben können, das kann Ihnen, wenn Sie Glück oder auch Pech haben, schon an diesem einen Tag begegnen. Leoparden gibt es schon hier und Herden von Elefanten über dem New-Ceß-River - und sonst - na, Sie werden ja sehen!"

Die Missionsfrau nahm eine Hammock, und Frau Hinrichsen und ich bestiegen je eines der zwei Missionspferde, Träger mit dem nötigen Gepäck folgten. Wir ritten auf langsamen Pferden durch üppigste Tropenlandschaften, durch Sümpfe und Geröll und auf Eingeborenenpfaden durch Urwald, daß die Baumstämme auf beiden Seiten unsere Knie abschürften, heimtückisch hängende Lianen sich um den Hals legten, um uns zu erdrosseln oder aus dem Sattel zu heben. Wir kamen in Dörfer, und die Kinder stoben schreiend und heulend in den Schutz der Hütten.

Aber oft mußten wir gezwungenerweise haltmachen. Die Pferde wollten einfach nicht mehr weiter, sie waren so störrisch wie auch Negerboys es sein können. Dann wieder versperrten uns Flüsse den Weg. Wir mußten absteigen. Auf schmalen, gebogenen Baumstämmen turnten wir in hohem Bogen über die Wellen oder planschten durch dieselben, wenn die angeschwollenen Gewässer den Steg und unsere Füße überspülten. Langsam setzte ich wieder einmal auf zwei übereinanderliegenden Pfählen vorsichtig Fuß vor Fuß. Schneeweiße Wasserlilien, die einen wunderbaren Geruch verbreiteten, zu meinen Füßen. Wie herrlich! Da rollte plötzlich einer der Stämme unter meinem Fuß davon und plumps, - da lag ich selber inmitten der Herrlichkeit und plätscherte, bis zur Brust im Wasser stehend, etwas übereilig ans Ufer. Der Gedanke an möglicherweise vorhandene Krokodile hatte mich derart angetrieben.

Mit vieler Mühe bringen die Boys die Pferde über die verschiedenen Gewässer. Um 4 Uhr sind wir an dem breiten New-Ceß-River, übermüdet von dem Ritt, von dem Kampf mit den störrischen Pferden, vom Überqueren der Flüsse und der schwülen Tropenatmosphäre. Kein Stamm, keine Brücke überspannt den New-Ceß. Aber am anderen Ufer, da ist ein Floß, von einigen Baumstämmen gebildet. Einer der Neger wirft sich ins Wasser, schwimmt ans andere Ufer und kommt mit dem Floß wieder zurück. Nach einer Stunde sind Menschen und Gepäck übergesetzt. Die Pferde bleiben hier mit ein paar der Jungens zurück. Es ist zu schwierig, sie über das Wasser zu bringen.

"Den Rest können wir laufen. Meiner Berechnung nach ist es noch ungefähr eine Stunde bis zur Mission. Wir können also vor 6 Uhr, gerade vor Nachteinbruch dort eintreffen", so meinte Frau L., die Missionarsgattin.

Es ist 8 Uhr abends. Dunkle Tropennacht! Ein Wetterleuchten in der Ferne glitzert über zittrige Palmen und Baumriesen. Die Karawane zieht stumm und still durch Busch und Urwald. Stumm und

still! Dreizehn Stunden geht die Trägerkolonne - seit frühestem Morgen, hindurch bis zum Abend, hinein in die Nacht. Dreizehn Stunden in den Tropen! Die Köpfe der muskulösen schwarzen Burschen senken sich, und tastend und unsicher tappen die Füße vorwärts. Der nimmermüde Mund der Wuschelköpfe schweigt und vergißt sogar Palaver (Streit) und Dasch (Trinkgeld) vor Müdigkeit. Ein schwankendes Licht an der Front des Zuges beleuchtet matt den Weg, und wir drei weißen Menschen suchen in seinem flackernden Schein mit brennenden Augen den Pfad, mit zittrigen Knien. Apathisch setzen wir Fuß vor Fuß, stolpern, richten uns auf und taumeln weiter. Das Ziel, die Mission in der Wildnis, kann nicht mehr weit sein. Vorwärts! Der Körper reißt sich zusammen und schwankt weiter durch den Busch. Hin und wieder ist ein leises Stöhnen zu vernehmen. Wie mit scharfen Messern zieht ein Schlinggewächs mit feinen, dünnen Blättern über Arme und Hände und ritzt sie auf, daß sie bluten. Man kann ihr nicht ausweichen in der Dunkelheit, der heimtückischen Pflanze. Die Schwarzen spüren sie nicht.

Wann endlich kommt das nächste Dorf; nimmt dieser Weg denn gar kein Ende?

Es ist schwül und drückend, die Kleider kleben am Leib und schmerzen, die Füße, naß vom Durchqueren der Flüsse, brennen wie Feuer und die Zunge klebt am Gaumen. Durst!

"Boy, the bottle!"

Die Flasche ist leer, kein Tropfen Wasser mehr.

Ein unterdrücktes Seufzen.

Weiter schwanken die Menschen, und der Busch geht über in Kassawa- und Reisfelder, und über den Bananensträuchern mit ihren gewaltigen, gespenstischen Armen gleichenden Blättern heben sich runde, spitzzulaufende Palmdächer gegen den dunklen Nachthimmel nur undeutlich ab. Ein Dorf! Mit neuem Mut und neuer Kraft streben wir darauf zu und schlängeln uns hindurch, durch dicht aneinandergedrängte Hütten, aus denen der Schein glimmender Feuer dringt. Es ist geheimnisvoll still. Das Negerdorf schläft und macht in der dunklen Nacht mit seinen sonderbaren, mir noch ungewohnten Formen einen unheimlichen Eindruck. Leicht werden in solch fremder Umgebung unangenehme Gedanken wach. Wir sind weit ab von zivilisierten Menschen, inmitten von Buschnegern, die vielleicht noch keine Weißen gesehen haben. Was soll die schreckliche Stille bedeuten? Ein Belauern? Überfall auf drei einsame Weiße? Eine Gestalt schleicht vorsichtig heran und drückt sich um uns herum. Was will sie?

"Eeh Moan - Mami", grüßt die Missionsfrau, mehr vertraut mit dem Völkchen. Da kommt die Greisin im Lendenschurz nahe heran. Über ihr verwittertes Gesicht zieht ein breites Grinsen, daß selbst in der Nacht ihre Zähne blendend weiß aufleuchten.

"Eeeeeh", grüßt sie langgedehnt.

Der Bann, der auf dem Dorfe lag, war nun gebrochen. Die Bewohner, über unseren nächtlichen Einbruch in ihr Dorf mißtrauisch und ungewiß über unsere wahren Absichten, faßten nun Mut, und schemenhaft traten sie aus dem Schatten ihrer Häuser auf uns zu. Nackte Männer, Frauen und Kinder.

Wir grüßen wieder und wieder: "Eeeh Moan!"

Da werden sie allmählich lebhaft und zutraulich. Mit Geschnatter drängen sich hauptsächlich die Frauen an uns heran. Erstaunen und Verwunderung und dann wieder so etwas wie Furcht spiegelt sich in ihren Mienen, und aufgeregt werden ihre Gesten und schreiend ihre gegenseitigen Zurufe, während sie unsere Arme betasten und uns mit ihren Fingern in die Haare fahren, daß es mir wie ein leises Gruseln durch das Herz zieht. Kannibalismus hat hier geherrscht, soll zwar heute ausgerottet sein, aber was soll das Betasten, das aufgeregte Wesen? Es wird immer unheimlicher.

"Unsere weiße Hautfarbe und die langen glatten Haare setzen sie so in Erstaunen und Aufregung", sagt Frau L., während das Gekreisch um uns her weitergeht.

"Wasser, Wasser! Ich kann es nicht mehr aushalten!" stöhnt Frau Hinrichsen. Ein Missionsjunge übersetzt die Worte. Im Nu erscheint eine der schwarzen Frauen mit einem Gefäß, vollgefüllt mit Wasser. Vor unseren Augen trinkt sie erst, um uns zu zeigen, daß es nicht vergiftet ist. Frau Hinrichsen schöpft mit unserem Becher. Ich will warnen: Tun Sie es nicht, es ist ungekochtes Wasser, wer weiß von woher. Und doch presse ich die Lippen aufeinander und schweige. Es ist hier nutzlos. Ich greife selber nach dem Becher und trinke das zweifelhafte Naß, das doch so köstlich schmeckt, und lächle der schwarzen Mami meinen Dank ins Gesicht.

"Wieweit ist es noch zur Mission?"

"Oh, weit, sehr weit!"

"Wie weit?"

"Drei Dörfer noch!"

Sie haben keine Zeitberechnung und messen die Entfernung nach Dörfern. Drei Dörfer! Die einzelnen Orte können eine Viertelstunde, aber auch eine Stunde auseinanderliegen. Wahrscheinlich in dieser Wildnis ist sogar letzteres. Also drei Stunden möglicherweise noch. Wir sehen uns an, und aus unseren Augen spricht ein gelindes Grauen. Drei Stunden! Der Körper will versagen, doch der Geist zwingt ihm seinen Willen auf, daß er sich wieder strafft. Wir wollen hinauf zur Mission. Vorwärts!

Während wir durch die typischen, alle Dörfer umgebenden Bananengürtel gehen, tönt uns noch einige Zeit der Abschiedsgruß der hilfsbereiten Dorfbewohner nach:

Hoahoo! Hoahoo!

Die Lampe schwankt weiter in der Nacht; das Licht versucht hinaufzukriechen an den langen Stämmen des *"high bush"*, vergeblich! Nur einige Meter hoch sind sie schwach erhellt und in mystisches Dunkel gehüllt. Von oben sind die Wipfel der Riesen vom magischen Schein des aus den Wolken brechenden Mondes umgleist und erscheinen dadurch himmelstürmend, wie verschmolzen mit Wolken und Mond.

Und im *"high bush"* rührt und regt sich's. - Nachts wird der Urwald lebendig. Das zirpt und trillert von tausenderlei Stimmen und krächzt und tutet dumpf. Durch das Laub leuchtet es hier und dort wie von Augen gefährlicher Ungetüme, und es raschelt im Gebüsch. Der Urwald ist lebendig!

"Die Elefanten sind längst schlafen gegangen", versuche ich zu scherzen und auch ein bißchen gegen meine Überzeugung zu trösten. Hat jemand die Frage danach überhaupt gestellt, die ich mit diesem Satz beantworte? Ich weiß es nicht. Sie lag auf jeden Fall in der Luft, sie lag bestimmt auch in den Gedanken meiner Begleiterinnen.

"Und die Leoparden?"

"Die scheuen vor der Lampe zurück", konnte ich mit mehr Zuversicht behaupten.

"Und die Schlangen?"

"Ja, die Schlangen - "

Schweigen!

Frau Hinrichsen macht plötzlich einen Satz nach vorne. Ich springe auch ohne zu wissen warum und fühle dann ein Kribbeln und Krabbeln, und dann beißt und zwickt es wie mit hundert kleinen Zangen. Verdammt! Nun bin ich gerade in einen Strang von Treibern gehopst. Ich wehre mich mit

den Händen nach Kräften, doch der Biester sind zu viele, und nur mit Mühe kann ich mich ihrer erwehren.

Der Hochwald geht zu Ende, mündet in ein Tal und der Weg in einen greulichen Sumpf, dem wir nicht ausweichen können. Wir müssen durch. Und wir tappen hinein in der Dunkelheit, daß der Schmutz hochspritzt, wir mit den Beinen versinken und sie kaum wieder hochziehen können. Wir sind ja so müde und noch ist kein Ende abzusehen, noch ist nicht das erste Dorf in Sicht. Wir queren Gewässer über schwankende dünne Holzstämme und wundern uns kaum, daß wir uns in der Dunkelheit noch über dieselben tasten können, so apathisch sind wir. Automatisch setzen wir unsere Füße vorwärts, durch Urwald, Busch und Sumpf, über Bäche und Felsen. Und dann kommt wieder ein Bananengürtel und ein Dorf, und schwarze Menschen umdrängen uns.

Die Missionsfrau und Frau Hinrichsen sinken auf eine unserer Kisten, und ich lasse mich auf einen Stein, der dabeisteht, nieder. Plötzlich entdecke ich daneben ein Tintenglas. Ich sitze also vermutlich auf dem Grabstein eines Häuptlings inmitten des Dorfes. Mit dem unglaublichsten europäischen Tand, wenn möglich mit farbigen Porzellanscherben oder leeren Flaschen, schmücken die Menschen hier ihre Gräber.

Mir ist es nun nicht mehr recht geheuer auf dem gewählten Ruheplatz, zumal die in Halbdunkel gehüllte Umgebung und die aufgeregten Schwarzen nicht dazu angetan sind, zu meiner Beruhigung beizutragen. Deshalb wechsle ich meinen Sitz. "Wie weit ist es noch zur Mission?"

"Weit, sehr weit! Drei Dörfer noch!"

Wieder noch drei Dörfer und eine Stunde sind wir schon von dem letzten bis hierher gelaufen. Wir glauben den Leuten nicht; sie können wohl nicht bis drei zählen. Doch sie behaupten es fest und steif: Drei Dörfer noch. Da sinken wir auf unseren Sitzen zusammen, und nun fühlen wir so recht unsere Müdigkeit. Können wir noch weiter?

Aber können wir denn hier bleiben, im Freien übernachten? Wir haben kein Zelt. Und wieder raffen wir uns auf, weiter!

Doch die Boys wollen nicht mehr. Durch Drohungen, mit Versprechungen und List gelingt es uns endlich, sie wieder hochzubringen. Nun dürfen wir keine Rast mehr haben, müssen durchlaufen, sonst bringen wir die Schwarzen nicht mehr weiter.

Stumm und still zieht die Karawane durch Busch und Urwald, vierzehn Stunden nun schon. Wir sind Maschinen geworden, die langsam Fuß vor Fuß setzen, die nichts mehr denken und auch Elefanten, Leoparden und Schlangen vergessen haben.

Inmitten eines *"high bush"* raschelt es plötzlich zu meinen Füßen. Ich sehe nichts in der Dunkelheit, aber es muß eine Schlange sein, ich weiß es. Entsetzt mache ich einen Satz vorwärts. Schlangen schätze ich nicht. Da sprüht es auseinander von meinem neuen Standpunkt, nach rechts und links, und wie ich weitergehe: ein unerträgliches Rascheln und Schleichen vor mir, hinter mir, unheimlich, grauenhaft. Mir sträuben sich beinahe die Haare. Dieser Urwald ist erfüllt von Schlangen; Hunderte ihrer Gattung müssen es sein. Und sie sind fast alle giftig in Liberia, und ihr Biß tötet unfehlbar innerhalb einiger Stunden. Ich höre Frau Hinrichsen vor mir springen und laufen. Wir sprechen nicht, und doch wissen wir alle, daß uns das gleiche Grauen erfüllt, das Grauen vor diesem furchtbar drohenden Geraschel, dem unheimlichen Schleichen, der unsichtbaren und doch so deutlich fühlbaren Gefahr. Wir sehen nicht eine Schlange, doch sie sind um uns, wir müssen förmlich von ihnen eingekreist sein. Sie hängen wahrscheinlich auch von den Zweigen der Äste, streifen gefährlich an unseren Gesichtern und Händen vorbei, sie ringeln sich zu unseren Füßen - wir hören sie schleichen und - das Herz stockt.

Aber wir kamen auch hier heraus mit heiler Haut. Wir passierten Dörfer, ich wußte nicht mehr wie viele, und ich taumelte, sprang und stolperte über Baumstämme, die wie Fußangeln im Elefanten-

gras lagen, und das Schneidegras zog wieder schmerzhaft über Hände und Arme auf diesem furchtbaren endlosen Weg in der Tropennacht. Aber endlich blinkte Licht durch Fensteröffnungen, Lampenlicht. Hunde jagten auf uns zu und warfen uns, die wir nicht mehr allzu fest auf den Beinen standen, beinahe um in einem unerwarteten Begrüßungssturm. Weiße Menschen traten aus dem Haus und hießen uns, wenn auch nicht ganz so stürmisch, so doch nicht weniger herzlich willkommen, als erste weiße Besucher ihrer Mission, inmitten von Busch und Urwald.

Am anderen Tag war Ruhetag und die Missionare erzählten von dem Leben der Buschneger, und da war einiges, das mich in Erstaunen setzte.

"Die Negerkinder kommen mit weißer Hautfarbe zur Welt. Nach einigen Stunden beginnt an den Haarwurzeln, den Fingernägeln und anderen Teilen des Körpers sich die Haut zu bräunen, und nach drei bis vier Tagen ist das schwarze Baby fertig. Sind die Kinder etwas größer geworden, so werden sie in wahrstem Sinne des Wortes mit Reis gestopft. In dieser Prozedur klemmt die Mutter ihr Kleines zwischen die Beine und stopft ihm mit einem Löffel den Reis in großen Mengen hinab. Die putzigen drolligen Dickwänste, über die man sich erst so verwundert, sind eine Folge davon. Die Jugend der Neger verläuft, wie die fast aller Kinder, sorglos. Der Kummer so mancher von ihnen mag, wie bei uns, mit der Schulzeit beginnen."

Baß erstaunt wende ich ein: "Schulzeit der Buschneger?"

"Jawohl! Und sie ist eine geheimnisvolle und beinahe unheimliche Angelegenheit und in mystisches Dunkel gehüllt. Besonders vor den Weißen werden nähere Einzelheiten über den Zauberwald oder *'gree-gree bush'*, wie die Einrichtung heißt, zu verbergen gesucht. Aber doch ist einiges über ihn auch zu ihren Ohren gekommen, obwohl die Geister des Waldes bestimmt jeden töten, der darüber auch nur das Geringste an Uneingeweihte erzählen würde.

Fast jedes Dorf besitzt seinen Zauberwald, und zwar für Knaben und Mädchen getrennt und weit voneinander entfernt. Die Knaben kommen ungefähr im zehnten Lebensjahr dorthin und bleiben etwa ein Jahr. Keinem Unbefugten, zumal aber keiner Frau, ist der Eintritt in den *'belly'*, Zauberwald für Knaben, gestattet, und es wird mit Bestimmtheit versichert, daß jeder Zuwiderhandelnde von den Waldgeistern gefangen und getötet wird. Die Schüler erhalten von alten Männern Unterricht in Gesang und Tanz, in der Handhabung von Waffen, in der Ausübung der Jagd und in Kriegführung. Ferner wird ihnen beigebracht, Hunger, Durst und große Schmerzen ohne Klage zu ertragen."

"Mit einem Wort, sie erziehen sie zu Männern!"

"Ja, die ganze Schule dient wohl nur dem Zweck, starke mutige Männer aus ihnen zu machen. Bei ihrem Eintritt wird ihnen der Glaube beigebracht, daß sie von den Waldgeistern getötet und im Zauberwald zu neuem Leben erweckt wurden. Die Kinder glauben auch steif und fest daran, so daß die Vermutung naheliegt, daß sie hypnotisiert werden, zumal sie tun, als ob sie alle Erinnerung an ihr früheres Leben verloren hätten und manchmal ihre Verwandten, ja selbst ihre Eltern nicht wiedererkennen.

Alljährlich findet ein großes Austrittsfest, das auch Teufelsfest genannt wird, statt, das vierzehn Tage dauert und zu dem die Menschen aus nah und fern herbeiströmen. Zu diesem Fest werden die Jungens, die in der Schule nackt gehen, in Bastzeug gekleidet, und die Arme und Beine werden ihnen mit Federn geschmückt. Und nun müssen sie zeigen, was sie gelernt haben. Sie führen ihre Tänze auf und singen ihre Lieder."

"Also eine Prüfung ihres Könnens?"

"So ähnlich wohl. Aber die Hauptattraktion des Festes bildet der phantastische Teufelstanz, den die Erzieher, die auch Zauberwaldteufel genannt werden, aufführen. Sie sind dazu in lange Blättermäntel gehüllt und mit hölzernen Masken vermummt. Die *gree-gree*-Teufel erfreuen sich eines großen

Respektes, da man sie mit den Verstorbenen in Verbindung wähnt, die einem bei Feindschaft Schaden zufügen können.

Ähnlich wie der *'belly'*- wird auch der *'sandy'*-Zauberwald für Mädchen gehandhabt, dem alte Frauen vorstehen. Die Ausbildung der Mädchen umfaßt neben Gesang und Tanz häusliche Arbeiten, Kochen, Netzestricken und auch Schönheitspflege."

"Vorbereitung für die Ehe also?"

"Für die Mädels ausschließlich."

"Der Tod eines Menschen im Bassaland verursacht wie überall ein großes Wehegeheul, und besonders die Frauen gebärden sich mitunter wie wahnsinnig. Vor der Beerdigung wird Reis auf den Körper des Toten gestreut und eine Henne daraufgesetzt. Wenn dieselbe den Reis von dem starren Körper frißt, so ist der Verblichene von den Geistern angenommen, andernfalls verweigert. In diesem Falle wird der Tote nach einem Jahr wieder ausgegraben und der gleiche Versuch gemacht, nachdem man die ganze Zeit hindurch den zürnenden Geist mit Festen, Gesang und Tanz zu versöhnen trachtete. Scheintotbeerdigungen sollen nicht selten vorkommen, und mancher bereits Begrabene hat sich selber wieder ausgegraben und ist ins Dorf zurückgekehrt. Aber das nützte ihm nicht viel. Er war nun einmal tot und hatte tot zu sein. Man glaubte nicht an seine wirkliche Auferstehung, sondern hielt ihn für einen Geist, den man schnell und gründlich nun wirklich ins Jenseits beförderte."

Dunkle Tropennacht! Wieder saß ich mit Frau Hinrichsen auf der Veranda der deutschen Faktorei in Grand Bassa. Die Brandung des Meeres brüllte und tobte und ließ das Haus erzittern. Die Lampe flackerte im Luftzug der Seebrise und beleuchtete unsere durch die vorhergegangenen Strapazen noch etwas abgespannten, doch zufriedenen Gesichter. Wohlig rekelten wir uns in unseren Korbstühlen und tauschten Erinnerungen aus über den Rückweg vom Bassaland.

"Wissen Sie noch - im Eingeborenendorf, wo wir übernachteten, wie die ganze Bewohnerschaft um uns herumsaß und uns andächtig beim Essen zusah?"

"Ja, und der schwarze Mombo, der mir plötzlich seine Liebe erklärte. Mir wurde schon bänglich zumute. Wenn er mich nun von der Missionsmami, der er seine plötzliche Entflammung für mich kund tat, kaufen wollte? Vielleicht war es ganz gut, daß mir die freundschaftliche Begrüßung, der schnalzende Ton beim Abgleiten der beiden Mittelfinger nicht gelang. Was sind doch die Weißen dumm, mag der Wuschelkopf sich gedacht haben, nicht einmal einen ordentlichen Gruß bringen sie fertig, und ich bin überzeugt, daß seine spontane Liebe in diesem Moment stark abkühlte."

"Am unangenehmsten waren für mich die Überquerungen der nun ganz hoch angeschwollenen Flüsse. Wenn wir, auf den Nacken von Negern sitzend, denen das Wasser bis zum Hals reichte, unsere Beine bis zu den Knien im Wasser schleiften, kamen mir immer recht unerwünscht die Krokodile in Erinnerung, deren es ja eine Menge hier gibt."

Wir hingen schweigend eine Weile unseren Gedanken nach. Es summte um uns herum von vielen kleinen und großen Insekten, und ein dicker Torpedo schoß brummend und wie verrückt im Zickzack im Raume herum und hinauf zum Licht. Ich dachte gerade daran, wie ich nach Rückkunft von der Tour, nach vierzehn Tagen, meine Sachen wiederfand. Moderluft wehte mir beim Öffnen meines Koffers entgegen. Meine Schreibmaschine war über und über mit grünem Schimmel und die Kleider waren mit grauen Flecken bedeckt. Das sind die Tropen zur Regenzeit.

Ein sonderbares Tier schwirrte auf den Tisch und setzte sich gerade vor mich hin, daß ich es gut betrachten konnte. Welch seltsames Insekt! Mit langem, dünnem, grünem Leib, mit durchsichtigen Flügeln, saß es unbeweglich, mit eigenartig andachtsvoll gefalteten Vorderbeinen. Nur das kleine Köpfchen auf langstieligem Hals drehte sich hinüber und herüber und äugte nach mir. Eine Mutter-

gottesanbeterin, ihrer frommen Stellung wegen so genannt, sonst aber ein sehr gefräßiges Raubtier unter den Insekten. Und nun wurde es noch lebendiger um uns herum. Das schwirrte und krabbelte von kleinen und großen Insekten und sie torkelten in unsere Fruchtsaftgläser, und wir achteten auf die ganz kleinen schon gar nicht mehr, sondern tranken sie einfach mit.

Dann aber wurde es doch ungemütlich. Hunderte von fliegenden Ameisen kamen herein, fielen zu Boden, auf den Tisch, auf unsere Kleider, und ich traute meinen Augen kaum: sobald sie festen Boden unter den Beinen hatten, fielen ihnen die Flügel ab, und sie krabbelten nun mühsam, immer paarweise, eines hinter dem anderen her. Es ist der Hochzeitsflug der Termiten, die ihre Bauten aus Ton 5 - 6 Meter hoch aufführen. Ich konnte nur den Kopf schütteln über die Verschwendung der Natur, als der Boy mit dem Besen Flügel und Ameisen zusammenkehrte und das schwarze Häufchen in eine Schüssel mit Wasser warf. Was bleibt nun übrig von dem ganzen Hochzeitsflug? Doch ich erinnere mich! Ein Stock von einem Strauch gebrochen und in die Erde gesteckt, beginnt hier zu grünen. Die Natur ist so verschwenderisch, wie die Tropen es erfordern!

Die Wellen branden an das Ufer, die ewigen Sterne blinken vom schwarzen Tropenhimmel, und die Uhr tickt ihre Zeit, langsam, unerbittlich.

"Es ist schon 10 Uhr, Frau Hinrichsen. Ihr Mann arbeitet immer noch?"

"Ja, und so ist es Tag für Tag, Sonntag wie Werktag."

So ist es Tag für Tag in den deutschen Faktoreien in Westafrika.

Durch den **Versailler Vertrag** wurde Liberia gezwungen, alles Eigentum deutscher Firmen zu beschlagnahmen und alle Handelsbeziehungen mit ihnen zu lösen. Doch deutscher Hanseatengeist ließ sich trotz schwerster Verluste nicht unterkriegen, und heute wehen sie wieder lustig und stolz an der liberianischen Küste, die Flaggen der alten Handelsfirmen von West u. Co., **Woermann**, Jantzen und wie sie alle heißen. Sie wehen stolz und mit Recht, denn deutscher Tüchtigkeit und Zähigkeit ist es nicht nur gelungen, wieder neue Niederlassungen zu gründen, sondern sie sogar führend zu gestalten. Die deutsche Handelsbilanz ist die höchste in Liberia. Aber es ist ein schwerer Kampf, den die deutschen Pioniere draußen durchzukämpfen haben. Die allgemeine schlechte wirtschaftliche Lage zwingt die Firmen, um den Handel überhaupt noch aufrechterhalten zu können, zur radikalen Minderung aller Spesen und zur Einschränkung des Personals. Dort, wo zur Friedenszeit sechs Herren standen, da stehen heute vielleicht nur drei, die das gleiche Arbeitspensum zu bewältigen haben, und daher kommt es nicht selten vor, daß die Agenten und ihre Angestellten nach der praktischen Tagesarbeit, im Laden oder im Hofe, abends noch bis 10 Uhr hinter den Geschäftsbüchern sitzen. Und das ist besonders in dem ungesunden Tropenklima keine Kleinigkeit.

Negerschöne im europäischen Kleid - aber mit der stammesüblichen Tabakpfeife.

Die Faktoreien, wie sie genannt werden, treiben Ein- und Ausfuhr. In einem großen Laden locken die deutschen Erzeugnisse den Eingeborenen an, und im Hofe gehen die Handelsgeschäfte mit den Negern, die ihre Produkte oft aus dem tiefsten Innern bis an die Küste schleppen, vor sich. Ich selbst trieb mich oft und lange in einem dieser Läden herum, und ich freute mich mit den schwarzen Mamis über die bunte Fülle und Mannigfaltigkeit der Waren. Neben dem Buschmesser sind Haufen von Tonpfeifen aufgeschichtet, und Seite an Seite mit Gewehr und Lendenschurz in schönster Eintracht Lippenstift und 4711, billige bunte Stoffe, Ohrringe, Perlen und anderer Schmuck.

Stundenlang konnte ich dem Leben und Treiben im Laden und den interessanten Kunden zusehen. Da drängten sie sich heran an den Ladentisch, die schwarzen Mamis, mit ihren Kindern im

Lendenschurz auf dem Rücken, die jungen Mädchen, die zur Schönheitspflege sich Gesicht und Oberkörper mit weißem Ton beschmiert haben. Der Buschneger, der seine Ölfrüchte zur Küste brachte, im kleinen Laberlapp, neben dem liberianischen Geck. Nun kam eine schwarze "Dame", mit wenig Kleidern beschwert. Aber sie trug bei strahlendem Sonnenschein ihren Regenschirm auf dem Kopfe spazieren. Sie will genau so wie viele ihrer weißen Schwestern das auch tun, zeigen, was für wunderbare Sachen sie hat. Und da kamen auch einige halbwüchsige Schwarze an, mit Wollmützen auf dem Kopfe. Wollmützen sind zur Zeit große Mode am Äquator. Wieder ein anderer trug eine Perücke mit langem, glattem Haar auf dem Kopfe. Das weiche lange Haar des Weißen ist es vor allem, das den Neid der Schwarzen erweckt, nicht etwa seine helle Haut. Umdrängt und beliebt ist im Laden jenes Gefäß, durch dessen Hahn der Alkohol fließt. Sonst aber kann die bunte Gesellschaft sich stunden-, ja tagelang im Laden herumtreiben, ohne zu kaufen. Dann allerdings nehmen sie wieder die unmöglichsten Dinge mit sich. Eine Schachtel Haarpomade in wundervoller, bunter Packung erregte die Aufmerksamkeit und Bewunderung einer der schwarzen Mamis. Die neugierige Evatochter kaufte dieses wunderschöne, ihr unbekannte Ding. Noch unter der Ladentür öffnete sie die Packung und leckte mit der Zunge an dem Inhalt. Obwohl sonst die Schwarzen in Lebensmitteln nicht gerade wählerisch sind und Ratten und die Kreide, die zum Weißen von Leinenschuhen und Tropenhelmen dient, geradezu als Leckerbissen betrachten, verzog sich doch ihr Gesicht etwas unangenehm. Aber sie war zumindest nicht verlegen und benützte kurz entschlossen nun die Haarpomade als Hautcreme und beschmierte sich damit das Gesicht.

Der weiße Angestellte hinter dem Ladentisch hat es manchmal wirklich nicht ganz leicht, seinen anspruchsvollen Kunden gerecht zu werden. Doch sicher und gewandt weiß er sie zu behandeln, denn er spricht ja ihre Sprache und das drolligste Intermezzo kann ihn kaum aus seiner Ruhe bringen. Eines Tages habe ich einen von ihnen doch etwas perplex und fassungslos gesehen. Eine schwarze Mami drängte sich vor zu ihm. In ihr Lendentuch gewickelt trug sie ihr Kind auf dem Rücken. Sie löste das Tuch, zog das schwarze zappelnde Baby hervor und streckte es mit einem Wortschwall dem Weißen entgegen. Doch dieser griff nicht danach. Wie erstarrt sah er einen Moment die Schwarze an, dann schoß ihm die Röte der Verlegenheit ins Gesicht. Abwehrend streckte er seine Hände gegen das Kind und die Mutter aus und murmelte nur stoßweise einige Worte. Doch die Mami wurde noch zudringlicher und versuchte das Kind dem Weißen in die Arme zu legen, wobei durch dessen passiven Widerstand das Baby in Gefahr kam, zu Boden zu fallen. Da wurde es dem Weißen doch zu bunt. Er fuhr das Weib empört und ärgerlich an. Sichtlich gekränkt zog sie nun ihr Kind zurück und verließ den Laden. Sie hatte dem Weißen ihr Kindchen zum Kaufe angeboten.

Auch vor dem Laden war noch ein Drängen von Menschen. Dort hatte ein Schneider seine Werkstatt aufgebaut und war umlagert von Schwarzen, die die eben gekauften Stoffe zu Hosen und Hemden verarbeitet haben wollten. Auch im Hofe der Faktorei machte mir das lebhafte Gewimmel großen Spaß. Das kam und ging immerfort. Reihen von schwarzen Körpern, mit Piassavabündeln auf dem Kopfe, stellen sich vor der großen Waage an. Ölfrüchte, Kaffeekörner werden herangetragen, und der weiße Massa steht an der Waage, wiegt die Ware ab, zahlt Geld aus und häuft die Ware auf. Und er hat oft seine schwere Not mit den schwarzen Kindern des Landes.

Mit Vorliebe schleppen sie an regnerischen Tagen ihre Piassava zur Küste, um das Gewicht zu erhöhen. Der Faktoreimann ist gezwungen, diese Negerschlauheit mit "weis(s)er" Intelligenz zu parieren. Es erfordert von ihm überhaupt eine außerordentliche Geschicklichkeit, in den gegenwärtigen wirtschaftlichen Wirren mit den Wuschelköpfen erfolgreich zu handeln. Für die ständigen Preisschwankungen haben die Buschneger absolut kein Verständnis, und sie können nicht begreifen, warum sie auf einmal für einen Bund Piassava, der vor Monaten noch mit sechs Schillingen bezahlt wurde, heute nur noch drei Schillinge bekommen. Sie schütteln verständnislos den Kopf, wenn der weiße Mann ihnen sagt, das hänge von dem Weltmarkt, der Börse und der Valuta ab. Da kommt der schwarze Mann natürlich noch weniger mit wie ein ehrlicher Weißer. Er meint, ein Stück Ware von gleicher Größe und gleicher Qualität könne nicht einmal sechs und dann wieder nur drei Schillinge wert sein. O, du harmloser beneidenswerter Neger, der du noch keine Ahnung von jenen Mächten

hast, die die Völker am Narrenseil herumführen. Aber seine Naivität macht dem weißen Massa das Leben in den Tropen sauer. Wer sollte es ihm verdenken, daß er die Worte des Weißen nicht begreift, nur ungläubig dazu lächelt und den Agenten für denjenigen hält, der ihn betrügen und ausnützen will.

Auch auf dem Hofe spielen sich oft lustige Szenen ab. Mancher Neger aus dem Busch ist doch nur sehr oberflächlich in europäisches Münz- und Zahlenwesen eingedrungen. Kam da eines Tages ein stämmiger Bursche im Laberlapp mit Kaffeekörnern an. 16 Cent (die Zahlen sind mir entfallen und heute willkürlich gewählt) will ihm der Weiße für ein Pfund auszahlen. Aber entrüstet wehrt sich der Buschneger. 16 Cent nur? Das wäre ihm zu wenig, 12 will er unbedingt haben! Unsicher in seiner Berechnung, mißtrauisch auch dem Weißen gegenüber und zu der Annahme geneigt, daß ihn dieser ausnützen und durch den gebotenen Betrag betrügen wolle, wehrt er sich gegen denselben.

Im Hofe der Faktorei klingt der Takt und Rhythmus der Arbeit. Die angekauften Rohprodukte, wie Piassava und Ölfrüchte, müssen in der Faktorei erst versandbereit verarbeitet werden. Erstere, ein Hauptausfuhrprodukt Liberias, diese biegsame braune Holzfaser, die zur Herstellung von Bürsten und Besen dient, kommt von der Raphiapalme. Die Eingeborenen schlagen die Bäume, und die Strünke davon werden längere Zeit ins Wasser gelegt, bis das weiche Fleisch sich löst und nur die zähen Zellen, die Piassava, zurückbleiben. In diesem rohen Zustande bringt sie der Eingeborene zur Faktorei. Hier muß sie erst einmal übertrocknet, dann durchgehechelt und zum Schluß Faser für Faser durchkontrolliert werden. Es erscheint schwer verständlich, wie es bei dieser langwierigen Arbeit, bei den Fracht-, Zoll- und anderen Spesen, noch möglich ist, eine Bürste oder einen Besen in der Heimat für Pfennige herzustellen.

Die Ölfrüchte werden in den Faktoreien in großen Kesseln gekocht, und dadurch wird das Rohöl zur Herstellung von Seife gewonnen. Es ist ein lebhaftes Gewimmel in den Höfen der Faktoreien, in denen oft bis zu fünfzig schwarze Jungens beschäftigt sind. Die Piassava wird auf weitem Gelände ausgebreitet, Säcke werden gefüllt und in Lagerhäusern verstaut, Fässer gerollt, und das alles mit viel Geschrei. Unerträglich aber wird der Radau zur Mittags- und Abendzeit, wenn der Reis verteilt wird. Ohne Palaver, ohne Streit und Gezänk, kann das nicht ein einziges Mal vor sich gehen.

Allmonatlich läuft ein Dampfer die Pfefferküste an. Aber das Verschiffen der Waren ist eine schwierige und nicht ungefährliche Arbeit. Es gibt keinen geschützt angelegten Hafen an der Westküste. Die Dampfer müssen weit draußen vor Anker gehen, da eine gefährliche Felsenbarre das Näherkommen verbietet. Die Faktoreienboote haben ihre Waren selbst an Bord zu bringen, und das ist mit den oft bis zu einer Tonne schweren Ölfässern keine Kleinigkeit in der tobenden Brandung, die hier herrscht. Die Boote müssen mühsam durch die hohen Brandungswellen an den Strand gezogen und dort umgelegt werden. Die Fässer können nun allerdings ohne große Mühe hineingerollt werden. Aber das Aufrichten des Bootes mit der schweren Ladung und das Hinausstoßen durch den Sand in das Meer ist nur mit äußerster Geschicklichkeit und unter richtiger Ausnutzung der Brandung möglich. Manches der Faktoreienboote ist an der Felsenbarre oder in der Brandung gekentert, und es sind dadurch auch schon deutsche Menschenleben vernichtet worden.

Gefallene Helden auf Vorposten, draußen im Handelskrieg!

Drittes Kapitel

Entlang der Elfenbeinküste • Doch Malaria!

Die frühe Morgensonne, eingemummt in dunstige Atmosphäre, sandte gedämpfte Strahlen über die gischtende, schäumende Brandung hinüber zu dem Leuchtturm auf dem Felsenriff, hinweg über die schöne Bucht von Grand Bassa, und traf, weit draußen in der rollenden See, mit vollem Strahl einen schlanken Schiffsleib, daß er aufleuchtete im Silberglanz, märchenhaft schön und helle Blitze

zurückschauderte. Das war der **Woermann**-Dampfer, der mich noch weiter in die Tropen führen sollte. Das Faktoreienboot, mit Ruderern besetzt, wartete einige Meter draußen und wurde von der Brandung hin und her gerissen. Einer der schwarzen Jungens nahm mich nun vom Strande behutsam mit starken Armen auf und trug mich durch die schäumenden Brecher ins Boot. Frau Hinrichsen kam mir auf gleiche Weise nach. Die zehn bronzenen Körper der Boys legten sich nun in die Ruder, und das Boot, emporgehoben von einer Welle, bäumte sich auf für einen Augenblick und schoß dann mit dem Bug in die Luft, als wollte es über alle Hindernisse hinweg zum Dampfer fliegen. Doch schon in der nächsten Sekunde stürzte es hinab, tief, tief, und eine gewaltige Woge, hoch über uns, stürzte heran, mit Donnern und Brausen. Sie mußte uns zerschmettern, begraben! Der Headmann brüllte ein Kommando, der Steuermann legte seine gewaltige Pranke fest um den Steuerknüppel, die zehn Ruderer stemmten sich mit den Beinen gegen den Boden und arbeiteten mit keuchendem Atem. Die Woge stürzte brüllend nieder, traf den Bug mit gischtender Wucht und spritzte den vordersten Jungens ihre Wut ins Gesicht. Schon schwankten wir auf ihrem zerfließenden Kamm und sahen neue Wellen auf uns zujagen. Aber wir kamen hindurch mit trockenen Kleidern, und das verdankten wir der fabelhaften Geschicklichkeit der schwarzen Burschen.

Auch das offene Meer war heute sehr unruhig, und das Boot schwankte und tanzte - mein Inneres war ebenso unruhig. Nach Togo wollte ich. Ob ich dort wohl an Land kam? Mein Visum, meine Papiere für die unter französischer Herrschaft stehenden geraubten deutschen Kolonien waren in Ordnung, aber ich hörte trotzdem allenthalben Zweifel um mich herum. Im Februar war in der Hauptstadt Lome ein Aufruhr, und Blut ist geflossen. Die Togoleute haben Hilfeschreie nach Deutschland losgelassen, die Rückkunft der Deutschen gefordert. Es sollte heute noch nicht alles in Ordnung sein - ob man mich unter diesen Umständen hineinlassen würde? Und, auch wenn ich hineinkomme, muß ich damit rechnen, daß man mich auf Schritt und Tritt beaufsichtigt, kurz, mich in jeder Weise hemmt. Und ich wollte doch gerade hier mich frei bewegen können, mich unterhalten mit den treuen Togoleuten, die es nicht glauben konnten und wollten, unter französische Herrschaft zu kommen und die ständig, wenn auch unerhört, ihre Rufe nach deutscher Herrschaft in die Welt hinausschreien.

Wir waren am Schiff. Unser Boot wurde emporgeschleudert, hinauf ein Stück am Fallreep, und dann sanken wir wieder hinab, daß unsere Blicke hoch emporschweifen mußten zur Treppe, von der uns nun ein großer Abstand trennte. In einem rasenden Tempo ging das auf und ab. Ich faßte in einem mir günstig scheinenden Moment nach der Kette des Fallreep, um hinüberzuspringen - da sackte auch das Boot unter mir fort. Kaum konnte ich noch die Kette loslassen, denn sonst wäre ich, hilflos zwischen Treppe und Wasser baumelnd, von den aufkommenden Wellen überflutet worden. Auch hätte das neuerdings emporgeschleuderte Boot mir an der Treppe die Beine zerschmettern können. Nun taumelte ich am Rande des Bootes und hätte bestimmt das Gleichgewicht verloren, hätte mich nicht ein Negerboy noch schnell beim Schlafittchen gefaßt. Der zweite Versuch gelang besser, da mir nun ein Weißer am Fallreep helfend seine Hand entgegenstreckte. Frau Hinrichsen hatte schon das erstemal Glück.

Beim Hinaufsteigen der Schiffstreppe leuchtete mir von der Signalrah die Hakenkreuzflagge entgegen, die erste, die ich auf einem deutschen Schiffe sah. Es hat dem Kapitän einige Ungelegenheiten gebracht, unser geliebtes Symbol. In Teneriffa verweigerten die Hafenangestellten die Löschung der Ladung, wenn die ihnen nicht genehme Flagge nicht gestrichen würde. Aber sie wurde nicht gestrichen, und so gingen die Leute nach etwas langwierigen Verhandlungen am Nachmittag doch an die Arbeit. In Las Palmas wurde an den Kapitän dasselbe Ansinnen gestellt. Doch da griffen sie alle zu, die deutschen Jungens, Koch und Schiffsjunge, Matrose und Heizer, und sie löschten ihre Ladung ganz allein, während ein Leutnant und zwölf Mann von einem spanischen Kriegsschiff sie vor dem Pöbel schützten! "Damit hatten die Arbeiter nicht gerechnet, und der Entgang dieses Verdienstes mag sie nicht wenig geschmerzt haben", so endete der Kapitän seine Erzählung.

"Schiff klar!" meldete nun der Erste Offizier.

Das bedeutete den Abschied von Frau Hinrichsen. Es fiel mir gerade in der Fremde oft unendlich schwer, mich von Menschen, die mir mit Güte entgegenkamen, zu trennen. Es war mir immer von neuem, als ginge wieder ein Stück Heimat, das letzte, von mir, als wäre ich nun wirklich erst ganz allein unter wildfremden Menschen, auf weiter Welt.

"Von morgen ab wird entlang der ganzen Elfenbein- und Goldküste das Fallreep nicht mehr heruntergelassen. Das Meer und die Brandung werden hier immer noch gefährlicher. Alle Menschen werden von nun an nur noch in der Mamichair an und von Bord gehievt", erklärte der Erste Offizier.

Im liberianischen Hafen Sinoe packte der größte Teil unserer bunten Deckpassagiere sein Bündel, und die schwarze Gesellschaft mit Kind und Kegel drängte sich um die Mamichair. Doch nur vier Menschen fassen die beiden Holzbänke des Kastens. Der Haken des Kranes wurde in die Öse des Drahtseils an den Chair eingefügt - eine Handbewegung des Kruheadmanns - die Maschine knirschte, und der Holzkasten mit den Menschen flog, wie von Geisterhand gehoben, hoch. Tief zogen die Mamis ihre Köpfe ein, und die schwarzen Kinderkugelaugen wurden noch viel größer. Einen Moment standen die Menschen oben in der Luft still, dann eine drehende Bewegung, und sie schwenkten hinaus über Bord und schwebten nun hoch über dem brodelnden Meer. Eine der Schwarzen guckte auf und schloß schaudernd die Augen wieder. Und dann sank der Kasten hinab und setzte etwas unsanft auf den Boden des schwankenden Kahnes auf. Schnell und gefahrlos ging dieses Vonbordgehen vor sich bei der rollenden See.

Unser Schiff lief nun täglich meist zwei liberianische und danach französische Orte an der Elfenbeinküste an. Palmen, Kapokbäume, Eingeborenenhütten und hellgestrichene Häuser von Weißen grüßten vom Strande. Faktoreienboote wurden durch nervige Fäuste über schäumende Brandungen gezwungen und die kunterbunte Ladung unter der lärmenden Arbeit der Kruboys gelöscht.

Eines Morgens strahlte die Sonne in blendendem Licht und ließ die Hakenkreuzflagge an der Signalrah in flammender Helle aufleuchten. Da griff ich zu meiner Kamera und stieg eine Treppe hinauf, um die Flagge aus der Nähe fotografieren zu können. Und da zitterten mir die Knie, drohten unter mir einzuknicken, und nur mit Mühe konnte ich die Stufen nehmen. Aber ich kam nach oben und wollte die Kamera zum Auge führen, doch schlaff sanken meine Arme herab, und der Apparat entfiel beinahe meiner Hand. Da erschrak ich - Malaria - doch Malaria? trotzdem ich klein beigegeben und der heimtückischen westafrikanischen Küste meinen Tribut gezollt und mein tägliches Quantum Chinin geschluckt hatte. Mühsam schleppte ich mich zurück in die Kabine und sank nun wirklich sterbensmüde auf mein Bett, und bald durchschüttelten Fieberschauer meinen Körper.

Herrgott! Was hatte bloß der Missionar mir eine Menge von Fällen erzählt, in denen Weiße nach nur kurzem Aufenthalt in Liberia ein paar Tage nach Betreten des Schiffes gestorben waren. Ich fühlte mich so matt und glaubte ihn wirklich nahen zu fühlen, den unerbittlichen Gesellen Tod. Da fuhr ich auf. Meinen letzten Bericht nach Hause, ich mußte, ich wollte ihn noch schreiben. Und da setzte ich mich hin und schrieb mit brennender Stirne und während Kälte und Hitzewellen durch meinen Körper jagten, mit zittrigen Fingern, meinen letzten Bericht. Und leise protestierende Gedanken mischten sich in meine Arbeit. Warum gerade hier an der französischen Elfenbeinküste, wo ich keinen Stein kannte, wo Menschen wohnten, die das Deutsche haßten? Wäre es doch lieber in Grand Bassa gewesen. Dort am Leuchtturm zwischen den Felsen, auf denen ich gesessen hatte, als ich den tropischen, farbenprächtigen Sonnenuntergang betrachtete, dort, wo die deutsche Flagge Schwarz-Weiß-Rot und die Hakenkreuzfahne so nahe vorüberstreichen, wo dicht daneben Deutsche wohnen, dort möchte ich wohl eher ruhen.

Am Abend war meine Arbeit beendet; mir war es wirr im Kopf, und ich wandte mich an den Ersten Offizier, der den fehlenden Arzt vertritt.

"Den Symptomen nach ist es ein Malariaanfall. Doch haben Sie keine Angst. An Malaria stirbt man heute nicht mehr. Wozu hat man denn Atebrin und andere Mittel. Unangenehm ist es ja wohl, daß Malaria, wenn einmal aufgetreten, meist öfter wiederkehrt. Sehr gefährlich ist allerdings die mögli-

che Folge von Malaria, das Schwarzwasserfieber. Aber so weit lassen wir es erst gar nicht kommen. Nun packen Sie sich erst mal ins Bett. Sie müssen fest schwitzen diese Nacht. Ich bringe Ihnen dann noch etwas in Ihre Kammer."

Und er brachte mir Tabletten und eine heiße, dampfende Zitronenlimonade. Ich schluckte die einen und schüttete die andere hinunter und dann steckte ich noch den Kopf unter die Decke. Ich wollte unter allen Umständen gesund werden. Nach gar nicht langer Zeit verließ ich mein Dampfbad und wechselte Wäsche und Bett. Bevor ich langsam eindöste, umsummten mich einige Moskitos, und ich erinnere mich noch eines dumpfen Ärgers darüber, daß gerade und ausschließlich die "Damen" dieser Tiergattung die Keimträgerinnen der Malaria sein müssen. Dann kam es mir noch vor, als hörte ich eine spöttische Männerstimme: "Da seht ihr wieder, alles Übel kommt doch von ihr", dann aber war ich zum Glück auch wirklich entschlafen. Am Morgen erwachte ich frisch und gesund.

Weiter zog das Schiff an der französischen Elfenbeinküste und lief die Orte Tahu, Sassandra, Lahou und wie sie noch heißen, an, und da war kein Platz, an dem nicht die Franzosen Sauerkraut und Würstchen für ihren Privathaushalt mitgenommen hätten. Zehn Dosen von dem einen, ein ganzes Fäßchen gleich von einem andern. Nun begreife ich wirklich nicht mehr so ganz, warum man in Amerika die Deutschen als "Sauerkrautpeople" bezeichnet. Wir kamen rasch vorwärts, und ich freute mich schon, so fahrplanmäßig in Lome einzutreffen - aber da wurden pessimistische Stimmen laut:

"Wenn wir nur erst Assinie hinter uns hätten!"

"Assinie? Warum?"

"Abwarten!"

Wir kamen eines Nachmittags nach Assinie. Faktoreienboote plätscherten von dem nebenanliegenden französischen Dampfer, dem sie Ladung brachten, zu uns herüber, um von uns Ladung zu übernehmen. Schnapskisten ! Das Boot wurde von unserer Barkasse ins Schlepptau genommen, um es bis zu den ersten Brandungswellen zu bringen. Keine 20 Meter vom Dampfer entfernt, griff schon einer der Schwarzen nach dem Brecheisen und - knick, knack, die Kiste war auf. Der Erste Offizier brüllte die Neger an. Doch sie ließen sich gar nicht stören.

"Was willst du", gaben sie frech zurück, während sie nach den Flaschen griffen und - krasch - mit ihren starken Zähnen den Hals knackten und den Inhalt, Flasche um Flasche angesichts des Schiffes in ihre Kehlen schütteten. Ganz still und ruhig sprach der Erste Offizier: "Sie sind ihnen bereits über den Kopf gewachsen, den Franzosen. Das ist der Ton, den sie ihren Herren gegenüber anschlagen. Sie kennen keine Disziplin mehr und verhöhnen den Weißen."

Und hier liegt vor allem auch die schwarze Gefahr! Eine Karte von dem schwarzen Erdteil zeigt ungefähr ein Drittel Afrikas, eine beinahe kompakte Masse, den ganzen nordwestlichen Teil, mit den französischen Farben. Und dort werden braune und schwarze Menschen gedrillt und mit den modernsten Angriffswaffen ausgerüstet. Und Eisenbahnen, Autostraßen, Fluglinien, sie laufen strahlenförmig zusammen, auf Europa zu. Wenn man wirklich von einer schwarzen Gefahr sprechen kann, Frankreich züchtet sie in einer kaum verständlichen Unbekümmertheit hoch und baut ihr ein regelrechtes Einfallstor nach Europa, das es gegebenenfalls nicht mehr zu schließen in der Lage ist, dazu hat es den Schwarzen nicht fest genug in der Hand.

"Kommen Sie schnell, sehen Sie, ein Boot ist gekentert", schreckte mich der Kapitän aus meinem Sinnen auf. Draußen in den hohen Brandungswellen wirbelte ein Boot, kieloben herum, und wie schwarze Kugeln, umbrandet und umtost von brausender Gischt, strebten zehn Wuschelköpfe dem Strande zu. Nur einer von ihnen tauchte neben dem Boote auf, schwang sich darauf und ließ sich mit ihm herumtreiben. Die Barkasse vom französischen Dampfer näherte sich ihm vorsichtig. Ein

Schwarzer sprang von ihr aus ins Wasser und schwamm hinüber zum Boot. Ein Tau zog er hinter sich her. Die beiden dunklen Figuren turnten herum auf dem Boot und im Wasser, und es gelang ihnen, das Tau festzumachen. Die Barkasse zog an und langsam das Boot mit sich. Doch plötzlich machte sie einen Satz und schoß davon. Und das Boot taumelte wieder allein und hilflos in der Brandung. War das Tau gerissen oder hatte es sich einfach gelöst? Die Barkasse machte kehrt. Mit vieler Mühe bekamen die beiden Neger das Boot wieder fest, und wieder zog es die Barkasse einige Meter mit sich und schoß dann wie das erstemal allein weiter. Ein dritter und vierter Versuch endete mit demselben Erfolg.

Unsere Barkasse kam in die Nähe, hielt still. Der deutsche Führer stand mit gespreizten Beinen und sah sich das Schauspiel erst einmal an. Als die französische Barkasse das viertemal allein davonrauschte, weit hinaus ins Meer, da warf er sein Tau dem Boote zu und bis jenes aufgefangen und herumgedreht war, zog er schon das gekenterte Boot hinter sich her und auf unseren Dampfer zu. Wie ein verprügelter Hund folgte nun die französische Barkasse hinterher, und wir am Schiffe freuten uns. Der Erste Offizier ließ nun das Boot am Kranen hochziehen und dann vorsichtig, damit es in seine normale Lage kam, wieder ins Wasser zurück. Nun nahm es die französische Barkasse in Empfang, während das Mutterschiff seinen Dank herüber signalisierte - und tutete.

In der folgenden Nacht prasselte es plötzlich gegen die Schiffswand wie von Maschinengewehrfeuer. Monsum! Das quirlte und quixte um die Kabine herum, als stünde das Schiff unter Wasser, und am Morgen war der Strand verschwunden, so eingeschlossen hielt uns der strömende Regen. Keine Möglichkeit zur Löschung von Waren. Das sprang herab von oben und zwischen den Zeltverbindungen durch, und lustige kleine Bächlein schossen entlang am Deck. Es war auch am Schiff eine merkwürdig dumpfe und arbeitsunwillige Stille.

Selbst die Kruboys konnten an Deck nichts tun, und ihre gedämpften Laute, die aus den Räumen kamen, saugte das stumpfe, in seiner eintönigen Gleichmäßigkeit zum Rasen reizende Prasseln auf. Gegen Mittag lichtete sich der Himmel, und am frühen Nachmittag hörte der Regen auf. Aber die Brandung war stürmend wie nie zuvor. Ungeduldig signalisierte der französische Dampfer um Ladung und der deutsche um Löschung der Fracht. Langsam nur belebte es sich am Strand. Und dann endlich wurden drei Boote ins Wasser geschoben, und je zehn Ruderer - hier mit Paddeln ausgerüstet - und ein Steuermann nahmen den Kampf mit der stürmenden See auf.

Sie griffen hinein in das Wasser mit ihren Paddeln und die je fünf Menschen in einer Reihe bewegten sich taktgemäß, als wäre es ein sehniger Körper und ein Wille. Und das Boot stürmte an gegen die Mauer, die das tobende Element ihm entgegenschlug, stieg beinahe senkrecht an ihr empor und dann mit einem Satz darüber hinweg. Doch das Meer, ergrimmt, jagte ihm dicht dahinter eine zweite Welle entgegen und trieb es trotz verzweifelter Gegenwehr der Burschen vor sich her, den Weg zurück, den sie sich eben mühsam erkämpft hatten.

Die Neger im Boot verschnauften einige Momente, dann legten sie wieder los in einem wahnsinnigen Tempo, das trotzdem die sehnige Kraft, die darin lag, nicht verbergen konnte. Und sie nahmen im Ungestüm eine und auch zwei Wellen, doch eine dritte schlug sie zurück, unerbittlich. Und sie kämpften verbissen, während das Meer sie emporschleuderte, sie hin und her warf und abtrieb. Eines der Boote schien bereits gewonnen zu haben und über der Brandung zu sein. Da kam noch eine schwere Woge angerauscht und nahm das Boot trotz aller Gegenwehr der Menschlein wie eine Nußschale mit sich zum Strand. Und nun, ich verdachte es ihnen wirklich nicht, sie hatten tapfer einen dreiviertelstündigen beinahe aussichtslosen Kampf gekämpft - legten sie die Paddeln hin und gingen an Land. Das zweite Boot wurde kurz nachher von einer Welle gekentert. Die schwarzen Burschen, gewandt wie Fische, schwammen an Land, und das Boot wurde durch die Brandung zurückgetrieben. Das dritte endlich kam durch und an Schiff. Man konnte den Jungens die Freude über den Kampf und den Sieg von ihren grinsenden Gesichtern ablesen, aber doch erklärten sie bestimmt: "Das Meer ist zu schlecht, nun kommen wir nicht mehr." Sie erhielten ihre Ladung und einen Brief.

Keiner der Weißen vom Schiff geht hier an Land, oder vom Land an Bord. Wichtige Schiffspapiere und Nachrichten werden von den Schwarzen hin und her befördert, aber nie im Original, sondern immer nur in Kopien. Zuviel ist hier schon verlorengegangen, im Meer verschwunden. Nun war für heute wieder Schluß. Wir hatten noch immer 120 Tonnen Ladung und waren heute eine halbe losgeworden. Was sollte das werden? Ich hatte meinen Dampfer von Togo weiter bereits festgelegt, jeder Tag, den ich hier so nutzlos verbringen mußte, fehlte mir dort.

Am nächsten Morgen prasselte wieder der Regen auf das Schiff. Da kam mit jammernden Tönen der erste Schiffsoffizier angehumpelt, die Füße täten ihm weh, denn es begännen ihm Schwimmhäute zu wachsen. Am Nachmittag gingen vier Boote vom Strande ab, drei kenterten, und nur eines kam durch, das seine Ladung bekam und auf dem Rückwege kenterte. Wieder waren wir an diesem Tage eine halbe Tonne los, aber sie lag im Meer.

Einige Tage länger sind wir hier und einige Tonnen losgeworden. Zum Teil hat sie das Meer verschluckt. Ist zufällig eines Nachmittags die See besser, so weigern sich die Neger zu arbeiten. Ich habe mich ergeben und lese mich im trauten Verein mit dem Schiffsingenieur so allmählich durch die Schiffsbibliothek hindurch, mit dem Kapitän zanke ich mich im familiären Ton beim Halmaspiel und zusammen mit dem Ersten Offizier lasse ich auf einem vorsintflutlichen Grammophon noch ältere Platten herunterkrächzen. Das Familiäre, das Gemütliche haben die Frachtdampfer den großen Passagierdampfern voraus. Zwischendurch warte ich nun, bis auch mir die Schwimmhäute gewachsen sind, um vielleicht doch noch das schöne Assinie an der Elfenbeinküste verlassen zu können.

Viertes Kapitel

Togo • Aufruhr gegen die französische Mandatsregierung • Ausflug ins Innere Togos • Wann endlich kommen die Deutschen wieder?

Schön brav brachte mich der wackere Handelsdampfer trotz aller gegenteiligen Befürchtungen doch noch von Assinie fort und setzte mich in Togo ab. Wenn ich gealtert oder mit grauen Haaren von Afrika zurückkommen sollte, so ist zu einem guten Teil Assinie daran schuld. Aber ich bin immerhin noch froh, über all dem Warten nicht zur Greisin geworden zu sein. Auch im Dampfer kochte die Ungeduld über die Löschung von nur einer halben Tonne Ware täglich und deren schließliche Entleerung ins Meer, und eines schönen Tages hob das Schiff seine Anker hoch und brauste mit Volldampf, empört und mit ungelöschter Ladung, der Goldküste entlang nach Lome.

Da war ich nun in **Togo,** in jener kleinen deutschen Musterkolonie, die sich als erste bereits vor dem Kriege rentierte und keines Zuschusses des Mutterlandes mehr bedurfte. Am 5. Juli 1884 wurde Togo durch den **Afrikaforscher Dr. Nachtigal** unter deutschen Schutz gestellt und die deutsche Flagge dort gehißt. In dreißigjähriger, angestrengtester Arbeit haben nun deutsche Pioniere das Land derart aufgebaut, daß es den Stand der viel älteren angrenzenden französischen und englischen Kolonien nicht nur erreichte, sondern sogar überholte. Mit Hochdruck wurde an der Erschließung des Landes gearbeitet, in vielen schwierigen Expeditionen das Innere erforscht, Straßen- und zwei Eisenbahnlinien in das Hinterland gebaut und Kokos-, Öl- und andere Plantagen angelegt. Missions- und Regierungsschulen sorgten für Heranbildung der nötigen schwarzen Hilfskräfte für die Verwaltung, und Ackerbauschulen machten aus den schwarzen Söhnen des Landes im Lendenschurz tüchtige Landwirte.

1914 war Togo mit seiner schönen Hauptstadt Lome **eine blühende und noch weiter aufstrebende Kolonie, die zu den besten Hoffnungen berechtigte.** Da brach auch über sie wie über ganz Deutschland der Krieg vollkommen unerwartet und verhängnisvoll herein. Durch die große Funkstation in Kamina, die direkte Verbindung mit Nauen hatte, kamen die ersten Nachrichten vom Aus-

bruch des Krieges. Man wußte nicht, wie sich die feindlichen Mächte zu den Kolonien stellen würden. Würden sie diese, gemäß der Verträge im Kongoabkommen, nicht mit in den Krieg hineinziehen? Auf jeden Fall vertraute das Kolonialamt auf die Verträge und gab nach Togo keinerlei Anweisungen außer einem kurzen Telegramm: Beruhigt Ansiedler und schützt Kamina!

Aber die Feindmächte kehrten sich nicht an das Kongoabkommen. Am 6. August wurde dem stellvertretenden Gouverneur, Major v. Doering, von England das Ultimatum gestellt, Togo innerhalb 24 Stunden zu übergeben. Er beschloß, Lome zu räumen und sich mit den wehrpflichtigen Deutschen, etwa 100 Mann, und der schwarzen Polizeitruppe, 350 Mann (Militär gab es in Togo nicht), nach Kamina zurückzuziehen. **Der Krieg in Togo dauerte nicht lange.** Die vereinigten Engländer (von der Goldküste) und Franzosen (von Dahomey), in vielfacher Überzahl, lieferten den Deutschen ein Gefecht bei Agbeluohoe, in dem Hauptmann Pfähler fiel. Am 22. August fand ein Gefecht bei Chra statt, das sehr verlustreich für die Gegner endete. Auf deutscher Seite fiel am Maschinengewehr Herr Klempp. Aber alle Tapferkeit konnte den Deutschen der ungeheuren Übermacht gegenüber nichts nützen. Sie wurden bei Kamina eingeschlossen und mußten sich am 27. August 1914 ergeben. Die Funkstation hatten sie vorher zerstört. Drei große Betonsockel und einige Eisenschienen sind die letzten Überreste dieses einstigen direkten Sprachrohres Togos mit dem Mutterlande. Dicht daneben ist das Grab des bei Chra gefallenen Deutschen Klempp. Es ist von einer Betonplatte überdeckt und wirkt, wenn auch rund herum von Gras überwuchert und keineswegs gepflegt, immerhin noch sauber und pietätvoll im Gegensatz zu Hauptmann Pfählers Grab am Bahnhof in Agbeluohoe. So viel ich erfuhr, ist es Pflicht der Franzosen für die Gräber zu sorgen. Aber es geschieht wenig oder gar nichts für die deutschen Kriegergräber, während in Chra ein schönes, gepflegtes Grab für die **schwarzen** Gefallenen der Alliierten sich befindet.

Drei große Betonsockel und einige Eisenschienen sind die letzten Überreste der Funkstation, dieses einstigen direkten Sprachrohrs Togos mit dem deutschen Mutterlande.

Bis 1920 blieb das überrumpelte Togo unter englischer Verwaltung, um im Oktober desselben Jahres zum größten Teil Frankreich unterstellt zu werden. Aber die treuen und anhänglichen Eingeborenen, mit denen die Deutschen nie in kriegerische Verwicklungen kamen, vor allem der intelligente Ewestamm, waren nicht zufrieden mit dem Wechsel der Herrschaft.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich unter französischer Verwaltung sehr verschlechtert. In Lome gab es bei ca. 8000 schwarzen Eingeborenen bald 3000 Arbeitslose. Trotzdem zogen die Franzosen, denen die treudeutsche Einstellung der Togoleute bekannt war, Hilfskräfte aus ihrer Kolonie, aus Dahomey, heran. In Lome herrschte also infolge großer Arbeitslosigkeit und im Hinterland ob der dadurch bedingten geringen Absatzmöglichkeit der Landesprodukte große Not und großes Elend. Das hinderte aber die französische Verwaltung nicht, mit großer Strenge die Steuern einzutreiben und zahlungsunfähige Schwarze ins Gefängnis zu stecken. Dadurch und durch die Unmöglichkeit für viele Eingeborene, ihr Leben selbst bei den bescheidensten Ansprüchen zu fristen, hat bereits eine große Auswanderung von Togo nach Accra und der ganzen Goldküste eingesetzt. Und von Dahomey ziehen die Franzosen weitere Leute heran. Das ganze Bestreben läuft darauf hinaus, die deutsche Gesinnung mit allen möglichen Mitteln zu unterdrücken. Unnötig zu sagen, daß die Jugend, die neue Generation, in den Regierungs- und Missionsschulen in französischem Geiste erzogen wird.

Unter diesen Umständen ist es kaum verwunderlich, daß die friedfertigen Togoleute im Februar dieses Jahres, als die Kopfsteuer neuerdings von 40 auf 52 Franken hinaufgesetzt wurde, dagegen in

Massen demonstrierten. Daraufhin wurden einige der Führer verhaftet. Nun erst setzte ein richtiger Aufruhr in Lome ein. Alle europäischen Läden wurden geplündert oder zumindest die Fensterläden dort eingeschlagen, und verschont blieb nur das einzige deutsche Geschäft. Diese für Deutschland so erfreuliche Tatsache bot den Franzosen Anlaß, den Aufruhr als bezahlte Propaganda von Deutschlands Seite hinzustellen und als Mittelspersonen insgeheim die einzigen zwei Deutschen, die noch in Lome sind, zu verdächtigen. Daß sie es nicht offen taten, beweist nicht nur ihre Unsicherheit, sondern ihr eigenes Schuldbewußtsein. Der Fall Togo ist für die "tüchtigen kolonisatorischen" Franzosen etwas beschämend, so daß man nach einem Sündenbock Ausschau halten mußte.

Nach der Plünderung der Läden zog die Menge, mit Stöcken bewehrt, zu dem Gouverneurgebäude mit der Forderung, die Gefangenen herauszugeben. Verwünschungen gegen die französische Verwaltung und die Rufe nach deutscher Herrschaft mögen dem Gouverneur nicht gerade angenehm in die Ohren geklungen haben. - Sie sind auch wirklich die schlagendsten Beweise für **Deutschlands kolonisatorische "Unfähigkeit"!**

Die Lage war brenzlig für den Gouverneur und da er auch nicht genügend Militär in Lome hatte, mußte er sich der Forderung der Demonstranten fügen und die Gefangenen herausgeben. Durch diesen Erfolg ermutigt, zog die Menge am nächsten Tag erneut vor das Gouvemementsgebäude, um auch die Herabsetzung der Steuern zu erreichen. Dem Zwang folgend, wurde dem Volke auch dieses versprochen. Die Lage für die Weißen war bedenklich geworden. Die Schwarzen, aufgepeitscht in ihren Leidenschaften, ergingen sich in Drohungen gegen die Europäer. Deshalb wurden alle weißen Frauen ins Gouvernementsgebäude in Sicherheit gebracht, nur nicht die einzige Deutsche und eine Engländerin.

Schließlich traf militärische Verstärkung von Dahomey ein, als die Gemüter sich schon wieder beruhigt hatten. Einer der mitherbeigeeilten Soldaten, ein Senegalese, der scheinbar schon mit Begeisterung auf das Menschenmorden gewartet hatte und sich nun in seinen Hoffnungen betrogen sah, zog eines Tages mit seinem Gewehr aus und schoß in einem Vorort von Lome einfach wahllos auf Männer, Frauen und Kinder und tötete dreizehn oder vierzehn Menschen. Darüber entstand eine ungeheure Aufregung und Empörung, ein Telegramm wurde an den Völkerbund und ein Hilfeschrei nach Deutschland gerichtet.

Nun hatte die Regierung die Macht wieder fest in Händen, und sie ließ nun alle Führer der Demonstranten, alle bekannten deutschfreundlichen Einwohner, und vor allem auch die schwarzen Angestellten der deutschen Firma verhaften und insbesondere bei letzteren peinliche Haussuchung durchführen. Aber was sie so sehr ersehnt hatte, ein die Deutschen belastendes Material, fand sich nicht.

Die Verhafteten wurden zu hohen Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt. Der Gouverneur nahm nun, unter reichlichem Schutz seiner Person, auch sein gegebenes Wort bezüglich der Steuerherabsetzung zurück, und die erhöhte Steuer wird mit drakonischen Maßnahmen eingetrieben.

Im Volke aber brennt und glimmt die Empörung und aus ihr heraus ertönt leise, oft aber auch laut, der Schrei nach der Rückkehr der Deutschen!

Wenig ist von diesen Vorfällen in der Welt bekanntgeworden. In begreiflicher Weise haben die Alliierten sich darüber ausgeschwiegen. Desto mehr Grund aber haben wir Deutsche, die Welt darauf aufmerksam zu machen, denn in allererster Linie sollen laut **Versailler Vertrag** die Interessen der Eingeborenen für die Wegnahme unserer Kolonien maßgebend gewesen sein. Wo die Interessen der Eingeborenen liegen: sie selbst haben es klipp und klar ausgesprochen in Togo: "Wir wollen die deutsche Herrschaft wieder haben." Sie haben es hundertfach ausgesprochen auch mir gegenüber, mit der immer wiederholten, sehnsüchtigen Frage: "Wann endlich kommen die guten Deutschen wieder?"

Ich kam wider Erwarten ohne Schwierigkeiten in Togo an Land. Im Gegenteil! Die Franzosen waren äußerst liebenswürdig und erklärten sich zu jeder Hilfe bereit. Ich konnte nur nicht so recht an die Ehrlichkeit dieser überaus höflichen Worte glauben.

Kurz vor meiner Ankunft war **Fräulein Elli Beinhorn** hier gewesen und wieder weggeflogen. Die Franzosen versuchten deren Nationalität nicht bekanntwerden zu lassen, weil sie Angst hatten vor dem Eindruck, den der Besuch einer deutschen Fliegerin bei den Eingeborenen hervorrufen könnte. Und so haben die zwei Deutschen in Lome nicht offiziell, sondern nur gesprächsweise von der Ankunft der **"englischen" Fliegerin Elli Beinhorn** erfahren. Die Nationalität der im Flugzeug ankommenden Dame konnte allerdings nicht geheimbleiben, zumal ihre Maschine die Aufschrift: Elli Beinhorn, Berlin, trug. Und daß sie Deutsche war, das löste bei den treuen Togoleuten große Freude aus, wie der folgende Brief eines Eingeborenen beweist:

"Die Familie A. wünscht der ersten Fliegerin, die jemals Togo gesehen hat, viel Glück und gutes Fortkommen bis zur Heimat. Togo hat zuerst Deutschland gekannt, und ich bin stolz zu sagen, daß, wie wir Deutschland zuerst gekannt haben, es nun wieder eine deutsche Fliegerin ist, die wir gesehen haben. Mein kleiner Erich hat nicht vergessen, der deutschen Fliegerin ein paar Apfelsinen zur Erfrischung zu senden.

Vielen Gruß an unsere deutsche Fliegerin!"

Allein schlenderte ich eines Morgens von dem wunderschönen, am Meeresstrand unter Kokospalmen gelegenen deutschen Kolonialhaus auf der von Palmen eingefaßten Straße **Lome** zu. Herrlich war der Tag, und die Sonne brannte schon jetzt herab auf die Kokosplantagen links von mir und malte zittrige Schatten von Palmwedeln auf den Boden. Rechts von mir brandete und donnerte das Meer im gleichen Rhythmus an das Ufer, und es war mir, als wollte es zu meiner Seele sprechen. Und plötzlich verstand ich das taktgemäße Toben der Wellen, und es hämmerte sich mir schmerzhaft ins Bewußtsein: Deutsches, verlorenes Land! Aber nicht nur die tönenden Wellen, leuchtende Farben, Blau-Weiß-Rot, die Trikolore am Turme des einst deutschen Gouvernementsgebäudes, brannten mir den Verlust noch schmerzlicher ein. Und so kam ich mißgestimmt nach Lome. Von dem einstigen deutschen Hotel Kaiserhof kündet ein Schild "Hotel France". Hier hatte ich eine Nacht gewohnt und am Morgen an einem schmutzigen, ungedeckten Holztisch aus zersprungenem und halbzerbrochenem Geschirr mein Frühstück genommen und dafür einen hohen Preis bezahlt. Ich malte mir im Geiste aus, wie ein Frühstück im Hotel Kaiserhof ausgesehen haben mochte.

Im deutschen Geschäftshaus erwartete mich der schwarze Peter, der mich in Lome herumführen sollte. Zuerst brachte er mich zum Friedhof. Dort ist das Grab des früheren deutschen Gouverneurs Köhler, umgeben von vielen Gräbern Deutscher, die in der dreißigjährigen Aufbauarbeit ihr Leben gelassen haben. Ein greiser alter Mann kam mit müden Schritten auf mich zu. Als er hörte, ich sei Deutsche, faßte er meine Hand mit strahlendem Gesicht und wollte sie gar nicht wieder loslassen. Und dann erzählte er mir, daß er vierzehn Jahre deutscher Polizist gewesen sei.

"Um bei meinen einstigen Herren bleiben zu können, habe ich den Posten als Friedhofswärter angenommen."

Wie ein Seufzer kam es dann aus seinem Munde:

"Wann kommen die Deutschen endlich wieder?" Ganz traurig fügte er den Nachsatz hinzu: "Ich glaube, die Deutschen haben uns vergessen."

Weiter durchwanderte ich die Stadt, vorüber an der großen katholischen Mission, der schönen Kirche, am Bahnhof auf den sauberen Straßen und Alleen.

"Viel Neues haben die Franzosen nicht hinzugefügt, sie haben sich bloß ins warme Nest gesetzt", so meinte Peter, mein Führer.

Ein Schwarzer in Eingeborenenkleidung kam uns auf der Straße entgegen. "Das ist einer der ersten, der für das Deutschtum kämpft und dafür im Gefängnis gesessen ist", raunte mir Peter zu. Wir begrüßten ihn, und auch dieses Mannes Augen leuchteten auf, als er hörte, daß ich Deutsche sei.

"Wann kommen denn die Deutschen wieder?"

"Das weiß Gott!"

Es tat mir leid, ihm keine bessere Auskunft geben zu können.

Und wir trafen noch viele, denen Peter mich vorstellte, und in deren Haus er mich führte, und sie alle begrüßten mich freudig und stellten die sie tief bewegende Frage: Wann kommen sie wieder, unsere Deutschen?

Da schlug mein Herz höher über die Treue und Anhänglichkeit dieser Menschen, und ich wurde stolz über das freiwillige und mannhafte Urteil, das dadurch über den Versailler Vertrag gesprochen, und die Anerkennung, die deutschem Wesen und deutscher Arbeit gezollt wurde.

Der Markt in Woga ist der größte in Togo. Wir mischten uns ins Marktgetriebe. Ich kann mich nicht erinnern, jemals ein mannigfaltigeres Leben gesehen zu haben als dieses Gewimmel.

Eines Nachmittags nahm mich Herr Poetsch mit seiner Frau in seinem Wagen mit auf eine Geschäftsfahrt zum großen Markt in Woga. Entlang an der blauen Küste des Meeres flitzte das Auto auf einer geraden Straße, neben einem Bahngeleise, hindurch durch Kokosplantagen. Alles ist deutsche Arbeit: Die Bahnlinie, die Straßen, die Plantagen, aber die Früchte all dieser Arbeit ernten die Franzosen. Auf Brücken holperte unser Wagen über Wasserstraßen, in denen Krokodile hausten, durchschnitt Steppe und Busch und überholte Hunderte von Schwarzen, die auf ihren Köpfen, in ihren altüberkommenen Kalebassen oder auch in riesigen europäischen Emailschüsseln schwere Lasten trugen. Und sie trabten alle einer Richtung, einem Ziele zu: zum Markt in Woga, der der größte in Togo ist. Wir kamen dort an, stoppten vor der Türe der deutschen Filiale, und im Nu war unser Wagen umringt und, als wir das Haus betraten, dieses von Neugierigen umlagert, vornedran die schwarze Jugend. Machten wir einen Schritt aus dem Haus, so stoben sie furchtsam auseinander. Viele von ihnen, die weit her aus dem Busch kamen - mitunter laufen sie 70 Kilometer zu einem Markt - mochten noch keine Weißen gesehen haben. Schließlich mischten wir uns in das Marktgetriebe. Ich kann mich nicht erinnern, jemals auf meinen Reisen ein mannigfaltigeres Bild gesehen zu haben als dieses Gewimmel. Tausende von Schwarzen in malerische Stoffe gewickelt, halb- oder ganz nackt, Kinder, kräftige Jugend und hinfälliges Alter, so hockten sie dicht nebeneinander hinter ihren Waren, so daß man sich kaum zwischen ihnen hindurchzuschlängeln vermochte. Und da waren Hunderte von allen möglichen, aber beinahe auch unmöglichen Waren.

Neben europäischen grellen Stoffen, Emailgeschirr, Parfümerien und anderem Tand die Erzeugnisse des Landes; Öl und Ölkerne, Mais, Kassawa, Bohnen, die verschiedensten Früchte, alle erdenklichen Tiere, Feldwerkzeuge in primitiver Eingeborenenausführung und Stände mit unverkäuflich erscheinenden Dingen, wie Federn, gewöhnlichen Steinchen - alles wird gehandelt. Und das Getriebe wurde beängstigend, Mensch an Mensch, Kopf an Kopf; darüber lagerte eine dicke Atmosphäre, und es wurde ungemütlich. Und immer noch strömten sie herbei, auf allen Straßen ohne Unterlaß.

"Ich möchte gerne auch ins Innere von Togo", so erklärte ich Herrn Poetsch eines Tages.

"Wie wollen Sie das machen?"

"Per Rad oder zu Fuß!"

Herr Poetsch lachte hell auf: "Per Rad? Wollen Sie denn Ihr Bett, Ihr Moskitonetz, Ihre Lebensmittel auf dem Rad mitnehmen?"

Ich kam mir wie ein richtiges dummes Grünhorn vor und meinte schüchtern: "Ich denke, die Straßen sind gut und Unterkunft werde ich schon irgendwo finden."

"Gewiß finden Sie das in einer Eingeborenenhütte, auf dem Boden ohne Moskitonetz. Aber wundern Sie sich nicht, wenn Sie bald krank am Weg liegen bleiben."

"Na und zu Fuß?"

"Können Sie gehen. Aber Sie brauchen so viele Träger, daß die Tour Sie sehr hoch kommt, und dann sehen Sie nicht viel, denn Sie kommen ja nicht vorwärts. Die einzig mögliche Art für einen Europäer ist heute mit dem Auto zu fahren. Wozu haben wir denn die schönen Straßen? Meinen alten Wagen stelle ich Ihnen zur Verfügung."

Ich war erst einige Tage im Land und kannte es nicht. Herr Poetsch würde schon recht haben. Ich hatte wohl einst in den Tropen ein Land per Rad durchquert. Aber damals hatte ich einen Kameraden. So ganz allein per Rad durch Togo zu fahren, davor schreckte ich wirklich selber etwas zurück. Wenn ich nicht mehr weiter konnte? Irgendwo am Wege blieb? Und zu Fuß kam ich auch nicht weit. Das war anders in Liberia, wo es einfach unmöglich war, auf den Eingeborenenpfaden mit dem Auto zu fahren.

"Schön. Wenn Sie mir wirklich Ihren Wagen zur Verfügung stellen wollen, ich nehme mit Dank an."

"Einen Chauffeur und einen Koch besorge ich Ihnen."

"Chauffeur? Ich kann ja selber fahren, und einen Koch? Kochen kann ich doch auch!"

Herr Poetsch war etwas ungeduldig: "So geht aber kein Weißer in Afrika. Was würden nur die Leute von den Deutschen denken? Sie müßten sogar noch einen Boy zu Ihrer persönlichen Bedienung mithaben!"

Da schwieg ich wieder. Unter keinen Umständen wollte ich das Deutschtum im Ausland schädigen.

"Haben Sie ein Feldbett?"

"Nein!"

"Ein Moskitonetz?"

"Nein!"

"Moskitostiefel?"

"Nein!"

"Und so fährt man nach Afrika?"

Da war ich beschämt und verschüchtert und wagte keinen Einspruch mehr. Ich überließ nun die Vorbereitungen zu meiner Tour meinen, es mit mir wohlmeinenden Gastgebern. Feldbett und Moskitonetz stellten sie mir noch liebenswürdig zur Verfügung. Aber da fehlten noch Teller, Tassen, Bestecke, Töpfe, Schüsseln, Pfannen und eine Menge von Konserven und Lebensmitteln. Dazu kam dann noch das Auffüllen der Batterie, ein neuer Reifen, die Gehälter der beiden Männer und das Benzin, und da wurde mir etwas sonderbar zumute. Das mag alles schön und gut sein für andre Menschen, aber mein Geldbeutel verträgt diese Ausgaben schlecht.

Außerdem war ich noch immer nicht so recht überzeugt, daß dieser ganze Aufwand unumgänglich notwendig war. Eine Zigeunerin, wie ich es bin, kommt auf Reisen mit viel geringeren Mitteln aus. Andernteils verstehe ich die Einstellung der Kolonialmenschen, die schon jahrzehntelang hier sind, wohl, ohne sie mir deswegen zu eigen machen zu können. Es vollzieht sich auch hier alles streng nach der Etikette. Vor allem aber ist jedes Ding auf Wahrung des Ansehens den Schwarzen gegenüber eingestellt. Ohne Zweifel richtig, doch für mich in diesem Falle höchst unwillkommen.

Stolz wie eine Spanierin fuhr ich also eines Morgens mit einem lachenden und einem weinenden Auge auf echt europäische Art mit Chauffeur und Koch und einem hochbepackten Auto zu den Toren Lomes hinaus. Der erste Weg ging durch Ebene, Busch und Steppe. Dörfer und fünf bis sechs Meter hohe Termitenhügel zogen an uns vorüber. Ich stieg verschiedentlich aus und besuchte die Dörfer. Die Kinder sprangen entweder neugierig auf mich zu oder erschrocken von mir weg, je nach Temperament und Mut der kleinen Dickwänste. Ich schlenderte umher zwischen den Lehmhütten mit ihren Grasdächern und fand immer wieder neue Bilder, die ich bis dahin nicht gesehen hatte. Fetische in den wunderlichsten Formen begegneten mir auf Schritt und Tritt.

Der Fetisch, Zauber gegen bösen Geist und Glücksbringer, prangt mitunter in Gestalt von Eierschalen auf Grasdächern, er steht am Straßenrand in naiv gekneteten Tonfiguren, er baumelt in Gestalt eines Leopardenzahnes am Halse des Mannes oder umspannt in Kaurimuscheln den Arm oder Hals des Kindes. Hunderterlei von Fetischen zieren die Körper von Kindern, Frauen, Männern und Greisen. Manchmal kann so ein Zauber wirklich Nutzen bringen. Ein schwarzer Kokosplantagenbesitzer, dem seine reifen Nüsse zum Teil gestohlen wurden, ließ auf seinem Besitz auf Pfählen einen Stein legen und die Kunde in die Bevölkerung gelangen: Jedem Menschen, der auch nur eine Nuß von ihm stehlen würde, den würde sein Zauber durch den Blitz töten. Von diesem Zeitpunkt an hatten seine Nüsse Ruhe.

Um 5 Uhr abends erreichte ich am ersten Tage meiner Fahrt die Mission Assahun. Der schwarze Lehrer räumte eifrig seine beste Stube für mich aus, und Manuel, mein Koch, schlug nun mein Bett dort auf und fragte mich, was ich zu essen wünschte. Ei! wie ich mich da fühlte.

"Ein Huhn, natürlich!" Es kostete ja bloß 30 Pfennige.

Den schwarzen, kleinen, ulkigen Missionar fragte ich nun, ob er mir vielleicht für morgen, zu einer Tagesfußtour in den Busch, einen Missionsjungen als Führer mitgeben könnte. Da runzelte er verlegen seine Stirne und meinte dann sehr gnädig und herablassend:

"Nun ja, weil Sie in der Mission wohnen, dürfen Sie herumgehen."

"Wieso dürfen?"

"Sie sind doch Deutsche!"

Nun schlägt es aber dreizehn. Was sich dieses drollige Männchen nur erlaubt. Ich hielt ihm ein Empfehlungsschreiben seines weißen Chefs in Lome unter die Nase, da sank er in einer Verbeugung zusammen.

Etwas später brachte ich meinen Manuel und die guten Missionsleute in eine unangenehme Lage, durch meine Frage nach einem gewissen Ort, Manuel wollte ihn mir zeigen. Plötzlich aber stutzte er: "Ich will erst allein gucken."

Da ich trotzdem folgte, so kam er in sichtbare Verlegenheit, machte noch einige Schritte weiter und blieb dann plötzlich stehen.

"Madam ist drin."

"Gut, wenn sie herauskommt, dann sagst du es mir."

Und nun sah ich sie laufen, den Missionar mit der Schaufel, Manuel mit einem Besen, und Madam, die "drin" sein sollte, mit einem Eimer. Und nach einer Stunde kam Manuel mit zufriedenem Gesicht wieder:

"Madam ist fertig!"

Der Ort war nun wirklich ganz annehmbar, gemessen an afrikanischen Buschverhältnissen.

Am anderen Tag ging ich mit Manuel und Ferdinand, dem Missionsboy, los in den Busch. Ein zweiter Junge gesellte sich hinzu und drückte Ferdinand zur Anfreundung einige Erdnüsse in die Hand. Wo aber hatte er sie hervorgeholt? Unter seinem Lendenschurz! Papiergeld ist hier mit größter Vorsicht anzufassen. In Ermanglung von Taschen in ihrem einzigen, kleinen Kleidungsstück sieht man mitunter auf Eingeborenenmärkten die Schwarzen ihre Banknoten aus dem Lendenschurz hervorziehen.

Wir wanderten auf schmalen Eingeborenenpfaden durch den Busch. Aber, was ich insgeheim gehofft hatte, einige afrikanische Tierarten im Freien zu sehen, das verwirklichte sich leider nicht. Süd-Togo ist nicht sehr reich an Wild. Ich hörte wohl, beinahe pünktlich auf die Minute, den Stundenschlag des interessanten Stundenvogels, und ich lernte eine neue merkwürdige Ameisenart kennen, die sich auf Bäumen große Wohnungen baut. Das waren also diejenigen Tiere, von denen ein Schiffsoffizier mir einmal erzählte, er hätte in seiner Kriegsgefangenschaft in Freetown beobachtet, wie sie eine Schlange in kleine Stücke zerlegten und auf einen Baum zerrten.

Wir kamen durch abgelegene Dörfer, und ich konnte die Menschen beobachten bei ihren einfachen Heimarbeiten, die Greisin mit ihrer Spindel beim Spinnen, die Seifensiederin, den Mann, der sich sein Feldgerät schnitzte.

Und wir wanderten weiter auf eingeengtem Pfad. Zwei junge Frauen mit schweren Kalebassen auf dem Kopfe rissen entsetzt vor uns aus, als wenn der Leibhaftige hinter ihnen her wäre. Es gelang trotz aller beruhigenden Zurufe meiner Negerboys nicht, sie zur Vernunft zu bringen. Mein Anblick mußte zu fürchterlich gewesen sein. Wir sahen sie auch nicht mehr. Wahrscheinlich waren sie in den Busch gerannt und hatten uns an sich vorüberziehen lassen.

Inzwischen war es Mittag geworden. Wir kamen in ein neues Dorf und wollten Rast machen. Eilfertig brachten die Bewohner für mich und Manuel, der ihnen auch als großer Herr erschien, zwei europäische Stühle heran, und nun versammelte sich das ganze Dorf und umringte uns. Und sie wußten sich vor Freude über den Besuch kaum zu fassen und brachten mir ihre "Daschis" (Geschenke) in Form von Eiern und Orangen, die ich mit einem Daschi in klingender Münze quittierte. Da ergriffen sie dankbar meine Hand und sanken ehrfurchtsvoll vor mir in die Knie.

Zum Abschied gab uns noch die Bewohnerschaft ein gutes Stück das Geleit. Es war drückend heiß, und dunkle Wolken drohten vom Himmel. Ich strebte daher mit beschleunigten Schritten nach Assahun zurück. Doch in einem großen Dorf wurde ich aufgehalten. Eine Beerdigung fände statt, wenn ich photographieren wollte. - Vergessen waren die drohenden Wolken. Natürlich wollte ich photographieren, nicht immer wird es mir angeboten, sehr häufig reißen die Menschen vor der Kamera aus.

Aber es war keine Beerdigung, sondern eine Nachfeier, der Totentrunk. Vor einem großen Tongefäß saß einer der Schwarzen und schöpfte mit einer Kürbisschale den Wein in kleine Gefäße, die in der Runde der Leidtragenden kreisten. Einer von ihnen erhob sich plötzlich, ging hinter das Dorf, hob seine gefüllte Kürbisschale vor einem Baum hoch und murmelte Beschwörungen. Zum Schluß goß er den Wein in den Sand, zur Besänftigung der bösen Geister.

Dunkel und schwarz war inzwischen der Himmel geworden, und deswegen überließ ich die Leidtragenden ihrem "Schmerz" und dem Palmwein und machte mich wieder auf die Beine. Aber am besten hätte ich zu dieser Tour ein Kanu mitgehabt. Bald prasselte der Tropenregen auf mich herab,

und die ganze Gegend war im Nu unter Wasser. Wie in kleinen Bächlein, so patschte ich den Pfad entlang. Völlig durchnäßt und müde kam ich nach Assahun zurück und war nun doch sehr froh, Manuel, den Koch, zu haben, der mich mit leiblichen "Genüssen" versorgte.

Am anderen Tag - ich blinzelte vom Wagen aus noch ganz verschlafen in den frühen Tropenmorgen hinein - plötzlich ein scharfes Bremsen, ein Knirschen und das empörte Aufbäumen meiner Lori schreckte mich unangenehm auf. Eine Stange war auf Holzpfählen quer über den Weg gespannt, und ein schwarzer Bursche sprang aus dem wilden Busch auf uns zu: "Hände hoch!"

Nun, meine lieben Leser, kann ich Ihnen Ihre Schreckenschauer nachfühlen, das leise Gruseln und doch wieder etwas lüsterne, prickelnde Gefühl, mit dem Sie mich bereits in der Bratpfanne eines wilden Häuptlings schmoren sehen. Leider auch sehe ich Ihre gespannten Augen ganz eifrig und aufgeregt weiterlesen und dann wirklich enttäuscht aufblicken: "Sie schmort ja gar nicht!"

Nein! Sie schmort nicht in der Bratpfanne - bloß manchmal in der Äquatorialhitze -, denn die Eingeborenen sind gutmütige, sehr intelligente Menschen, deren Vorfahren auch keine Menschen schmorten.

Es war nur ein kleiner Scherz. Der junge Mann trat ganz gesittet auf den Wagen zu und machte mir die Mitteilung:

"Sie können nicht weiterfahren, die Brücke vor Ihnen ist kaputt!"

Ich hätte nicht mehr über den Ruf: "Hände hoch!" erschrecken können als über diese Mitteilung.

Ich kann nicht weiter nach Agu und Palime, nicht in die Berge? Ich muß zurück? Einen anderen Weg gibt es nicht nach Palime! So schnell schon muß ich meine Reise abbrechen? Wozu dann aller Aufwand? Die erste Aufregung wich und machte einer ruhigeren Überlegung Platz.

"Vorwärts, Driver! Wir sehen uns die Sache erst einmal an."

Nach 4 Kilometern sahen wir eine Menge von Menschen am Weg, Arbeiter mit Spaten, die sich aber untätig verhielten, und zwei Soldaten zu ihrer Beaufsichtigung. Es war keine Brücke gebrochen, aber die Gewässer des gestrigen Wolkenbruches hatten sich durch den Straßendamm zu einem See gestaut und dann die Straße an drei bis vier Stellen in einer Breite von 5 - 10 Meter einfach hinweggerissen. Kleine Flüsse quollen und strömten hindurch. Der erste Eindruck war: Laß alle Hoffnung fahren. Aber bei näherer Betrachtung sah der Schaden gar nicht so gefährlich aus. Das Wasser war schon ziemlich gefallen, und die Überbleibsel der Straße erschienen absolut sicher und fest. Wenn man die Abbruchstellen einfach abschrägte, so mußte man, wenn auch holperig, die Stelle überwinden. Der Chauffeur und Manuel waren meiner Ansicht, und letzterer verstieg sich sogar zu dem Ausspruch: "Wenn die Deutschen noch hier wären, könnten wir längst hinüber." Hier aber rührte sich keine Hand. Untätig standen die Arbeiter und Soldaten.

"Warum machen Sie den Weg nicht fertig?"

"Wir können es nicht!"

"Wir wollen aber weiter."

"Ich habe den Kommandanten in Palime angerufen. Er will selber kommen. Gleich muß er da sein, vorher darf ich nichts machen", erklärte mir der ältere der beiden Soldaten mit Wichtigkeit.

"Gut, kurze Zeit kann ich wohl warten."

Und wir warteten, während die Arbeiter sich faul um uns herumlümmelten und auf Feuer ihr Essen kochten, eine Stunde, zwei Stunden. Eile schien weder der alte Soldat hier noch der Kommandant in Palime zu haben. Es war ihnen ganz egal, ob ich auf freier Strecke auch über Nacht zu liegen hatte.

Das wurde mir nun doch zu toll. Das Wasser hatte nun überhaupt zu fließen aufgehört, und ein Kinderspiel war es, den Weg passierbar zu machen.

"Wenn Sie nicht arbeiten wollen, dann werde ich mir die Straße selber herrichten!"

Da fuhr er anmaßend auf, der schwarze Geselle: "Das gestatte ich nicht. Ich bin der Kommandant hier, es geschieht nur, was ich will."

Ich hatte natürlich keine Lust, mich mit dem Schwarzen herumzuraufen und fuhr daher zurück zur nächsten Bahnstation, um den weißen Kommandanten in Palime anzurufen. Aber der hohe Herr machte gerade sein Mittagsschläfchen und war nicht zu erreichen. Ich zitterte und bebte nicht vor Ungeduld, wie ich das wohl in Deutschland getan hätte. Es mochte nur ein leises ironisches, vielleicht sogar etwas fatalistisches Lächeln auf meinem Gesicht gelegen haben.

In liebenswürdiger Weise bewirtete mich die Frau des Stationsvorstehers, bis endlich der telefonische Befehl von dem hohen Herrn in Palime eintraf: "Die Straße ist sofort für die Dame passierbar zu machen!"

Sofort! Sehr liebenswürdig! Etwa nach 9 Uhr kam ich hier an und nun war es 2,30 Uhr.

Jetzt ging es freilich fix! Der hohe Herr in Palime hatte befohlen. Nun griffen hurtig dreißig schwarze Menschen zu und in 15 Minuten war ich auch schon über die Stelle hinweg. Einmal drüben mußte ich noch herzlich auflachen. Die Arbeiter und Soldaten waren doch sicherlich zu dem Zwecke hier versammelt, um für die Aufrechterhaltung des Verkehrs zu sorgen, sie aber unterbanden denselben und schienen sogar willens zu sein, das Passieren der Straße mit Gewalt zu verhindern.

Durch ausgedehnte, einst der deutschen Togogesellschaft gehörige Kokos- und Ölplantagen jagten wir einem Berge zu, der sich hoch und bewaldet vor uns aufbaute, der Agu, der höchste Berg Togos. Von ungefähr einem Drittel seiner Höhe leuchteten weiße Mauern auf uns herab, die einstige Bremer, nun französische Mission, die mich beherbergen sollte. Die Kuppe des Berges verschwand in einem grauen Schleier, der sich allmählich in leichtem Regen aufs Tal senkte. Als wir aber in dem Eingeborenendorf hielten und ich den letzten Rest des steilen Weges zur Mission zu Fuß zurücklegte, da stürzte es wieder wie gestern herab aus der ergiebigen Brause des tropischen Firmaments.

Herzlich wurde ich von den beiden französischen Damen willkommen geheißen. Ich freute mich darüber, aber sie meinten es nicht ehrlich. Es war Höflichkeit, Schein nur. Ich sollte es später erfahren. Sie führten mich auf ein Zimmer. Verlegen sagte die eine der beiden zu mir:

"Dieses Haus ist gebaut von Deutschen und stark gebaut. Das überdauert Jahrhunderte. Die Möbel und alles, was hier ist, ist von deutschen Missionaren. Selbst ihre Korrespondenz fanden wir noch hier vor. (Sie mußten also, wie sie gingen und standen, das Haus und alles verlassen.) Es ist uns unangenehm, daß wir uns hier hereinsetzen mußten in das Heim, das Deutsche mühsam aufgebaut haben und das man ihnen wegnahm. Aber wir können nichts dafür."

Die Worte schienen aus ehrlicher Brust zu kommen, und ich hätte am liebsten geantwortet: "Ja, sehen Sie, das hier ist ein schönes Haus, aufgebaut unter Mühen und Plagen von Deutschen, aber es ist nur ein Haus. Denken Sie an die vielen Missionen, an alle Geschäfts- und Privathäuser, an die Bahnen, Straßen, Brücken und Plantagen in allen Kolonien, die Deutsche mit Fleiß angelegt haben und die man ihnen einfach weggenommen hat. Man kann sich kaum vorstellen, was Deutsche in aller Welt verloren haben."

Das wollte ich am liebsten sagen, aber ich war eben angekommen und Gast hier und konnte daher nicht sofort mit solchen Dingen kommen. Doch abends nützte ich eine sich mir bietende Gelegenheit aus.

Adolf Hitler, der deutsche Nationalsozialismus, sie bewegen die Welt. Was sollte ich mich wundern über die Fragen: Wollen die Deutschen wieder Krieg? Weshalb die Bekämpfung der Juden?

Es war eine ziemlich lange Rede, die ich nun hielt und in der ich erklärte, daß der Nationalsozialismus nicht nur nicht den Krieg will, sondern daß er im Gegenteil den Anbruch der Zeitenwende von einer materialistischen, vernichtungswilligen Welt, die die Menschen in das heutige Elend gestürzt hat, in eine idealistische, friedliche, versöhnlichere und aufbauende bedeute. Daran anknüpfend fiel es mir nicht schwer, an vielen Beispielen zu beweisen, daß gerade der Jude Haupt-, wenn nicht alleiniger Träger der heutigen materialistischen Idee und daher verantwortlich für das derzeitige Chaos ist. Wenn nur endlich die Völker das begriffen hätten. Interessiert hörten mir die beiden Damen zu, aber inwieweit meine Worte nachhaltigen Eindruck auf sie gemacht haben, entzieht sich meiner Beurteilung.

Am anderen Tag bestieg ich den Gipfel des Berges, und das war nicht ganz einfach, denn die Neger schüttelten nur verständnislos den Kopf über eine derart unnötige Kletterei, und daher gibt es auch keinen Weg auf die Höhe. Durch Busch und Urwald mußte mir ein Schwarzer mit dem Buschmesser den Weg zum Gipfel aushauen. Herrlich lag die Landschaft, von oben gesehen, vor mir ausgebreitet, eine weite Ebene, mit Dörfern, Kokospalmenwäldern, abgeschlossen durch blaue Schatten des Togogebirges.

Schönes, verlorenes deutsches Land!

Leise setzte wieder Regen ein, da verteilte ich die Orangen, die ich mit hatte, unter meine Begleiter, trank selbst den Rest meines Kaffees und reichte die letzten Überbleibsel des Zuckers zwei Jungens, die sich in einem Dorfe angeschlossen hatten.

Mit ihren Zungen prüften sie ihn erst vorsichtig auf Eßbarkeit und fielen dann mit wahrer Begeisterung darüber her. Das Papier wurde erst fein säuberlich abgeleckt und zum Schluß noch mitverschlungen.

Im Laufschritt ging es zurück, während der Regen sich verstärkte. Als die Schleusen des Himmels sich groß und weit öffneten, erreichte ich gerade die Filiale der Mission, deren schwarzer Leiter mich zum Fufu einlud. Lange schon hätte ich gerne dieses Eingeborenengericht versucht. Aber ich hatte nicht recht den Mut, mich bei unbekannten Schwarzen daran zu wagen, denn man hatte mir erzählt, daß die schwarzen Frauen beim Stampfen gerne mit hineinspucken. Ob das nun stimmt oder nicht, ich dachte auf gut bayrisch: "Nix gwiß woaß ma nöt!" und ließ die Finger davon. Hier zu dieser netten schwarzen Missionsfrau hatte ich schon eher Vertrauen. Nun sah ich der Zubereitung meines Fufu zu. Die gekochte Kassawa- oder Maniokwurzel tat die Frau in den großen Holzmörser im Freien und dann stampfte sie zusammen mit einem jungen Mädchen fest darauf los. Was hernach zum Vorschein kam, war eine teigartige, weiße Masse, der fertige Fufu. Die Frau hatte zu meinen Ehren ein Hühnchen geschlachtet und mit Curry serviert. Der Fufu, in die Soße getaucht, schmeckte gar nicht übel, aber der Curry war so scharf, daß er mir die Zunge verbrannte, und ohne Soße schmeckte auch der Fufu nicht. Die junge Frau hatte mir zum Essen Besteck mitgebracht; nebenan aber aß die Familie mit ihren natürlichen Werkzeugen, d. h. mit den Fingern.

Meine Lori stand bereit und ratterte unternehmungslustig und auffordernd zum Einsteigen. Neugierig umdrängten mich die Dorfbewohner. Einer von ihnen trat auf mich zu und sprach in meiner Muttersprache:

"Sie sind Deutsche?"

"Ja."

"Wir können sie nicht vergessen, die Deutschen!"

Es klang so wirklich ehrlich und sehnsüchtig. Aber so war es jeden Tag. Immer und überall sammelten sich die Schwarzen um mich, und es sprach sich herum, daß ich Deutsche bin und hunderte Male tönte mir schon die Frage entgegen:

"Wann kommen die Deutschen endlich wieder?"

Es ist nicht weit vom Aguberg nach Palime. Wir mochten eine halbe Stunde gefahren sein, ein Krach, ich flog nach vorne, es klirrte von Eisenteilen, der Wagen stand. Im ersten Moment dachte ich nur an Achsen- oder Getriebebruch. Aber das war es nicht, wir steckten bis zur Achse im Sumpf. Fußgänger kamen nach, und die Buschmesser sausten in das Dickicht neben der Straße und schnitten Äste und Gesträuch zum Unterlegen. Die üblichen Versuche mit dem Vor- und Rückwärtsgang endeten auch mit dem üblichen Mißerfolg. Immer mehr Schwarze hatten sich um uns und die verunglückte Lori versammelt, und viele Hände griffen wirklich fest zu und hoben nun den Wagen einfach aus dem Sumpf. Allerdings streckten sich nach vollbrachter Tat auch viele Hände, Daschis heischend, mir entgegen.

In 15 Minuten waren wir in Palime, aber im Orte begann plötzlich die bis jetzt so willfährige und ausdauernde alte Lori zu streiken, und nur durch äußerst liebenswürdige Behandlung konnte der Chauffeur sie zu meinem Ziel zwingen. Eine genaue Untersuchung ergab den Bruch des Batteriegehäuses. Dadurch war das Wasser vollständig ausgelaufen. Ich konnte der braven Alten bei dieser Verletzung eines wichtigen Körperteiles ihr Verhalten absolut nicht übelnehmen, im Gegenteil, ich mußte ihr noch dankbar sein, daß sie mich so treu und brav zu meinem heutigen Ziel gebracht hatte. Nun allerdings ging sie auch nicht einen Schritt mehr weiter.

Eine neue Batterie ist nötig. Kleine Mißgeschicke kann ich lächelnd ertragen, doch wenn sie mit ungewöhnlich hohen Daschis und mit der Anschaffung von neuen Batterien verbunden sind, so macht mich das nervös.

Von Palime ging es hinein in britisches Mandatsgebiet, zu Fuß. In Aschanti machte ich eine kleine Rast. Ein großer Menschenauflauf entstand, deutsche Laute vernahm ich auch hier.

"Na, wie geht es euch denn? Unter britischer Herrschaft ist es doch ganz gut. Ihr seid doch sicher zufrieden."

"Nein! Seit die Deutschen fort sind, ist es sehr schlecht geworden, wir sind gar nicht zufrieden."

Also auch hier wie überall, man sehnt, man wünscht die Deutschen zurück.

Bis Atakpame führte mich meine Fahrt, und ich hatte noch dieses und jenes Mißgeschick zu ertragen. Dann aber ging es wieder südwärts schnurstracks nach Lome. Ich stoppte einmal, als Manuel beim Passieren einiger Kalebassen tragenden Frauen ausrief: "Meine Schwestern!" Manche schon hat er mir auf dieser Reise vorgestellt. Wo immer wir hinkommen, er findet Schwestern. "Manuel, Manuel! Kann man so viele Schwestern überhaupt haben?" Aber ich verzeihe es ihm. Er ist ein anständiger Bursche und hat nach der Revolution auch im französischen Gefängnis gesessen.

Ich unterbrach meine Fahrt auch in Kamina, in Chra und in Agbeluohoe, den historischen Kriegsstätten, und stand an den Gräbern der beiden, den Heldentod fürs Vaterland gestorbenen Deutschen. Und ich hatte den Drang, ihnen die Kunde zu bringen:

Ihr habt nicht umsonst euer Leben geopfert. Aus eurem Blut und dem von 2 Millionen Deutschen ist nach allen Irrungen, nach verzweiflungsvoller Hoffnungslosigkeit ein neues Reich erstanden; ein Reich, an das wir glauben, auf das wir hoffen und das wir lieben - lieben über alles.

Fünftes Kapitel

Die gefährliche Deutsche! • Peinliches Verhör • Beschlagnahme von Negativen • Drohende Verhaftung in Kamerun.

Bei meiner Ankunft in Togo war ich mit äußerster Liebenswürdigkeit von einigen französischen Beamten begrüßt wurden, ich hatte aber schon seinerzeit das merkwürdige Gefühl, daß es nicht sehr ehrlich gemeint war.

Wie richtig dieses Gefühl in mir auch war, das sollte ich unangenehm am Tage meiner Abreise von Lome erfahren. Ich kam nach Togo als Journalistin in der ehrlichen Absicht, das, was ich hörte und sah, der Wahrheit gemäß niederzuschreiben, reine Tatsachenberichte zu bringen. Und daran habe ich mich gehalten. Was kann ich dafür, wenn in Togo manches nicht so ist, wie es sein sollte und daß es die Franzosen nervös macht, wenn eine Journalistin kommt, so daß man ihr Spitzel auf den Hals hetzt, sie auf Schritt und Tritt verfolgt und unter allen Umständen eine ganz gefährliche Person aus der harmlosen Reisenden herauskonstruieren will. Vier Spitzel, wie ich heute mit Bestimmtheit weiß, hat man auf mich losgelassen. Zu viel der Ehre, der Mühe und des Aufwandes für mich bescheidenes Geschöpf.

Von meinem Gastgeber, Herrn Poetsch, wurde mir am zweiten Tag nach meiner Ankunft ein schwarzer Führer, "Peter", mitgegeben. Und das war der Hauptspitzel. Wie wunderbar in Frankreich das Spitzelwesen arbeitet, zeigt die Tatsache, daß Herr Poetsch ebenso ahnungslos war wie ich.

Peter brachte mich als erstes auf den Friedhof und stellte mir den alten Wärter vor. Er erzählte mir, der Mann sei deutscher Polizeisoldat gewesen. Er führte mich zu den Gräbern der im Februar von französischen Kolonialsoldaten ermordeten Lomeleute und forderte mich auf, sie zu photographieren. Obwohl für mich kein Grund vorlag, es nicht zu tun, lehnte ich es ab. Der schwarze Peter, mein Führer, zeigte mir jeden Deutschgesinnten auf der Straße und führte mich auch in einige Wohnungen. Ich war zurückhaltend. Ich hörte wohl gerne die Versicherung ihrer treudeutschen Einstellung und antwortete auf die Frage: "Wann kommen die Deutschen wieder?" fast regelmäßig mit den vorsichtigen Worten: "Das weiß Gott allein!"

Peter erzählte mir von der Revolution. Daß ich als Deutsche einiges Interesse daran hatte, konnte das selbst für die Franzosen verwunderlich sein?

Nach meiner Rückkehr von der Autotour ins Innere tauchte Peter wieder auf. Er kam mit drei Schwarzen, die angeblich von den Franzosen für ihre Deutschfreundlichkeit bis aufs Blut gequält wurden und die ihre Ergebenheit der deutschen Regierung in einem Brief zu Kenntnis bringen wollten. Aus Gutmütigkeit, um die Leute nicht zu verletzen, nahm ich die Briefe und war damit ahnungslos in die mir gestellte französische Falle getappt. Peter, der schwarze Peter hatte mich und seine Landsleute verraten für schnödes Geld. Außerdem hat er aus seiner Wirkungszeit als Führer den Franzosen das hinterbracht, was sie gerne hören wollten, und dabei die Tatsachen auf den Kopf gestellt.

Eduard Bohlen Mensah, ein treudeutscher Togoneger, den der Spitzel Peter verriet und der nur durch seine Flucht bei Nacht und Nebel sich vor den Franzosen retten konnte.

Am Tage vor meiner Abreise wollte ich meinen Paß zu dem fließend deutsch sprechenden Sicherheitskommissar bringen. Der Herr war nicht da. Ich ließ meinen Paß auf dem Amt, und der schwarze Sekretär versprach, ihn mir bis fünf Uhr nachmittags zuzuschicken. Aber um 7 Uhr hatte ich ihn noch nicht in Händen. Das machte mich nervös, da ich ja am anderen Morgen um 8 Uhr am Dampfer sein sollte. Ich machte mich auf den Weg, den Beamten zu suchen. Nach langem vergeblichen Umherirren lief oder vielmehr fuhr er mir auf seinem Rad in die Quere.

"Ich suche Sie schon lange, Herr Kommissar!"

"Sie bekommen heute abend Ihren Paß bestimmt. Ich schicke Ihnen denselben zu. Ich habe bloß noch eine dringende Sache zu erledigen."

Da war ich beruhigt. Wie konnte ich ahnen, daß diese dringende Sache mich selbst betraf, daß er sich auf der Suche nach Material gegen mich befand. Es wurde 10 Uhr abends. Die Hunde des Hauses bellten auf. Mein Paß! Aber nein! Es war nur ein Brief des Beamten, in dem er mir in höflichster Form die Aushändigung des Passes für morgen früh in Aussicht stellte. Am anderen Morgen trommelte es schon um 6 Uhr gegen meine Tür. Ich schlüpfte in aller Eile in einige Kleider. Der Polizeibeamte war im Wagen vorgefahren. Herr und Frau Poetsch waren noch nicht auf der Bildfläche.

"Sie bringen mir meinen Paß?"

"Nein, ich habe ihn nicht mit! Ich wollte Ihnen bloß sagen, daß der Dampfer schon vor Anker liegt. Ich nehme Sie gleich mit zum Kai."

Das fand ich sonderbar.

"Sehr liebenswürdig, aber ich habe bis 8 Uhr Zeit, und Herr Poetsch wird mich hinbringen."

Dem Manne war das ersichtlich unangenehm, er hatte mich wahrscheinlich allein in seine Hände bekommen wollen und sich dann die Sache mit mir sehr einfach vorgestellt. Zögernd und verärgert sprach er: "Gut, dann kommen Sie an meinem Büro vorbei."

Zum ersten Male kamen mir leise Gedanken, es könnte etwas nicht in Ordnung sein. Wir fuhren um 7 Uhr bei der Sicherheitspolizei vor.

"Kommen Sie herein, ich habe noch eine kleine Sache mit Ihnen zu besprechen", so empfing mich der Sicherheitskommissar.

Scherzhaft und ahnungslos flüsterte mir Frau Poetsch zu: "Jetzt kostet es den Kopf."

Bei der nun folgenden Szene waren meine Antworten nur ungefähr so, wie ich sie heute wiedergebe. Ich war im Augenblick so perplex und überrascht, daß ich sie nicht mehr ganz genau weiß, und ich glaube, daß sie nicht gerade sehr geschickt waren.

Der Beamte fuhr brüllend auf mich los: "Wir empfingen Sie höflich und zuvorkommend, und Sie betätigen sich als politischer Spitzel."

"Ich? Wieso?"

"Sie putschten die Eingeborenen auf, erklärten überall, die Deutschen kämen nun bald wieder, und machten Propaganda für Hitler."

"Das alles ist nicht wahr! Ich habe niemanden aufgeputscht. Die Leute kamen von sich aus immer und immer wieder zu mir mit der Frage: 'Wann kommen die Deutschen wieder?' Und meine Antwort war: 'Das weiß Gott.' Propaganda für Hitler? (Sie meinten es nicht ehrlich, die Französinnen am Aguberg, es war nur Höflichkeit und Schein; nun habe ich es erfahren.) Ich bin einmal über Hitler und seine Idee befragt worden, Herr Kommissar, und habe aus meiner Überzeugung kein Hehl gemacht. Doch ist es Propaganda, wenn ich im Laufe einer Unterhaltung über ein Thema, das ich noch nicht einmal selbst angeschnitten habe, meine Meinung kundgebe?"

"Sie haben die Leute in den Häusern aufgesucht, den Friedhofswärter gefragt, ob er deutscher Soldat gewesen sei, und die Gräber der im Februar Erschossenen photographiert."

"Selbst wenn ich das getan hätte, so sind das Dinge, die Journalisten - und ganz andere noch dazu - in aller Herren Länder tun. Aber ich habe die Häuser nicht aufgesucht, sondern Ihr Peter hat mich dorthin geführt. Nicht ich habe die Frage an den Friedhofswärter gestellt, ob er deutscher Soldat ge-

wesen sei - wie könnte ich das ohne irgendwelche Anhaltspunkte -, sondern Peter sagte mir das. Nicht ich wollte die Gräber der im Februar von einem französischen Soldaten erschossenen Eingeborenen photographieren, sondern Peter forderte mich dazu auf, und ich habe es abgelehnt. Ihr Peter stellt die Dinge auf den Kopf. Wenn er ehrlich wäre - aber Ehrlichkeit von einem gekauften Spitzel, einem Verräter voraussetzen -"

"Aber Sie haben einen Brief an den Kaiser angenommen?" fuhr seine Stimme triumphierend dazwischen.

"Nein, ich habe keinen Brief an den Kaiser angenommen!"

"Aber ich habe Beweise dafür, Photographien, eine ganze Schachtel voll."

Auf einen Wink brachte einer seiner Schwarzen einen mit Platten gefüllten Pappkarton. Er nahm eine davon heraus. An den hochwürdigen Herrn Kaiser oder wie es hieß, war fein säuberlich photographiert auf eine 18 x 24 Platte. Das war die Anschrift und ihr folgten vielleicht 7 - 8 Platten mit Text. Man hatte sich die Spionin etwas kosten lassen.

"Ich habe diesen Brief nicht angenommen!"

"Aber diesen hier?"

Ich fühlte es brennend in mein Gesicht steigen; ich bin eine Stümperin in meinem neuen Beruf.

"Ja, den habe ich angenommen, um dem winselnden Menschen einen Gefallen zu tun - und ich sehe, ich habe ihm wirklich einen Gefallen getan, allerdings in anderem Sinne, als ich es dachte."

"Wo haben Sie die Briefe?"

"Ich habe sie vernichtet!"

Nun war in mir der Oppositionsteufel erwacht, ein Auflehnen. Ich hatte die Briefe nicht vernichtet, sondern in meinem Gepäck. Nun wollte ich sie erst recht als Kuriosum behalten.

"Ich glaube es nicht, geben Sie sie heraus!"

"Ich habe sie nicht mehr!"

"Öffnen Sie Ihre Koffer!"

Und nun durchsuchte er mein Gepäck, durchschnüffelte auch meine Artikel, und ich wunderte mich, daß er meine Togoaufsätze von dem Aufstand, nun er mich doch so schön in der Gewalt hatte, durchgehen ließ. Aber der gute Mann war aufgeregt. Er hatte nur einen Gedanken: die Briefe. Und er wühlte weiter mit seinen Händen und kam ihnen nahe, und ich glaubte, mein Herz müsse aussetzen - er faßte sie zusammen mit leeren unbeschriebenen Kuverts, und er behielt sie in der rechten Hand, die verhängnisvollen Briefe, die mir nun, nach meinem Leugnen, erst recht Schaden bringen konnten. Und ich verhielt mich still, mäuschenstill und unterdrückte den Atem, um nicht ein verräterisches Seufzen von mir zu geben. Und immer noch behielt er sie in seiner Rechten, während die Linke weiterschnüffelte. Und ich fühlte das Blut mir zu Kopf drängen und mich dann selbst wieder erblassen.

Wenn er sie entdeckt, was dann?

Dann bin ich durch mein Leugnen erst recht verdächtig!

Und die Folgen? Verhaftung - und dann —

Ja, zu was sind solche Menschen in ihrem fanatischen Haß nicht fähig?

Und noch hielt er sie in Händen und warf einen Blick darauf - und nun zitterte ich wirklich vor Aufregung - jetzt - jetzt, aber er wandte den Blick wieder fort, und plötzlich haftete er starr an einem Gegenstand im Koffer. Die unbeschriebenen Kuverts aus seiner Rechten warf er fort und stürzte sich siegesgewiß auf ein großes, geschlossenes, das die Aufschrift: An den Hauptschriftleiter des "SA-Mann", München, trug. Es enthielt die letzten, versandbereiten Artikel von Togo mit Negativen.

"Hier sind sie, hier!"

Mit wahrer Freude riß ich diesen Briefumschlag auf, aber die bestimmt von ihm erwarteten Briefe kamen nicht zum Vorschein. Das hat den schon triumphierenden Sicherheitskommissar ein bißchen irritiert, und etwas sanfter kam nun die Frage heraus:

"Wo haben Sie Ihre Togonegative?"

"Hier!" Ich zeigte ihm die aussortierten und weniger wichtigen, die besseren waren ja eingeschlossen in die Sendung an den "SA-Mann". Aber der Beamte war nun unsicher geworden. Er vergaß ganz die wichtigeren, die er doch gesehen hatte, und begnügte sich mit den überreichten. Ich sträubte mich nun durchaus nicht mehr gegen die Beschlagnahme dieser Negative, war ich doch heilfroh, so glücklich der wirklich unangenehmen Lage entronnen zu sein.

Ganz zahm sagte nun der Kommissar: "Hätten Sie sich geweigert, Ihre Koffer durchsuchen zu lassen, so wären Sie nicht so ohne weiteres von hier weggekommen."

Das glaube ich auch. Er hätte mich zu gerne dort behalten, wenn sich nur irgend etwas Greifbares gegen mich ergeben hätte.

"Und nun belasse ich Ihnen auch das Visum nach Kamerun, das Sie sonst nicht hätten behalten dürfen."

Welche Phrase, welche Scheinheiligkeit und hinterlistige Falle diese Worte bedeuteten, das wußte ich seinerzeit nicht, ahnte es jedoch.

Von Herrn und Frau Poetsch, die einige Male versucht hatten, den Mann zu besänftigen und ihn von meiner Harmlosigkeit zu überzeugen, verabschiedete er sich sehr höflich. Daß er aber auch mir zum Abschied die Hand reichte, das fand ich, gelinde gesagt, etwas taktlos.

Nun war ich also glücklich zur Spionin geworden. Der Sicherheitkommissar in Lome hat mich mit Gewalt dazu gemacht.

Wie ich an Bord des Dampfers gekommen war, ich wußte es nicht. Ich fand mich erst an der Reling wieder, als schon die Anker hoch rasselten und das Schiff langsam voranging. Mein Gesicht brannte vor Aufregung, und mit vor Empörung brennenden Augen starrte ich hinüber zu dem mit Kokospalmen eingefaßten Ufer Lomes und suchte das Haus zu fassen, das mir zum Abschied eine derart schlechte Behandlung bescherte.

Ich fühlte mich schuldlos! In der ehrlichen Absicht, mich in meinen Berichten, ohne jegliche Übertreibung, nur an die Tatsachen zu halten, kam ich hierher. Was trieb die Franzosen dazu, aus meiner Anwesenheit eine derartige Staatsaktion zu machen?

Weiter zog das Schiff. Lagos, die Hauptstadt von Britisch-Nigeria bot mir Gelegenheit, meine letzten Artikel von Togo mit den geretteten Negativen zur Post zu geben. In Franzosenhände wollte ich sie nicht legen, sie wären sicherlich daran hängengeblieben.

Wir bekamen auch einige neue Passagiere in Lagos. Darunter war ein italienischer Faschist. Es waren nun auf dem holländischen Schiff drei Anhänger der weltumwälzenden neuen Bewegung, verschiedener Nationalität, denn einer der Stewards war ebenfalls Mitglied der Nationalsozialistischen Partei in Holland. Und er brachte mir eine erfreuliche Kunde. In den letzten Wochen ist in Holland

die Mitgliederzahl hoch emporgeschnellt, trotzdem oder gerade deswegen, weil dort die Judengreuelhetze gegen Deutschland in unerhörtem Ausmaße getrieben wurde, weil Holland verseucht ist von Juden und noch weiter mit Besuchern solcher aus Deutschland beehrt wird. Völkerdämmerung, Zeitenwende!

Am Schiff war unter den Passagieren auch ein geschniegelter, lächerlich von sich eingenommener Herr, Agent der Hollandlinie in Lagos. Sein Name war Trompeter, schwarz sein Haar und gelb sein Teint. Bei Tisch stellte er das Licht seiner Weisheit nicht unter den Scheffel, sondern ließ es in blendender Helle leuchten. An Deck, da war er ganz Würde und unnahbar, und eine Atmosphäre ging von ihm aus, die deutlich ausdrückte: was bin ich doch für ein Kerl und was seid ihr schon.

Ich aber kann aufgeblasene Menschen nicht ausstehen, liebe vielmehr natürliche und einfache, und so kam es ohne weiteres, daß ich mich mehr mit dem Italiener und dem holländischen Steward als mit ihm unterhielt. Und das hat den guten Mann nicht nur arg verschnupft, sondern mir wahrscheinlich sogar, nach Art der Menschen seines Schlages, auch seine Verachtung eingetragen. Ich kannte seine Gedanken. Wie kann sich nur ein Passagier so herablassen und sich so eingehend mit einem Steward unterhalten. Wie soll so ein hohler, eingebildeter Wicht allerdings verstehen können, daß man Menschen nicht nach dem Äußern, das so oft leider nur Schein und Trug ist, behandelt, sondern nach deren moralischem Wert, der unter dem blauen Leinenanzug eines Arbeiters besser ausgeprägt sein kann als unter den Bügelfalten des sogenannten Gent.

Um es kurz zu machen, wir konnten uns gar nicht verstehen, unsere Ansichten waren wie Feuer und Wasser zueinander - kein Wunder, denn meine waren nationalsozialistisch und seine - jüdisch. Letzteres aber wußte ich damals noch nicht. Der Mensch war mir nur von Anfang an widerlich, und eine versteckte, aber fühlbare Feindschaft war bald zwischen mir und ihm.

Aber wie das auf Reisen einmal so geht, eines Tages fuhr ich mit ihm und einem Engländer in der Barkasse in Kamerun an Land, um Kribi, den alten deutschen Ort, zu besuchen. Ein Stündchen nur ließ uns der Dampfer Zeit. Doch sie genügte, mir die herrliche Landschaft dieses Fleckchens Erde vor Augen zu führen und die Sehnsucht nach Verlorenem wachzurufen.

Inmitten von Palmen liegen die öffentlichen Gebäude und die Häuser der Weißen. Eine Villenstadt im Paradies, das ist Kribi, und hinter ihr da wellen sich Hügel und steigen an zu Bergen und verschwinden gespensterhaft in Dunst und Wolken. In dem satten Urwaldgrün zeichnen sich dunkle Schluchten, Einschnitte und Täler ein, die geheimnisvoll locken. Ein breiter Wildbach tost im Vordergrund über Felsen und Gestein. Aber der wilde Bursche muß sich einengen lassen von Urwald und überspannen von einer kühnen Brücke. Wilde Natur, Busch und Urwald sind es, die mich immer wieder wie mit Zaubermacht anziehen, und mir wurde weh ums Herz ob des verlorenen, schönen Landes, als ich am Kai mit den beiden Männern auf die Barkasse wartete. In halb Englisch, halb Französisch schreckte mich der Holländer auf:

"Na, Madam, was denken Sie über Ihre einstige Kolonie?"

"Sie ist sehr schön, und es ist ein Jammer, daß wir sie verloren haben."

Zynisch antwortete er: "Ich denke nicht so."

Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht aufzufahren. Doch ich erinnerte mich noch rechtzeitig meines Abschieds in Lome und des Menschen, der vor mir stand und dem ich alles, nur nichts Gutes zutraute. Ich schwieg.

Wir waren vor Duala. Meine geheimsten Befürchtungen, daß der Beamte von Lome mir sozusagen einen Steckbrief vorausgehen ließ, schienen sich nicht zu bewahrheiten. Ich hatte den Arzt und den Einwanderungsbeamten passiert; nichts mehr stand meinem Vonbordgehen im Wege. Ich schickte mich eben an, mit der deutschen Dame, die mich abzuholen kam, das Schiff zu verlassen, da erging der Befehl: "Kein Mensch darf von Bord gehen!"

"Das gilt mir", sagte ich zu dem Steward, der meine Geschichte von Lome kannte.

"Aber nein, auch der Italiener, überhaupt niemand darf herunter."

Er mochte wohl der Ansicht sein, daß ich mich ein bißchen zu wichtig dünkte, wenn ich diese drastische, alle Menschen an Bord erfassende Maßnahme nur meinetwegen getroffen wähnte. Ich fand ja nun selber, daß es zu viel des Getue um meine Person war, und ich hätte viel darum gegeben, unbemerkt und unbeachtet von Bord gehen zu können. Doch ich sollte mit meiner Vermutung recht behalten.

Der Einwanderungsbeamte, der schon vom Schiff gegangen war, kam in Begleitung eines Deutschen zurück und bat mich in eine Kabine. Der Deutsche verdolmetschte mir: Der Herr Administrator selbst sei mit einer Abteilung Soldaten zum Kai geeilt, um, wenn ich das Schiff etwa schon verlassen hätte, mich dort liebevoll zu empfangen. Da ich aber noch an Bord sei, so möchte er mir sagen lassen, ich möchte lieber nicht an Land gehen, um mir Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Der Kommissar von Lome hatte also berichtet. Warum hatte er mir nicht aufrichtig gesagt: "Gehen Sie nicht nach Duala, ich berichte dorthin, Sie werden Schwierigkeiten haben." In scheinheiliger Weise reichte er mir - recht überflüssig, wie ich fand - die Hand zum Abschied, obwohl er wußte, welcher durch ihn veranlaßten heiklen Lage ich entgegenging. Sein Brief schien zugleich mit meinem Schiffe gegangen zu sein, und der Administrator hatte daher Angst, die gefährliche Deutsche könnte ihm am Ende schon entwischt sein und Kamerun in Brand gesetzt haben.

Mir war nicht ganz wohl zumute, und ich hätte gerne auf die wichtige Rolle, die ich hier so unfreiwillig spielte, verzichtet. Ich überlegte.

"Sie können an Land gehen, aber Sie haben sich alle Folgen selbst zuzuschreiben", sagte der Franzose.

"Was kann ich in diesem Falle tun? Der Dampfer geht von hier zurück, heimwärts, und ich will doch noch nach Süd-West!"

"Vielleicht bekommen Sie in Fernando Po weiteren Anschluß, wenn Sie bis dahin zurückgehen."

"Vielleicht! Das kann mir nichts nützen."

"Was wollen Sie tun?" so drängte man mich.

"Wenn Sie mir von Fernando Po einen günstigen Anschluß nach portugiesisch Angola oder Süd-West nachweisen können, dann verzichte ich gerne auf das Betreten des französischen Mandatsgebietes."

Man schickte einen Herrn zur Erkundigung an Land. Es dauerte lange, bis er wiederkam. Ich saß gedrückt in meiner Kabine. Nun wußte doch jeder am Schiff, um wen es sich handelte bei der unerhörten Maßnahme. Was mußten die Menschen nur von mir denken? Mußten nicht Uneingeweihte mich für eine Verbrecherin halten? Die Röte der Scham, der Empörung stieg mir in die Wangen.

Nach einer Stunde ungefähr kam der Bote zurück mit der Auskunft, daß es von Fernando Po keinen Anschluß gäbe, daß aber in 6 Tagen von hier ein Dampfer weiter ginge nach Point Noir. Von dort hätte ich Anschluß mit einem Dampfer nach Süd-West.

Also ging ich an Land!

Der Einwanderungsbeamte wich nicht von meiner Seite. Am Zollamt nahmen sich mehrere Beamte liebevoll meines Gepäckes an, und ein Schwarzer machte sich über meine Sachen her und zerrte Stück für Stück aus meinem Koffer, während drei bis vier Franzosen genau zuguckten. Es ist nicht angenehm für eine Dame, jedes Stück ihrer Kleidung und Sachen so ausgebreitet vor aller Augen zu

sehen. Aber wie sollte ich nach all dem Vorhergegangenem hier das notwendige Feingefühl erwarten können!

Meine Geschirrkiste kam an die Reihe. Die Teekanne war ein verdächtiges Ding. Ihr Boden wurde beklopft und dann gar versucht, ihn abzustreifen. Aber das gelang trotz aller Anstrengungen nicht, er war wirklich festgefügt und kein zweiter aufgestülpter.

"Hier ist eine Bombe!" rief humorvoll und ahnungslos der junge Deutsche, der mir an Land als Assistent von der **Woermann**-Linie beigegeben wurde und der von den Begebenheiten am Schiff keine Ahnung hatte.

Ein rohrartiges Ding zog er aus der Kiste. Prompt und etwas eilig nahm es ihm einer der Franzosen aus der Hand.

"Erbswurst", las er gedehnt.

Nun war alles durchwühlt, natürlich ergebnislos. Jetzt legte man mir nahe, meine zwei Fotoapparate und die Schreibmaschine am Zoll zu lassen. Ohne den geringsten Widerspruch war ich damit einverstanden. Wozu sollte ich Bilder aufnehmen? Nur, um mir wieder eine peinliche Durchsuchung und zum Schlusse eine neue Beschlagnahme gefallen lassen zu müssen. Und im übrigen war ich jetzt zu allen Zugeständnissen bereit. Beinahe drei Stunden hatten mich nun die Franzosen in ihren Händen und quälten und zermürbten mich - sie mochten es freilich nicht fühlen -, so daß ich nur noch einen Wunsch hatte: heraus, endlich Ruhe, Ruhe um jeden Preis.

Aber noch mußte ich vor den Administrator selbst geschleppt werden. Dieser würdige Herr im grauen Bart, der mir persönlich nicht unsympathisch war, sprach sein Bedauern darüber aus, daß er auf die Benachrichtigung von Lome hin gezwungen gewesen sei, so mit mir zu verfahren. Im gleichen Atemzug aber erklärte er nur, daß ich ein ungern gesehener, sozusagen nur geduldeter Gast sei bis zur Abfahrt der "Assi", die ich unbedingt besteigen müsse. Ausflüge ins Innere wären mir nicht gestattet, oder ich müßte erst besondere Erlaubnis dazu einholen.

"Ich habe in Lome nichts verbrochen!"

"Am Schiff hatte aber auch jemand den Eindruck, als ob bei Ihnen nicht alles in Ordnung wäre."

Was sollte denn das nun wieder bedeuten? Hatte sich denn Tod und Teufel gegen mich verschworen?

Alle Personen des Dampfers zogen an meinem Geist vorüber und da stand plötzlich ein geschniegelter Mensch, mit gelber Hautfarbe und schwarzem Haar, spöttisch und grinsend vor meinem geistigen Auge: Judas Ischariot! Der ewige Jude!

Ich wandte mich an den **Woermann**-Angestellten: "Herr Trompeter, der Agent der Hollandlinie, ist er Jude?"

"Natürlich ist er das!"

Ach so, na ja dann: Judas, der ewige Schurke und Verräter!

Sechstes Kapitel

Kameruns heroische Kriegsgeschichte • Großplantagen am Kamerunberg heute wieder in deutschem Besitz.

Sonntag war's. Ich hatte noch nicht ganz die Aufregung des vorhergegangenen Tages, den herzlichen Willkommengruß der liebenswürdigen Franzosen, verwunden, da startete Herr Tritschler, bei

dem ich wohnte, seinen Wagen. "Wir machen einen kleinen Ausflug nach Japoma. Wenn Sie nicht ins Innere des Landes kommen, so sollen Sie doch zumindest den Duala zunächst liegenden, historisch interessanten Platz kennenlernen."

Duala ist eine Gartenstadt. Beinahe jedes einzelne Haus ist ins Grüne gebettet. Wellig ist sein Gelände, ansteigend schon am Ufer. Duala ist schöner als Lome, mit seinen Häuserzeilen, ohne Zweifel. Ich liebe sie nicht sehr, diese einengenden Häuserreihen, nicht einmal zu Hause, wo sie gepflegt und mitunter noch von architektonischer Schönheit sind. Ich schätze sie noch weniger in den Tropen, wo sie, durch das alles zerstörende Klima zermürbt, einen verwahrlosten Anblick bieten. Dagegen wirkt ein einzelnes, wenn auch vom Zahne der Zeit zernagtes und möglicherweise windschiefes Haus unter Palmen immer noch romantisch.

Einige Hütten tauchten auf - **Japoma** - und ein breites Gewässer: die Fluten des Dibamba verwehrten uns die Weiterfahrt. Wir stiegen aus. Zwei hohe Bogen der Eisenbahnbrücke wölbten sich vor uns. Zwei sind es nur noch. Ursprünglich, von den Deutschen erbaut, waren es vier. 1914 auf dem Rückzug vor dem übermächtigen Feind nach Edea, haben die Deutschen hinter dem letzten Zuge die Brücke gesprengt. Der halbe Teil davon, mit zwei Bogen am jenseitigen Ufer, ist in die Fluten versunken. Die diesseitige Hälfte blieb ganz.

Bei dem Wiederaufbau der Brücke haben die Franzosen den zerstörten Teil verengt, aus viel leichterem Material und ohne Bogen hergestellt. So ist eine sonderbare, aus zwei ungleichen Teilen zusammengesetzte Brücke geworden. Ich empfand das Fehlen meiner Kamera an dieser Stelle sehr schmerzhaft. Wir überschritten die Brücke. Einzelne Stücke von Eisenschienen und Trägern waren durch das grauschmutzige Wasser des Dibamba deutlich zu erkennen. Wie ich in die Wellen starrte, verschwamm allmählich das Wasser und das Gewirr von Eisenschienen, und vor meinen Augen tauchten Masten auf, und Schiff auf Schiff, durch den Kriegsruf aufgeschreckt, flüchtete in vermutlich friedliches Gewässer. Sie drängte sich hilflos zusammen, Deutschlands stolze, afrikanische Handelsflotte.

Wie ein Habicht auf eine verschüchterte Kückenschar, so stürzte ein gespickter feindlicher Koloß siegesgewiß auf die Beute. Ein altersgraues deutsches Schiffchen, so gut wie unbewehrt, deutschen Besitz und deutsches Land verteidigend, nahm den letzten Rest seiner Kräfte zusammen und fuhr auf den mächtigen Feind los. Umdonnert, zersplittert von feindlichen Geschossen und brennend bohrte es sich in seinen letzten Zuckungen in die Flanke des Feindes und versank.

Pulverdampf und Rauch verschwanden vor meinen Augen - das Bild wechselte. Strahlender blauer Himmel - vor Hitze flimmerndes Tropenland. Ausgedörrt ist der Boden und traurig hängen Blätter und Gräser - und trostlos und müde, schleppend, gesenkt den Kopf und mühsam die Beine schleifend, so zieht ein Zug von Menschen, torkelnd, taumelnd. Erschrecklich dünn und zerbrechlich erscheinen die Körper der weißen Menschen am Kopfe des Zuges, an denen nur mehr Reste von europäischen Kleidern hängen.

Schmal und eingefallen und durch Bartstoppeln verwildert sind ihre Gesichter. Und aus vielen Augen, die tief in den Höhlen liegen, leuchtet das Tropenfieber und die andern blicken verzweifelt, hoffnungslos. Alles verloren, trotz des noch ungebrochenen Mutes. Wie sehnsüchtig blickten die Augen aus nach Munition, wie wünschte man ihn herbei, den deutschen Blockadebrecher, als man sich immer und immer wieder dem übermächtigen Feind stellte. Nun, nach 18 Monaten, war die letzte Kugel verschossen. Deutsches Land, alles verloren! Verzweiflung im Herzen taumelte die unbesiegte, aber nun wehr- und waffenlose Kriegerschar der Grenze des neutralen spanischen Neuguinea zu. Treu bis in den Tod und treu auch in der Not folgte hinter ihr der Troß von schwarzen Kriegern mit Kind und Kegel.

Schemenhaft, wie Visionen, waren diese historisch tragischen Ausschnitte aus dem Geschehen des Krieges in Kamerun vor meinen Augen erstanden. Aber die ganze Kriegsgeschichte Kameruns ist tragisch, heroisch. Wie alle deutschen Kolonien so traf auch Kamerun der Ausbruch des Krieges

und besonders seine Übertragung auf alle Kolonien völlig überraschend und unvorbereitet, was nichts deutlicher erhärtet als folgende Kundgebung:

> Buea (Gouverneurssitz), 31. Juli 1914.
>
> "Nach amtlichen Mitteilungen aus Berlin hat Österreich gegen Serbien mobil gemacht. Die Feindseligkeiten sind bereits eröffnet. Nichtsdestoweniger ist Anlaß zur Beunruhigung für die Bevölkerung des Schutzgebietes nicht gegeben. Amtlich wird hervorgehoben, daß unsere Schutzgebiete außerhalb jeder Kriegsgefahr sind."

Nicht lange waren in Europa die Feindseligkeiten eröffnet, da kam an den Gouverneur Ebermeier von Kamerun von Englands Seite die Aufforderung, die Kolonie zu übergeben.

Dessen Antwort aber lautete: "Holt sie euch!"

Man war auf jeden Fall entschlossen, wenn auch vom Anfange an beinahe ohne Waffen, das Land nicht kampflos preiszugeben, sondern im Gegenteil es bis zum Letzten zu verteidigen.

Am Kamerunfluß war inzwischen ein Handelsschiff nach dem andern hinauf bis nach Duala eingelaufen, flüchtend vor den Gefahren des Krieges im offenen Meer. Wie sehr die Deutschen im allgemeinen auf Verträge und in diesem Falle im besonderen auf das Kongoabkommen vertrauten, beweist jene Flucht in den deutschen Kolonialhafen - in die Mausefalle -, wo so dicht daneben der neutrale spanische Hafen bei Fernando Po die Schiffe unantastbar gemacht hätte. Es mag wohl ein erhebender Anblick für einen Deutschen gewesen sein, dieses Gewimmel von 30 Schiffen, vom kleinen Frachtdampfer bis zum mächtigen Passagierschiff, dieses Gewirr von Masten und Schornsteinen und deutschen Flaggen. Bald war die Klappe der riesigen Falle geschlossen. Einige englische Kanonenboote kreuzten vor der Mündung des Kamerunflusses, und Duala und der Hafen lagen da, frei, schutzlos, eine leichte Beute. Vier alte Salutkanonen auf Holzlafetten und einige Dutzend Granaten, das war der ganze Küstenschutz. Da versuchte man in aller Eile auf einem Leichter, Minen zum Schutze des Hafens herzustellen. Doch der Leichter mit vier blühenden Menschenleben ging in die Luft. Nun opferte man zwei der Handelsschiffe, lenkte sie 12 Kilometer im Fluß hinunter und versenkte sie in der Fahrrinne, um dem Feind den Weg zu sperren.

Unschlüssig, tastend nur wagte der Feind sich im Fluß und in den Krieks vorwärts. Sie trauten dem Frieden, der Stille nicht und vermuteten ihrerseits eine Falle. Sie glaubten den Hafen und Duala mit Forts gesichert. Und sie waren doch wehrlos, gänzlich machtlos, die Deutschen. Und doch nicht! Sie schufen sich S. M. S. Panzerbarkasse "Prinz Udo". Ein stolzer Name! Prinz Udo war einst nur eine ganz unscheinbare Pflanzerbarkasse, bestimmt, Kautschuk oder Öl zu den Schiffen, zur Verladung zu schleppen. Jetzt war sie "armiert" mit 5 Gewehren, davon mit drei Modellen von 71, bespickt mit einer Salutkanone und gepanzert mit Säcken voll Palmkernen. Und so lauerte sie auf den Feind, griff hinter Mangroven gedeckt ein Kanonenboot an, erzielte mit ihrem Geschütz einen Treffer und trieb das Kriegsschiff, das einen ganz anderen Feind vermutete, in die Flucht.

Der Mast der "Nachtigal" im Mövensee singt das Lied deutschen Heldentums. Zu Tode getroffen, fuhr sie dem überlegenen Gegner in den Leib und versank - die Kriegsflagge am Heck.

Da war auch noch der altersschwache Regierungsdampfer "Nachtigal". Sein, vielmehr seiner Bemannung heroischer Heldentod, verdient dem Vergessen entrissen und mit goldenen Lettern in das Buch der Kolonialkriegsgeschichte geschrieben zu werden. Die "Nachtigal" war zum Kriegsschiff geworden und mit einem kleinen Geschütz ausgerüstet. Die mindeste Kriegsbarkasse war ihr überlegen. In einer Septembernacht kreuzte sie im Mövensee. Feind voraus! Das englische Kanonenboot "Dwarf". Man wußte, daß man einen Kampf mit ihm nicht auf-

nehmen konnte. Aber man hatte trotzdem eine Waffe, man konnte rammen. Und das wollte man tun und zusammen mit dem Feind in den Tod gehen. Sie fuhr bewußt in den sicheren Tod, die Bemannung der "Nachtigal". Mit voller Kraft voran! Mit aller Wucht und Geschwindigkeit, die sie aufbringen konnte, stürmte sie auf den Feind, der ihr auf 80 Meter Entfernung Tod und Verderben entgegenspie, ihr den Körper aufriß, sie in Flammen setzte und den Kommandanten schwer verwundete. Zu Tode getroffen, doch im letzten Aufzucken fuhr sie mit dem Bug dem Feinde in den Leib und versank dann mit der Kriegsflagge am Heck.

Aber alle Opfer, alle Heldentaten, sie waren wie Mückenstiche nur für den übermächtigen Feind. Sie konnten ihn nur verwirren, das Ende hinauszögern, doch nicht aufhalten. Auch die Elemente waren gegen die Deutschen. Die Fluten des Kamerunflusses, durch die Sperre der versenkten Schiffe gehemmt, schufen sich eine neue Rinne, die dem vorsichtig herantastendem Feind die Einfahrt ermöglichte. Offen war der Hafen für die Engländer. Doch noch schleuderten die Salutgeschütze dem sichernd voraustastenden ersten Kanonenboot die paar Granaten entgegen und jagten ihm eine in die Flanke, so daß es verstört und mit Volldampf wieder rückwärts flüchtete.

Und nun sandte der Feind Hilferufe nach Europa: Große Kreuzer sollten kommen. Und sie kamen, dreißig Fahrzeuge, Engländer und Franzosen, große und kleine Kreuzer und Truppentransporter mit über 10 000 Mann weißer und schwarzer Soldaten. Und ihnen standen ein paar hundert bewaffnete Weiße und Schwarze gegenüber. Drohend lag die feindliche Flotte vor Duala, und das Ultimatum auf bedingungslose Übergabe der Kolonie innerhalb zwei Stunden wurde gestellt. Duala war nicht zu halten, aber die Kolonie wollte man keineswegs übergeben, noch überhaupt sich ergeben. Ein Zug mit den letzten Soldaten ging ab nach Eden, und die Dibambabrücke wurde hinter ihm gesprengt und dadurch dem Feinde die sofortige Nachfolge verwehrt. Viele Frauen und waffenlose Männer blieben in der Stadt zurück. In Duala war kurz vorher noch ein Trauerspiel abgerollt. Der Häuptling der Dualas, Rudolf Bell, der in einer süddeutschen Stadt das Gymnasium besucht hatte, wurde als Verräter entlarvt und zum Tode durch den Strang verurteilt. Zwar neigt man heute der Ansicht zu, daß King Bell nicht aus eigenem Antrieb, sondern im Gegenteil gegen seinen Willen von seiner Sippe zu den verräterischen Handlungen getrieben wurde. Manga Bell hat auch vor seinem Tode noch einen Aufruf an die Dualas erlassen und sie darin zu loyaler Haltung den Deutschen gegenüber aufgefordert. Doch seine Sippe, sein Stamm, fiel den Deutschen in den Rücken, verkaufte und verriet sie, um schon nach ein paar Monaten französischer und englischer Herrschaft sie inbrünstig zurückzuwünschen. Zu spät!

Verlassen war Duala von wehrfähigen Männern, doch immer noch waren die Engländer mißtrauisch und wagten die Landung von Truppen erst nach einem ausgiebigen Bombardement. Am 26. September fiel Duala.

Und nun begann die Schande, nicht die schwarze, sondern die weiße Schmach. Die wehrlosen deutschen Männer, Frauen und Kinder wurden, wie sie gingen und standen, zusammengetrieben und unter Führung weißer Soldaten, jedoch unter der Bedeckung von Schwarzen, mit Kolbenstößen und Beschimpfungen die Straßen entlanggetrieben und auf Schiffe gepfercht. Zum Teil kamen sie nach England und Frankreich in Gefangenschaft. 200 Mann aber wurden in das ungesunde Tropenklima von Abomey in Dahomey, in franz. Westafrika, verschleppt, dort zu sklavischer Arbeit angehalten und unter Führung von sadistischen Soldaten zum Teil zu Tode gequält.

In Kamerun begann nun der Kampf in Busch und Urwald mit ungleichen Kräften. Der Feind war nicht nur zahlenmäßig um ein vielfaches überlegen, sondern auch mit allen modernen Waffen ausgerüstet, während solche den Deutschen fast völlig fehlten. Und dennoch wurde Zoll um Zoll des deutschen Landes zäh verteidigt, und auch die treue schwarze Polizeitruppe vollbrachte manche Heldentat. Sie verstand es vor allem meisterhaft, sich an den Feind heranzuschleichen und mit den so sehr benötigten Gewehren und mit Munition wiederzukehren. Im übrigen waren sie stolz darauf, deutsche Soldaten zu sein und sahen auf die weniger disziplinierten französischen und englischen Kolonialsoldaten mit Verachtung herab.

Ohne verhängnisvolle Folgen, nicht bloß für die Deutschen, sondern für die weiße Rasse überhaupt, blieb der Kolonialkrieg nicht. Der Weiße war bis dahin für die Schwarzen unantastbar gewesen und nur mit einer gewissen Scheu und hündischen Unterwürfigkeit sah er zu ihm wie zu einem höheren Wesen auf. Und nun fielen alle Schranken. Den Schwarzen wurde befohlen, auf Weiße zu schießen, Weiße zu töten. Der Nimbus, der letztere bis dahin umgab, fiel, und die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit der Schwarzen den Weißen gegenüber ist wohl für immer dahin. Der Blutrausch überkam die Naturmenschen mit Gewalt, und sie zogen auch keine Grenzen zwischen Schwarzen und Weißen mehr, und so kam es, daß ein deutscher Offizier mit vorgehaltenem Revolver sich vor besiegte englische Offiziere stellen mußte, um sie vor seinen schwarzen Soldaten zu schützen. Aber auch die fürchterlichsten triebhaften Urinstinkte der Eingeborenen, die vorher mit eiserner Hand zurückgehalten wurden, flammten erneut auf, und nicht nur viele schwarze Soldaten, sondern leider auch ein Deutscher, wurden das Opfer des wiedererwachten Kannibalismus des Stammes der Adjange.

18 Monate vermochten die Deutschen Trotz zu bieten, dann aber mußte infolge völligen Munitionsmangels der Rückzug nach Spanisch-Guinea durch Busch und Urwald unter unendlichen Schwierigkeiten angetreten werden, immer den Feind im Rücken. Die winkende neutrale Grenze wurde erreicht. Doch die Soldaten waren halb verhungert, zu Tode ermattet und zermürbt. Von den Spaniern wurden die deutschen Krieger mit Bewunderung über den langen Widerstand, fast ohne Waffen, freundlich aufgenommen. Doch der Franzose, voller Wut, daß sie ihm entkamen, folgte bei Nacht in das neutrale Land, überfiel eine friedlich lagernde Abteilung und stahl ihre Gewehre und die armselige Kriegskasse. Die Spanier protestierten entrüstet dagegen.

Kameruns Kampf bildet ein Ruhmesblatt in der deutschen Weltkriegsgeschichte.

Eines aufrechten Mannes muß im Zusammenhange mit deutscher Kriegshistorie in Kamerun noch gedacht weiden. Es ist **König Njoja,** Herrscher über das Baumunvolk im Grasland im Norden des Landes, der mächtigste Gebieter in Kamerun, der große Deutschenfreund. Er war ein äußerst intelligenter Mensch, der für sein Volk eine eigene Schrift ersann, mit den Deutschen im besten Einvernehmen lebte und sich der Gunst und der Freundschaft des deutschen Kaisers erfreute. Bei Ausbruch des Krieges bot der König seine Reiterei (3000 Mann) den Deutschen zu Kriegsdiensten an. Das Anerbieten mußte mangels Waffen, konnte man doch die eigenen Leute nicht bewaffnen, abgelehnt werden.

Nach dem Kriege teilten die Franzosen ohne viel Federlesens seine Ländereien auf und ihm verblieb nur mehr seine Hauptstadt Fumban, mit seinen 800 Frauen, die er zum Teil von seinen Vorfahren ererbt hatte.

König Njoja war auch ein großer Freund und Beschützer der deutschen Missionen, doch später mit den französischen konnte er sich nicht vertragen und diese ihrerseits schwärzten ihn bei dem französischen Gouverneur an. Daraufhin wurde er aufgefordert, von seiner Pflanzung, auf der er sich befand, nach Fumban zurückzukehren. Er aber leistete der Aufforderung keine Folge, worauf er kurzer Hand abgesetzt und nach Jaunde verbannt wurde. Drei Jahre lebte er dort, umgeben von den Geschenken des Kaisers. Sein höchster Stolz war seine Kürassieruniform. Wenn ihn Deutsche in der Verbannung besuchten, so war immer seine erste, sehnsuchtsvolle Frage: "Wann kommen die Deutschen endlich wieder?"

König Njoja ist an seiner Anhänglichkeit und Treue zu den Deutschen zugrunde gegangen. Mitte Juni 1933 ist er in der Verbannung in Jaunde gestorben. Ehre seinem Andenken!

Es war noch früh am Morgen, graue Dämmerung. Ich döste. Da pochte ein sonderbares Geräusch in meinen Halbschlaf. Gluck - gluck, gluck - gluck, gluck - gluck, so tönte es in immer verschiedenen Zwischenräumen, so ähnlich, als wenn Wasser durch ein Rohr gluckste, immerzu.

Eine kleine Pause und schon ging es weiter in einem wahnsinnigen Tempo, gedämpft und doch so eindringlich: Gluck, gluck - hämmerte sich ein in mein Gehirn und rüttelte mich vollkommen wach.

Ich guckte um mich. Wo war ich denn heute? Oft erging es mir so, wenn ich morgens aufwachte, daß ich erst überlegen mußte, wo im weiten Afrika ich mich nun eigentlich befand. Bald hatte ich mich zurecht gefunden. Ich war noch in Duala und heute um 7 Uhr sollte ich am Kai sein zur Fahrt mit einer Barkasse nach Viktoria im britischen Kameruner Mandatsgebiet. Nun freute ich mich wieder, diesen Ausweg gefunden zu haben und nicht noch die paar Tage bis zur Abfahrt der "Assi" als widerwillig geduldeter Gast der Franzosen bleiben zu müssen. Bei den Engländern würde ich bestimmt keine Schwierigkeiten haben. Ich habe sie bis jetzt auf Reisen immer noch als Gentlemen kennengelernt.

Aber noch etwas freute mich diebisch, die Erklärung des Vertreters des Administrators: Herr Trompeter, der mich in so hinterlistiger Weise verdächtigt hatte, sei auch den Franzosen eine absolut unsympathische Person. Er wäre Agent der Hollandlinie in Duala gewesen und sei auf die Initiative der französischen Regierung versetzt worden. Das genügte mir zur Rehabilitierung in dieser echt jüdischen Angelegenheit.

Noch immer trommelte es in unregelmäßigem Takt an mein Ohr - gluck - trommelte, ja, das war es, nun wußte ich es: Negertelegraphie!

Da saß am Kai ein schwarzer Mann im weißen Tropenanzug, mit Bügelfalten, bearbeitete seinen ausgehöhlten Baumstamm und lockte die am Kamerunfluß herabkommenden Neger etwa folgendermaßen:

Die Firma C. D. A. zahlt die höchsten Beträge für Palmkerne und Öl und nimmt die niedrigsten Preise für ihre Waren. Kommt zu C. D. A., kauft bei C. D. A. schöne Ware, gute Ware!

Gluck, - gluck, gluck - schöne Ware, gute Ware!

Entzaubert ist auch das romantische Nachrichteninstrument der Buschleute, das über unüberbrückbaren Urwald hinweg, von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm, die Nachricht wichtiger Ereignisse weit in das Land hineintrug, entzaubert und in den Dienst nüchterner Reklame gestellt.

Armes 20. Jahrhundert, Jahrhundert der Sachlichkeit und Nüchternheit, entkleidet jeglicher Romantik.

Es trommelte immer noch in meine Ohren, gedämpft und unaufdringlich und doch so eindringlich, es trommelte und ich konnte den Schlüssel zu dieser Telegraphie nicht finden. Die Schläge unterschieden sich nicht voneinander, sie waren gleich kurz, aber es war auch unmöglich, sie in den einzelnen Intervallen zu zählen, dazu waren es ihrer zu viele und folgten sich zu schnell. Ich fand, daß dieses Negersystem reichlich kompliziert ist und gar nicht leicht zu erlernen sein dürfte.

Es goß, als ich die Barkasse bestieg, doch war ich froh, denn ich befand mich wieder im Besitze meiner Kamera. Aber ich getraute mich noch nicht, sie zu benützen, als wir am Kamerunfluß abwärts ganz nahe an den aus dem Wasser ragenden Masten der zur Kriegszeit zum Schutze des Hafens von Duala versenkten deutschen Schiffe vorüberfuhren. Tuschelten nicht die drei Franzosen, die außer mir und einem Deutschen noch an Bord waren, miteinander, warfen sie nicht sonderbare Blicke nach mir? Sollten das schon wieder Spitzel sein, mir auf den Hals gehetzt? Du bist nervös und siehst Gespenster, so sagte ich zu mir selbst. Aber gerade bei nüchterner Überlegung kam ich zu der Ansicht, daß meine Bedenken wohl berechtigt waren. Wie war ich doch ahnungslos und vertrauend in Lome und wurde auf Schritt und Tritt beobachtet. Ich hatte wirklich allen Anlaß, jedem Franzosen mit Mißtrauen entgegenzukommen. Wo auf weiter Welt konnte man etwas dagegen einzuwenden haben, wenn ich die Masten deutscher, im Kriege versenkter Schiffe photographierte? Daß aber es die Franzosen sehr krumm nehmen und mir daraus wieder einen Strick zu drehen versuchen würden, unterlag für mich keinem Zweifel.

Der Regen hatte aufgehört. Unser kleines Schiffchen bog in das Gewirr der Krieks ein, der kleinen und großen Wasserstraßen des Kamerundeltas. Hier war das Gebiet, wo S. M. S. "Prinz Udo" auf den Feind gelauert hatte, um ihm zumindest kleine Stiche zu versetzen. Und dort an jener Stelle in der Nähe des Mövensees fuhr die "Nachtigal" mit ihrer Besatzung in den Tod.

Heute aber war es friedlich und still und leise plätscherte nur hin und wieder ein Kanu, mit schwarzen Gesellen besetzt, an uns vorüber. Ein Fischadler strich über unsere Köpfe hinweg, stieß in das Wasser, schwang sich wieder hoch mit seiner Beute und zurück in seinen Horst in den Mangroven.

Wir erreichten Tiko. Ein großer deutscher Handelsdampfer lag an der Brücke. Auf Rollwagen kamen die Bananen angefahren und die großen Bündel wurden von schwarzen Arbeitern in den Schiffsraum verstaut. Und Wagen auf Wagen wurde entleert und immer neue und vollgefüllte rollten heran, Stunde um Stunde - und das gefräßige Ungeheuer schluckte sie und war nicht zu sättigen.

"Wo kommen sie denn her, die Früchte?"

"Von den deutschen Plantagen in Tiko und Viktoria. Sie werden sie noch sehen."

Endlich war der Nimmersatt doch zufriedengestellt und dampfte mit mir nach Viktoria. Ich stand an der Reling festgebannt während der zweistündigen Fahrt, trunken im Genießen der Landschaft. Aus den Fluten des Meeres hoben sich Berge mit dem satten Grün der Urwälder in reicher Gliederung und Einbuchtung steil empor und stießen himmelstürmend in eine dunkle Wolkenmauer. Und die Wolken wogten und zogen wie Schleier auf und nieder und ließen hier und dort wie neckisch einen Zipfel fallen und rissen Löcher hinein und zeigten mir, für Sekunden nur, Ausschnitte von den Hängen der Berge, von dem Gipfel - neidisch - wie ein großes wertvolles Geheimnis, das man so allmählich enthüllt, um die Spannung, die Freude, die Schönheit zu steigern. Ahnen sollte ich nur und dann überrascht werden. Doch nur die Ahnung schon begann mich in der Bucht von Viktoria zu berauschen. In einem Halbkreis, von Bergen gebildet, überragt von der über 4000 Meter hohen Spitze des Kamerunberges, liegt die Bucht wie eine blitzende Muschel. Den offenen Halbkreis schließt im Süden in der Ferne, in leichten, blauen Dunst gehüllt, die bizarre Form des Pik von Fernando Po. Und wie Edelsteine verstreut, so schmücken größere Inseln und die kleinen von Tropenpflanzen überwucherten, smaragdgrünen Piraten die blinkende silberne Muschel. Ich stand überrascht und geblendet vor der kaum noch irgendwo in weiter Welt gesehenen landschaftlichen Schönheit, und brennend, sehnsuchtsvoll und schmerzhaft griff es an mein Herz:

> Einst deutsches Land! Verlorenes Land!
> Wir müssen es wieder haben!

Bei meiner Ankunft wurde ich zu einer Mitgliederversammlung der NSDAP. Ortsgruppe Viktoria und Tiko eingeladen. Im Auto, im Dunkel der Nacht huschten stille Urwaldriesen gespenstisch an uns vorüber. Der Wagen schlängelte sich in S-Kurven ein Stück am Kamerunberg hinauf, polterte auf Brücken über tiefe Schluchten und stürzende Bergflüsse und senkte sich dann abwärts in die Tikoebene, die selbst im Dunkel übersehbar sich weit vor uns ausbreitete und sich im silberglänzenden Meer verlor. Einige blinkende Lichter grüßten schläfrig zu uns herauf, und dann tauchten wir hinab nach Tiko.

Im Versammlungssaal flammte die Hakenkreuzflagge. Das Bild des Führers Adolf Hitler blickte ernst auf uns herab, und der *Völkische Beobachter* hing an einem Haken an der Wand. Ein lange entbehrtes Bild. Und dann kamen sie herbei aus den Pflanzungen, aus vieler, vieler Kilometer Entfernung, auf ihren Wagen über halsbrecherische Gebirgswege und auch zu Fuß, treu der Bewegung und dem Führer wie im Reich. Ist es auch nur eine kleine Schar, so bildet sie doch einen Pfeiler, einen Eckstein der Bewegung draußen in der weiten Welt. Ebensogut wie sie die Pioniere des deutschen Handels im Auslande sind, so sind sie als Parteigenossen die Vorposten und Pioniere der Nationalsozialistischen Bewegung. Als solchen fällt ihnen die Aufgabe zu, das Ansehen dieser und des neuen Staates im Ausland nach Kräften zu fördern und zu heben. Diesen Gedanken verlieh ich auf

die Aufforderung zu einer kleinen Ansprache Ausdruck, nachdem ich die Grüße der Heimat und der Bewegung überbracht hatte.

Nach einigen Schlußworten des Ortsgruppenführers brauste **Horst Wessels** heiliges Lied auf:

Bald flattern Hitlerfahnen über allen Straßen —

Wie ein Schauer überkam es mich, als diese Worte erklangen, hinaus in die dunkle äquatoriale Tropennacht.

Schon flattern Hitlerfahnen über allen Landen! Und überall, wo deutsche Zunge spricht in Nord und Süd, in West und Ost, auf weitem Erdenrund, da klingt das Lied aus deutschen Kehlen: "Die Fahnen hoch! -"

Bei Viktoria liegt **Bota,** eine kleine Stadt mit rauchenden Schornsteinen, großen Hallen, pochenden Maschinen, und mit einem großen Negerdorf dahinter, dem Dorf der Fabrikarbeiter. Davor und daneben verstreut liegen die Bungalows der Weißen mit dem herrlichen Blick auf die Viktoriabucht.

Ich saß in einem dieser Häuser als freundlich aufgenommener Gast in der großen Diele und hatte vor meinen Augen die kleinen Piratenklippen und die Dreimarksinsel, die einmal ein Deutscher für drei Mark erstanden hatte und auf der ein Häuschen und ein kleines Gärtchen wohl Platz finden mochte. Nach Deutschland zurückgekehrt, suchte er als Besitzer einer "ganzen Insel" im Atlantischen Ozean Geld "zur Anlage von ausgedehnten Plantagen" und fand es. Hinter mir mußte sich steil und groß der Kamerunberg emporbauen, doch wie immer seit meiner Ankunft, verbarg er sich hinter ziehenden Wolken.

Große Herren lassen auf sich warten - doch eines Tages wirst auch du dich herbeilassen.

Herr K. saß mir gegenüber und erzählte mir, der ahnungslos Aufhorchenden, **von den ausgedehnten Pflanzungen am Kamerunberg, die sich heute wieder in deutschem Besitz befinden.**

Mancher Mensch mag sich wohl über die Bescheidenheit gewundert haben, mit der sich England mit dem kleineren Teil von Kamerun als Mandatsgebiet begnügte. Aber Englands Schüchternheit in solchen Dingen ist meist das Ergebnis eines einfachen Rechenexempels. England bekam mit dem Landgebiet, das es nahm, die deutschen Großplantagen, rund um den Kamerunberg 250 000 Hektar Land, mit 20 000 Hektar bestangelegter Kulturen, mit den modernsten Fabriken und Aufbereitungsanlagen, eigenen Eisenbahnen und reichem Schiffsmaterial in die Hand.

Nach Beendigung des Krieges versuchten die Lever brothers von der englischen Sunlightseifengesellschaft, die größte deutsche Plantage der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft in Viktoria zu kaufen. Doch Lloyd George meinte in einer menschlich gerechten Anwandlung, es wäre nicht ganz fair, nur Engländern den Erwerb dieser wertvollen deutschen Pflanzungen zu ermöglichen. Dadurch unterblieb seinerzeit der Verkauf. Im Jahre 1922 wurde die erste Versteigerung der Pflanzungen anberaumt, zu der keine Deutschen zugelassen werden sollten.

Das ärgerte den alten und mächtigen Herrn, den Kamerunberg, den Beherrscher und Beschützer der mit deutschem Fleiß angelegten Pflanzungen zu seinen Füßen und er spie den Engländern in einem Wutanfall seinen Haß und seine Empörung mit Feuer, Schwefel und glühender Lava ins Gesicht.

Nach langem Aussetzen hatte der Vulkan, gerade zur rechten Zeit, seine Tätigkeit wieder aufgenommen und tatsächlich dadurch Interessenten an den Pflanzungen zurückgeschreckt. Nur eine einzige kleine, aber leider die beste kam bei dieser Versteigerung in englischen Besitz.

Eine neue Versteigerung wurde im Jahre 1924 angesetzt, dieses Mal unter Zulassung von Deutschen. Ein unerhörter Pressefeldzug wurde daraufhin dagegen eröffnet. Eine neue Greuel- und Lügenhetze ergoß sich über die Kolonialdeutschen, um den Rückkauf der Pflanzungen durch dieselben

zu verhindern. Doch von maßgebenden Stellen war die deutsche Beteiligung aus Gründen, die aus dem Folgenden hervorgehen, erwünscht. Die Versteigerung mußte mit Polizeiaufgebot vor Angriffen geschützt werden.

Ein englischer Strohmann hat für die Deutschen geboten und die Pflanzungen auch erworben. Am anderen Tag wurde er von der Presse als *"the King of Cameroon"* gefeiert, als Held der "verhindert" hatte, daß ein Königreich in Afrika an Deutschland fiel. Da die politische Lage zu dieser Zeit etwas brenzlig war, wurde auch die deutsche Presse nicht unterrichtet und so kam ein Gebiet, so groß wie Baden, wieder in deutsche Hände, ohne daß die Welt und Deutschland etwas davon hörte.

1925 begann der Wiederaufbau. Die neuen Herren hatten sich nur auf das Ernten beschränkt. Vollkommen vernachlässigt waren die Kulturen unter der zehnjährigen, englischen Verwaltung. Sie erfuhren keine Pflege und verbuschten, und die Schädlinge nahmen überhand. Qualität und Quantität gingen daher von Jahr zu Jahr in erschreckendem Maße zurück und die Maschinenanlagen wurden nur noch notdürftig in Stand gehalten und verfielen allmählich. Als die Pflanzungen beinahe ganz entwertet waren und der Betrieb kaum mehr aufrechterhalten werden konnte, da durften die Deutschen, und in diesem Falle nicht einmal ohne Anrempelungen, sie zurückkaufen.

Und sie haben sie wieder aufgebaut. Lustig hämmert und stampft es in den Hallen und rauchen die Schlote und schrillen Lokomotiven und rollen die Züge zu meinen Füßen in der Fabrikanlage Botas der deutschen westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft in Viktoria. Und so wie hier regt es sich auch in den anderen Pflanzungen, die sich vom unrentablen Öl und Gummi hauptsächlich auf Kakao und Bananen umgestellt haben.

Mit Mühe und Fleiß, mit großen Kosten haben die Deutschen wieder aufgebaut, was man ihnen erst abgenommen hatte, dann verlottern und von ihnen wieder zurückkaufen ließ.

Soll das ewig so bleiben? Soll das deutsche Volk, das tüchtig ist und arbeitsam wie keines sonst auf Erden, immer wieder um die Früchte seiner Arbeit betrogen werden, schaffen und schuften für andere?

Im französischen Kamerunmandatsgebiet wird Raubbau getrieben. Die Urwälder sind zum großen Teil abgeholzt und vernichtet. Die Pflanzungen, die Wirtschaft, alles liegt darnieder, aber am Aufbau, an der Erschließung des Landes geschieht nichts. Nur an den Küstenplätzen sind an auffallenden Stellen einige Bauten entstanden mit den Initialen R. F. *(Republique Française)* versehen, um der Welt von dem "Aufbau" der Kolonie Kunde zu geben. Dabei scheut man sich aber nicht, auch nur reparierten Objekten den französischen Ursprungsstempel aufzudrücken. Kamerun steht heute nicht nur auf dem Stande, auf den die Deutschen es bis 1914 gebracht haben, sondern es ist wieder weit zurückgeschlagen.

Wenn bei der Revision des **Versailler Vertrages** auch die Kolonialfrage reif ist und unsere Kolonien zum Mutterland zurückgehen, dann hat Deutschland nicht etwa Anlaß, Entschädigungen zu bezahlen für Aufwendungen, sondern, im Gegenteil, seine Rechnungen den Mandatsregierungen gegenüber aufzustellen für den Raubbau, die Herunterwirtschaftung und Verlotterung unserer einst blühenden Kolonien.

In diesem Zusammenhange ist folgender Abschnitt eines **französischen** Kolonialaufsatzes über die deutsche Überseebetätigung der Nachkriegszeit von besonderem Interesse, denn er bestätigt in unzweideutiger Weise die vorhergehenden Ausführungen:

> "Überall findet man wieder das gleiche große Geschick (der Deutschen! d. Verf.) zur Organisation, welches wir schon kennengelernt und welches uns fast immer fehlt. Dieser ernsten Arbeit, diesen folgerichtigen und ausdauernden Anstrengungen eines Volkes, welches keine überseeischen Besitzungen mehr hat und sich trotzdem dazu aufrafft, diejenigen Gebiete in ihrem Wert zu heben, auf welche sich einstmals sein Einfluß erstreckte, kann von uns wahrhaftig nur mit Neid die Tatsache gegenübergestellt werden, daß unsere ersten Schritte in die-

ser Richtung viel zu häufig den Charakter einer reinen Improvisation zur Grundlage haben. Immer hat es bei uns an einem weitschauenden Gesamtplan gefehlt und an methodischer Verwirklichung, In allen unseren Gebieten, über welchen unsere Flagge weht, hat man kurzsichtige Augenblicksarbeit geleistet, ohne Wert zu legen auf den Blick für die unbedingten Notwendigkeiten des einzelnen und ohne es trotzdem fertigzubringen, um diese Einzelinteressen ein gemeinsames, einigendes Band zu schlingen. Diese sträfliche Nachlässigkeit bildet übrigens die Erklärung dafür, **daß wir nichts Großes aus unseren Kolonien gemacht haben, daß sie vielmehr Quellen unproduktiver Ausgaben** statt wirkliche Hilfsquellen für unser Land darstellen."

Es erübrigt sich, diesen Bekenntnissen auch nur ein Wort hinzuzufügen.

Ich war eingeladen zur Besichtigung verschiedener Pflanzungen und ich durchstreifte die Kulturen, per Auto, in der Draisine und auch zu Fuß. Da gab es keine Ruhe für mich.

In den großen Hallen von Bota knirschten die Ölpressen. Schwarze Menschen standen an den Hebeln der Maschinen. Im Kriege hatten sie für Deutschland gekämpft.

Die großen Hallen von Bota begrüßten mich stampfend und schnaubend von Energie und Arbeit. Die Ölpresse knirschte, die großen Kakaogärungsanlagen verbreiteten einen säuerlichen Geruch und die ausgedehnten Flächen der Trocknungsöfen dampften. Große Sortiertrommeln drehten sich nimmermüde, und in den Lagerhäusern standen Stapel von gefüllten Säcken mit Kakao. Schwarze Menschen standen an den Dampfkesseln, an den Hebeln der Maschinen und mit Rechen auf den Trocknungsplätzen.

"Das ist Gefreiter Johny", stellte mein Führer vor.

Einer der schwarzen Arbeiter stand stramm vor nur. Er war Soldat und hatte im Krieg für Deutschland in Kamerun gekämpft und auch geblutet. Er erzählte mit leuchtenden Augen von der kleinen deutschen Schutztruppe, von dem Widerstand auch einer mehrfachen Übermacht gegenüber.

"Hole deinen Entlassungsschein!"

Er eilte weg und kam bald mit einem Bündelchen wieder. Es nahm Zeit in Anspruch, das Blatt Papier aus seinen vielen Umhüllungen zu schälen, und es war rührend zugleich, es so sauber und wie neu in Händen zu haben - sein Heiligtum.

Mit bewegter Stimme sprach der Deutsche zu mir:

"Ergreifend ist die Anhänglichkeit und die Treue der Schwarzen. Als wir 1925 hier ankamen, da liefen sie vor Begeisterung zusammen, von weit her, und sie heulten und jubelten vor Freude über unsere Rückkehr."

Eines Morgens, um 6 Uhr, man hatte mich eben zu einer neuen Streife herausgeklopft, da durchgleißten Sonnenstrahlen das Zimmer. Sonne, nach der ich mich so gesehnt und die mich auch nach Afrika gelockt hatte!

Wie hatte ich sie vermißt in den letzten Wochen in Afrika. Es hatte Tag für Tag gegossen, und in den kleinen Pausen war es düster und trübe. Jetzt aber flammte es von Licht und durch das Fenster, getroffen vom roten Strahl der Morgensonne, nickte wie errötend der alte graue Riese mit seinem

stolzen Haupt gnädig auf mich herab, einen Augenblick, einige Sekunden nur und schon verhüllte er sich wieder mit grauen Wolken, entzog sich dem Menschenauge. Ich erschauerte zutiefst in meinem Innern. Möchte mich auch die Vernunft für verrückt erklären, ich hatte das Gefühl, als hätte dieser einzige Blick, dieses Aufleuchten des Beherrschers des Landes, wie ein gnädiges Nicken mir ganz allein gegolten, die ich ihn verehrte, ihn, den Gewaltigen und Gerechten, der mit einer einzigen Geste fremde Menschen, die ihre Hände nach deutschem Besitz ausstreckten, zurückscheuchte.

Ziehende Nebel umhüllten meine Gastgeberin und mich, als wir aus dem Hause traten. Der schnaubende "Gouverneur Ebermeier" (Lokomotive) tat bereits sehr wichtig und schob die Rollwagen hierhin und dorthin im Industriebahnhof von Bota. Schließlich hängte er sich die Wagen an und zog sie hinter sich her, in Schlangenlinie, pustend und schnaubend in Palmen und Urwald. Und an dem Schwanz der Schlange holperte eine Draisine und darauf saßen wir mit einem Pflanzer zusammen. Der Zug schnaufte aufwärts durch Eingeborenenreservationen, durch Gummiplantagen, die stille liegen, durch Ölpalmen, deren zum Teil reife, rote Früchte in den Morgen hineinleuchteten, durch noch junge Bananenkulturen und durch Urwald mit seinen ragenden Baumriesen eingesponnen und eingemummt von Lianen, grünen Pyramiden. Aufwärts ging es, stöhnend, und plötzlich stand das Züglein still. "Gouverneur Ebermeier" hatte Durst, wieder und wieder Durst. Und wir standen hier und dort und wurden abgehängt und leere Rollwagen wurden in Nebengeleise geschoben und dann begann es zu rieseln, während unsere Draisine durch niedere Kakaobäume hindurchlief, an denen die eigenartigen gelben Früchte, nicht etwa an den Zweigen, sondern an den dicken Ästen und Stämmen hingen. Halbnackte schwarze Gestalten mit furchterregenden langen Spießen, einem Korb auf dem Rücken und einem Bananenblatt als Regenschirm auf dem Kopfe, schlichen zwischen den Bäumen herum und schnitten die Früchte ab. Andere Neger saßen auf dem Boden, klopften die harten Schalen auf, nahmen die milchigweißen Kakaokerne heraus und sammelten sie in Körbe, die sie in Rollwagen entleerten.

"Hier sehen Sie die schwarzen Schoten, das sind an Braunfäule erkrankte Früchte", sagte der Pflanzer.

"Die schwarzen? Das sind ja aber viel mehr als die Hälfte. Ich sah bis jetzt neben einem kleinen Häufchen gelber immer unendlich viel größere schwarze Haufen."

"Sie haben leider recht. Bis zu neunzig Prozent sind an manchen Stellen die Früchte erkrankt. Und das ist ein ungeheurer Schaden. Abgesehen davon, daß der Ertrag aus diesen Schoten nur ein Fünftel des Normalertrages ist, ergibt er auch nur zweite Qualität. Das aber macht die Kakaopflanzungen unrentabel."

"Woher kommt denn nur diese Krankheit?"

"Zum Teil wohl davon, daß die Kulturen unter den Engländern vernachlässigt wurden, zum anderen Teil von dem immerzu strömenden Regen, der in diesem Jahr noch schlimmer ist als gewöhnlich. Dieses Gebiet ist ja auch eines der regenreichsten der Erde. Debundschah steht an zweiter Stelle und wird nur von einem Ort im Himalaja noch übertroffen. Ein Niederschlag von fünfhundert Millimeter im Tag, so viel wie in Berlin das ganze Jahr, kommt hier hin und wieder vor. Der Jahresdurchschnitt beträgt zehntausend Millimeter, und diese Menge ist auf die paar Monate zusammengedrängt."

Nun wunderte ich mich nicht mehr über die Bächlein, die von meinem Tropenhelm herabliefen, entlang am Mantel, dort die Leinenweiße von meiner Kopfbedeckung in Striemen hinterließen und schließlich in meinen Schuhen ein höchst unpassendes Gefäß fanden.

Des Pflanzers Augen folgten meinem Blick.

"Gegen diesen Regen gibt es fast keinen Schutz, sehen Sie, sogar die Hornknöpfe werden morsch wie Holz und zerbrechlich. Alles verrottet hier. Gegen diese Zerstörungswut des westafrikanischen Klimas schützen sich die Weißen dadurch, daß sie elektrische Birnen, und wenn Elektrizität fehlt,

sogar Öllampen in die Schränke stellen, die Tag und Nacht brennen, um Kleider und Wäsche trocken zu erhalten. Daß das alles zermürbende Klima auch dem Menschen nicht zuträglich ist, können Sie sich vorstellen."

Wieder stand "Gouverneur Ebermeier", dessen Durst mich einigermaßen in Erstaunen setzte, da doch das Naß in Strömen vom Himmel fiel. Ein Weißer stand stramm an unserer Draisine.

"Ist es erlaubt, hier mitzufahren?"

"Gerne!"

"Na, meine Damen, heute zeigt es sich wieder, wenn Engel reisen —"

"Nanu! Kleine Bächlein laufen an uns herab."

"Es ist schon so, das ist noch gutes Wetter heute, wenn die zu Hause wüßten, wenn sie ihre Schokolade trinken, wie wir Tag für Tag, vier Monate hindurch, draußen im schlimmsten Regen stehen, jeden Abend durchnäßt nach Hause kommen, müde und ermattet in das Haus, das doch kein Heim ist für uns Junggesellen. Nur Schwarze umgeben uns, schwarz sind die Hausangestellten und schwarz die Arbeiter. Wir im Busch sind abgeschnitten von der Welt, oft ohne Möglichkeit auch nur an Sonntagen unter Weißen zu sein. Und dann wird die Einsamkeit unerträglich. Ich würde lieber auch meine Schokolade zu Hause trinken als sie hier gewinnen helfen."

Siebentes Kapitel

Südwests tragische Historie • Hereroaufstand • Im Weltkrieg 60 000 Feinde gegen 6000 Deutsche • Heutige Zustände unter der Mandatsregierung: Hunger, Not und Elend im Land.

Mitte Januar 1903! Durch lichte, weiße Wolken strahlte der blaue Südwesterhimmel, als der Besitzer von Farm Schwerborn, unweit Otjivarongo, über die Schwelle seines Hauses hinein in die morgendliche Kühle schritt. Doch des breitschultrigen, von Lebenskraft strotzenden Mannes Stirne war umwölkt. Man hatte ihm über Nacht das Fleisch des Großwildes, das er am vorhergehenden Tag erlegt hatte, gestohlen. Es war nicht so sehr der Verlust als die Empörung über die Diebe, die ihn so grollend in den herrlichen Morgen durch Kalkklippen stolpern ließ.

"Mister", so näherte sich ihm demütig ein Hererojunge, "ich suchen den Dieb, ich finden den Dieb, das hat geklaut Fleisch."

"Ach Quatsch, bleib hier; die Diebe findest du nicht."

"Ich gehen mit allen Jungs, ich finden den Dieb", drängte der hochgewachsene, schokoladenbraune Junge.

"So geh in Dreiteufels Namen!"

Seine Jungen verschwanden hinter den Dornbüschen der Buschsteppe und er blieb zurück mit seinen beiden, weißen Mitarbeitern. Nach einigen Stunden kamen die Bambusen zurück und schleiften an Stricken und unter Püffen vier schwarze Kerle mit sich.

"Wir haben die Dieb, Mister, binde sie an den Wagen."

"Macht ihr das doch!"

Der Farmer trat näher: "Ist das hier nicht dein Bruder?"

"Ist Bruder, aber ist Dieb."

Noch näher trat der Deutsche, da erhielt er plötzlich und unvermutet von rückwärts einen Schlag auf den Hinterkopf, daß er für einen Moment in die Knie knickte. Doch mit einem gewaltigen Schlag seiner mächtigen Faust gelang es ihm noch, einen seiner blutdürstigen Angreifer zu Boden zu strecken und seinen Jungens zuzurufen: "Was habe ich euch getan?"

Doch die Kirries (Keule aus Kameldornholz) sauste auf ihn herab und warf ihn zu Boden. Und nun schlugen sie auf ihn ein mit ihren Keulen, auf das Genick, das er mit seinen beiden Händen, die linke zu oberst, zu schützen versuchte und schlugen ihm seine linke Hand zu Brei. (Sie ist heute verkrüppelt und die Finger sind steif.) Und er sah durch Blut und Wunden, durch Schmerz und Pein und hilflos, wie einer seiner Kollegen ahnungslos aus dem Hause trat und von einigen Schlägen niedergestreckt wie tot liegen blieb. Und er sah auch noch, wie der dritte Deutsche, angelockt durch den sonderbaren Radau, auf den Plan trat und wie man auch ihn zu Boden schlug. Und noch immer sausten die Schläge auf ihn selbst herab. Da streckte er sich einer plötzlichen Eingebung folgend und blieb ruhig und still. Nun hielten sie ihn für tot und ließen ab von ihm.

Jetzt stürzte die schwarze Mörderbande ins Haus, um zu rauben und zu plündern. Der Farmer hob nur unmerklich den Kopf und schielte nach ihnen. Und er wurde gesehen.

"Er ist noch nicht tot!"

Und wieder fielen sie über ihn her und neuerdings prasselten die Schläge auf ihn herab, auf seine Schläfe, auf den Hinterkopf. Dann faßte man ihn an beiden Beinen und schleifte ihn, mit dem Gesicht nach unten, über spitze Kalksteine und durch Dornensträucher, weiter hinein in den Busch. Und der Farmer hob manchmal den Kopf, um die Qual etwas zu mildern und hielt das eine Bein, das sie plötzlich losließen, steif, um es beim Weiterschleifen nicht zu brechen. Doch diesmal merkte die Bande das Zeichen des noch immer pulsierenden Lebens in dem mißhandelten Körper nicht.

Still und stumm lagen die drei geräderten Deutschen im Busch. Allmählich verebbte der Lärm der mit ihrer Beute abziehenden Hererohorden. Im Busch regte es sich leise. Der Farmer erhob sich und kroch zu seinen Leidensgenossen. Der eine von ihnen blieb stumm. Er war tot! Der andere richtete sich mühsam auf. Er hatte, dem Beispiel seines Kameraden folgend, sich noch zur rechten Zeit tot gestellt. Beraubt der Schuhe und des größten Teils der Kleider, mit geräderten Leibern und einzelnen gebrochenen Gliedmaßen, machten sie sich auf zur Flucht nach der Ansiedlung Outjo. Aber sie wurden gesichtet von den Hereros, die sie wie Bluthunde verfolgten. Und wie durch ein Wunder, so groß wie jenes, das sie aus den furchtbaren Schlägen mit dem Leben davonkommen ließ, kamen sie, wenn zum Schlusse auch nur noch kriechend, nach dem 70 Kilometer entfernten Ort und waren gerettet. 119 deutsche Männer und 4 Frauen wurden zur selben Zeit im Lande auf bestialische Art hingeschlachtet, außerdem viele gemartert und gefoltert und schwer verletzt.

Das war der Hereroaufstand, der so unerwartet, mit so ungeheurer Wucht und so blutig einsetzte und der zu einem fünfjährigen Krieg hinüberleitete.Über ihn und seine Vorgeschichte sind bereits Bände gefüllt. Meine Aufgabe kann es hier nur sein, mit knappen Worten die historischen Ereignisse zu streifen.

1645 landeten die Portugiesen als erste Europäer bei Lüderitzbucht, auf Südwester Boden. Sie setzten ihre Kreuzsäule und verließen dann eiligst wieder die wüste, tote Küste. Nach ihnen kamen wiederholt englische und holländische Beauftragte, um zu erkunden, ob es in dem unwirtlichen Lande denn gar nichts zu holen gäbe. Aber sie fanden nichts, als eine furchtbare Dürre und Öde und deshalb lehnte England 1870 es noch ganz entschieden ab, das Land unter seine Flagge zu bringen.

1883 kam der Bremer Kaufmann **Adolf Lüderitz,** landete in der Bucht, die heute seinen Namen trägt und kaufte von einem Hottentottenkapitän die Sandwüste rund herum in einer Ausdehnung von dem heutigen Bayern und Württemberg zusammen, für 600 Pfund Sterling und 200 Gewehre. **Lüderitz** wollte Handel treiben, suchte aber auch nach Mineralien. Ob er eine Ahnung hatte von dem Diamantvorkommen? Lüderitz erhandelte noch von verschiedenen Häuptlingen Land, das

dann unter **Dr. Nachtigal**, der mit den Häuptlingen Verträge abschloß, 1884 unter deutschen Schutz gestellt wurde. Lüderitz selbst fand bald hernach auf einer Expedition ins Innere des Landes den Tod.

Nach Südwest, das in alter Zeit von Klippkaffern und umherziehenden Buschjägern bewohnt war, kamen von Norden die dunkelbraunen Hereros, ein freies Hirtenvolk mit Rinderherden eingewandert, die immer weiter nach dem Süden vordrangen. Vom Kapland aber drängten die gelben Hottentottenstämme, Jäger- und Räuberhorden, nach dem Norden. Bald gerieten beide Stämme aneinander. Die Buschmänner und Klippkaffern zwischen beiden wurden, wo man sie nur traf, immer weiter zurückgedrängt und totgeschlagen oder als Sklaven verschleppt. Schon lange vor der Machtübernahme Deutschlands lebten beide Stämme in Feindschaft, und jahrzehntelange Raub- und Kriegszüge hatten sich zwischen ihnen abgespielt.

Mit fast allen Häuptlingen des Landes hatten die Deutschen Schutzverträge abgeschlossen. Nur der Hottentottenhäuptling Hendrik Witbooi weigerte sich. Er war von großem Ehrgeiz beseelt und glaubte, sich zum Oberhäuptling über alle Hottentotten- und Hererostämme aufschwingen zu können. Er raubte die Rinderherden der Hereros und schaffte sich dafür Waffen und Munition. Um dem Schutzvertrag mit den Hereros nachzukommen, mußte Deutschland gegen ihn einschreiten. Hauptmann von François kam mit einer kleinen Truppe nach Südwest und besiegte in einem langwierigen und schwierigen Kleinkrieg den Häuptling. In einem Vertrag versprach Hendrik Witbooi nicht nur, von jetzt ab Ruhe zu geben, sondern sogar bei Aufständen von Eingeborenen mit der deutschen Truppe kämpfen zu wollen.

In den nun folgenden Friedensjahren begann die Besiedlung des Landes, hauptsächlich durch ausgeschiedene Soldaten der Schutztruppe. Gerade in dieser Zeit des Aufbaues entwickelte sich der Keim zu dem nun folgenden furchtbaren Geschehen. Ein englischer Händler namens Lewis hatte aus Konkurrenzneid schon jahrelang gegen die Deutschen gehetzt, die Eingeborenenstämme aufgestachelt und Waffen an sie verkauft.

Die Hererohäuptlinge, geblendet von europäischem Tand, lebten in Saus und Braus, überzeugt von ihrem unerschöpflichen Reichtum und gerieten bald in Schulden und Abhängigkeit bei den Kaufleuten. Sie verpfändeten und verkauften nun ihre Viehfarmen und Herden und wurden so allmählich von ihrem Land und ihren Weiden zurückgedrängt. Darüber ging bald ein Murren durch den ganzen Hererostamm.

Im Hintergrund lauerte immer noch rachebrütend Hendrik Witbooi. Und in Deutschland lebte man wieder einmal wie mit Blindheit geschlagen. Man hatte Südwest unter deutsche Herrschaft gebracht, aber zum Schutze der Kolonie war jeder Pfennig zu schade, obwohl es bereits bedenklich kriselte. Ganze 550 Mann Schutztruppe hatte das Land zur Verfügung. Nach den bereits gemachten Erfahrungen, inmitten der beiden kriegerischen Stämme, bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes, das eineinhalbmal so groß ist wie Deutschland und dessen Entfernungen mangels anderer Verkehrsmittel nur zu Pferde überwunden werden konnten, ein unverantwortlicher Leichtsinn. Damals schon zeigte das parlamentarische System seine Unfähigkeit und ist schuld an dem vergossenen deutschen Blut in Südwest und an dem ungeheuren Schaden in der Kolonie.

Nach außen war zwar noch Ruhe und Frieden, während es unterirdisch bereits glimmte und gloste. Der Anstoß zum Ausbruch kam von Süden.

Die Bondels, ein Hottentottenstamm, wurden aufsässig gegen deutsche Beamte. Es kam zu einem Zusammenstoß. Ein Deutscher fiel. Da wurde die ganze Schutztruppe aus dem Norden und dem Hererolande nach dem Süden beordert. In dem entblößten Norden des Landes stand nun das Hererovolk auf und die grausigen Mord- und Plünderungstage folgten.

Vor den anrückenden deutschen Truppen wichen die Hereros nach kleineren Gefechten nach dem Nordosten, dem Waterberg, zurück. Bevor man den letzten Schlag wagen konnte, mußte erst Ver-

stärkung aus Deutschland abgewartet werden. Die Hereros waren zwar in überwältigender Übermacht, doch wurden sie in die Flucht geschlagen und sie rannten hinein in die wasserlose Kalahari, hinein in das Durstfeld, das sie zerrieb. Es konnte sich nur ein kleiner Teil noch auf englisches Gebiet retten.

Kurze Zeit nach dieser Schlacht erklärte der Hottentottenkapitän Hendrik Witbooi den Deutschen den Krieg, der als Bandenkrieg sich jahrelang hinzog, nach dem Friedensvertrag vom 23. Dezember 1905 beendet sein sollte, es aber erst 1908 war nach Hauptmann Friedrich von Erkerts kühnem Zug in die Kalahari, in den Durst und Tod. Simon Kopper, dem letzten noch aufsässigen Hottentottenbandenführer, wurde bei diesem Zug in die Wüste das Handwerk gelegt.

Auch das nördlichste Volk des Landes, die Ovambos, versuchten in den Kampf der Schwarzen gegen die Weißen miteinzugreifen und sich mit den Hereros zu verbinden. 500 Ovambos überfielen den deutschen Stützpunkt Namutoni an der Etoschapfanne, um sich von dort aus durchzuschlagen nach dem Süden, zu den schwarzen Aufständischen.

Sieben deutsche Reiter haben die 500 Eingeborenen zurückgeschlagen.

Ein kleines Denkmal bei Namutoni erinnert an diese Heldentat und seine Inschrift erzählt:

Am 28. Januar 1904 überfielen 500 Ovambos die Station Namutoni.
7 tapfere deutsche Reiter schlugen den Angriff siegreich ab.

Ehre ihrem Andenken!

Unteroffizier	Fritz Großmann
Sanitäts-Sergeant	Bruno Laßmann
Gefr.	Richard Lamke
Gefr.	Albert Lier *
Unteroff. d. R.	Jakob Basendowski
Gefr. d. R.	Franz Becker
Gefr. d. R.	Karl Hartmann

Letzterer ist heute Farmer in nächster Nähe von Namutoni.

In Windhuk steht hoch oben auf dem Berge einsam und groß ein Reiter aus Erz. Er sieht hinab auf das Gewimmel der Stadt, hinein in die Buschsteppe und auf die Auasberge, stolz, kühn, mächtig. Zu Füßen seines gewaltigen Pferdes steht auf einer Kupferplatte die Inschrift:

"Gefallen, verschollen, verunglückt, ihren Wunden erlegen und an Krankheit gestorben von der Schutztruppe 100 Offiziere, 254 Unteroffiziere, 1180 Reiter; von der Marine 7 Offiziere, 13 Unteroffiziere, 72 Mann; im Aufstand erschlagen: 119 Männer, 4 Frauen."

Das ist die Verlustliste des Herero- und Hottentottenaufstandes.

Deutschland hat sich Südwest mit Gut und Blut erkaufen müssen.

Nun begann der Aufbau, das Aufschließen des Landes, mit einer Großzügigkeit und Schnelligkeit, die kaum vorstellbar ist. Das Land wurde besiedelt, Wasser erbohrt, Bahnen wurden gebaut, Minen erschlossen. Reiche Regenjahre verwandelten das Land in ein Paradies. Jeder ankommende Dampfer brachte neue Ansiedler aus Deutschland. Die Schutztruppe von 6000 Mann

So sah es in Südwest-Afrika aus, als die Deutschen kamen....

gewährleistete den Farmern einen guten Absatz. Die Diamantenfelder brachten neue Lebensmöglichkeiten, großen Reichtum und durch ihre prozentuale Abgabe allein schon die Verwaltungskosten des Landes. Es war, als wollte das Land mit einem Schlage die erst gequälten und mühsam um ihr Dasein ringenden Menschen nun überschütten mit Gaben und Reichtümern. Unerhörtes war aber auch in der nur sechsjährigen Friedensarbeit geleistet worden. Ein Dammbauprojekt, eine Bewässerungsanlage, die das Land unabhängiger von regenreichen oder regenarmen Jahren machen sollte, war im Jahre 1914 ausgearbeitet. Unendlich reich war das Land und wohlhabend waren seine Bewohner. Und das erregte den Neid derjenigen Mächte, die das öde Südwest erst verschmäht hatten.

... und so sah der gleiche Fleck Erde 25 Jahre später aus, Anfang 1914.

1914! Vergessen hatten die Buren die freundschaftliche Unterstützung der Deutschen in ihrem Aufstand gegen englische Unterdrückung, die nicht zuletzt mit Schuld war an dem englischen Deutschenhaß und seinem Eintritt in den Weltkrieg überhaupt. Dem Einfluß des englandfreundlichen General Botha gelang es, das Unionsparlament zur Kriegserklärung gegen Deutsch-Südwest zu bewegen. Nur ein Teil der Buren, unter Führung der alten Generale de la Rey, de Wet und Beyers, wollte die günstige Gelegenheit benützen, das englische Joch abzuschütteln. Sie erklärten mit aller Deutlichkeit, sie würden niemals gegen die Deutschen fechten, die im Burenkriege so treu zu ihnen gehalten, und sie würden einen Krieg gegen Südwest als Sünde betrachten. Ein Aufstandsversuch wurde von General Botha niedergeschlagen, General Rey angeblich "irrtümlich" von einem englischen Posten erschossen; Beyers fiel durch eine Kugel auf der Flucht beim Durchschwimmen eines Flusses und de Wet kam ins Gefängnis. Frei war der Weg nach Südwest!

60 000 Mann Unionstruppen standen 6000 deutschen Soldaten gegenüber. Und der Feind kam mit 800 Kraftwagen ins Land, und diese gaben mehr noch als die Übermacht der Soldaten den Ausschlag in dem ungleichen Kampf. Zwar konnten die Deutschen im Süden des Landes, bei dem siegreichen Gefecht in Sandfontein, einen ermutigenden Anfangserfolg verbuchen, der die Front der Unionstruppen in Verwirrung und ins Stocken brachte. Aber die nun folgende Taktik General Bothas ging darauf hinaus, das kleine deutsche Heer einfach zu umgehen. Dieses Vorhaben wurde ihm durch die Beförderung der Truppen mittels Kraftwagen außerordentlich erleichtert. Erstaunt mußten die Deutschen diesem Treiben zusehen. Nie vorher hatte man an die Möglichkeit eines Autoverkehrs auf Südwester Gelände gedacht, und nun wurde man so unangenehm davon überzeugt. Es konnte zu einem eigentlichen Kampfe kaum mehr kommen. Immer wieder sahen sich die Deutschen wie von einer Zange umklammert und waren daher zum Rückzuge gezwungen, um nicht vollkommen eingekreist zu werden. Aber ihre Pferde konnten es mit dem Atem der Kraftfahrzeuge nicht aufnehmen und so kam eines Tages, was kommen mußte. Etappenweise von Süden nach dem Norden abgedrängt, sah die deutsche Hauptmacht sich eines Tages in einem Talkessel bei Khorab eingeschlossen. Es gab keinen Ausweg mehr. Sie mußten sich ergeben oder restlos zugrunde gehen, sich einfach zusammenschießen lassen. Am 9. Juli 1915 erfolgte die Übergabe. Südwest war überfallen und geraubt von jenen Buren, für deren gerechte Sache einst Deutsche gekämpft hatten, und die Weltgeschichte war um eine große Undankbarkeit, um ein kaum faßbares, ungerechtes Geschehen reicher.

Unendlich reich war Südwest 1914, und wohlhabend und glücklich waren seine Bewohner. Heute aber ist die Kolonie ein Trümmerhaufen, und Not und Verzweiflung gehen durch das Land. Und das

geschah mit Willen der Mandatsregierung, um das zähe Deutschtum mürbe und einem Anschluß an die Union geneigt zu machen.

Frankreich, England, Belgien und die Union dachten von Anfang an nur an eine Annexion der Kolonien. Und als Wilson dafür nicht zu haben war, entstand in Südwest **das furchtbare Blaubuch,** das als Basis zur Wegnahme der Kolonien dienen mußte. Schon vor **Versailles** hatten die Eindringlinge auf eine Einverleibung hingearbeitet und zu diesem Zwecke auch an eine Abstimmung bei den Eingeborenen gedacht. Sie begannen daher vorsichtig bei den Eingeborenen, denen gegenüber sie mit Versprechungen nicht kargten, ihre Fühler auszustrecken über deren Einstellung. Doch schon der erste Versuch zeigte ihnen eine so starke Zuneigung für Deutschland, daß diese Erkundigungen sofort eingestellt wurden. Und das so kurze Zeit nach der "Erlösung der Schwarzen aus deutschem Joch". Nein, die Neger lieben sie nicht, die Eindringlinge, sie sind deutsch gesinnt, sie sehnen sich nach der Befreiung von ihren "Beschützern".

"Ich bin deutscher Eingeborener, ich arbeite nicht bei Buren", welcher Stolz, welche Hochachtung vor dem Deutschtum liegt doch in diesen Worten. Und welch unendlicher Glaube an Deutschland und welche Geringschätzung für das Afrikanische spricht aus diesem Satz: "Wenn die Buren aus dem Lande sind, dann regnet es auch wieder."

Also auch in dieser Hinsicht wurden die Hoffnungen der annexionslustigen Unionisten enttäuscht. Nun versuchte man ein Letztes, und zwar, durch Lockungen und Versprechungen die Deutschen selbst einem Anschluß an die Union geneigter zu machen. Was hat bloß der berüchtigte Administrator Hofmeyer, der den bekannten Ausspruch tat: "Mandat ist so gut wie Einverleibung", sich in dieser Hinsicht alles geleistet. Es gab Zeiten, da er den Deutschen mit honigsüßen Worten das herrlichste Leben in trauter Vereinigung mit der Union schilderte, dann aber wieder tobte, brüllte und drohte er. Aber deutsche Treue - hier zeigte sie sich. Die Deutschen hielten fest am Mandatscharakter zu einer Zeit, da sie in ihrem Kampf von der Heimat, von dem verflossenen Regierungssystem nicht die geringste Unterstützung, die mindeste Ermunterung erfuhren.

Alle Annexionshoffnungen wurden zunichte. Nun änderte man die Taktik. Jetzt wollte man den Deutschen den Herrn zeigen, zermürben wollte man sie, sie an die Wand drücken, bis sie de- und wehmütig von sich aus um den Anschluß bitten würden. Man hat sich auch hierin verrechnet. Südwest ist ruiniert, das Deutschtum zum Teil in bitterster Not. Doch noch verachtungsvoller blickt heute der Deutsche auf seine Unterdrücker und verbissener und sehnsuchtsvoller nach Deutschland - und in der Not erst recht!

1919 wurden alle Schutztruppler und Beamte nach der Heimat zurückgeschafft. Aber das genügte der Mandatsverwaltung nicht. Um die überwiegende deutsche Mehrheit zu brechen und die starken Menschen kirre zu machen, setzte bald die Ausweisung "unerwünschter" Deutscher ein.

Zuvörderst wurde jeder, dessen Name sich in den Strafakten, und sei es auch nur wegen einer geringfügigen Polizeistrafe, befand, entfernt. Aber der Kreis der Unerwünschten wurde allmählich bis ins Unendliche ausgedehnt. Unerwünscht fühlte sich zum Schlusse jeder Deutsche, wenn er sich auch nicht der geringsten Vergehen bewußt war, denn unter dem Vorwand der möglichen Gefahr, der Betreffende könnte in späteren Jahren der Fürsorge anheimfallen, wurden schließlich, anscheinend wahllos, die meisten Deutschen, 6000 Männer, Frauen und Kinder von Arbeit und Besitz verjagt.

Und an ihrer Statt wurden nun die armen Blanken (Buren) von der Union hereingenommen und angesiedelt, mit 400 000 Pfund deutschem Geld, das die Landbank bei der Übernahme durch die Eindringlinge noch besaß. Ein einflußreicher Südafrikaner vertritt die Ansicht: Wenn die Union fair handeln wolle, dann müsse sie diesen Betrag wieder an Südwest vergüten, denn ein Mandatsland könne nicht gezwungen werden, für die Armenpflege der Union einen derart hohen Betrag auszugeben. Als dann unter dem Drucke der Verhältnisse die Scheinselbstverwaltung eingeführt und ein Landesrat gewählt wurde, da sah die Mandatsregierung sich gezwungen, sich um weiteres Stimm-

vieh umzusehen. Und sie fand es in den Angolaburen, die sie nun mit den verführerischsten Versprechungen hereinlockte, ihnen tatsächlich oft ohne einen Pfennig Entgelt Land zur Verfügung stellte, die letzten Reservefarmen, die die deutsche Regierung für wasserarme Jahre zur Rettung in Bereitschaft hielt, unter sie aufteilte, ihnen Wasser erbohrte und sogar noch ein Haus hinstellte.

Die deutschen Farmer aber waren durch die Kriegs- und die dann folgenden regen- und absatzlosen Jahre in Schulden geraten. Mancher von ihnen hatte die Kriegsjahre hindurch keine Zinsen bezahlt. Die Landbank in fremdem Besitz forderte die Zinsen aus deutscher Zeit nach. Dadurch und durch noch schlimmere, ja sogar betrügerische Machenschaften wurde manchem deutschen Farmer sein wertvoller Besitz entrissen und für ein Butterbrot von einem Engländer oder Buren erworben.

Und das alles geschah nicht von ungefähr, sondern bewußt durch den Mandatar.

Ebenso bewußt und zum Schaden aller Bewohner des Mandatsgebietes hat die Union ihre eigenen hohen Schutzzölle auch Südwest auferlegt, wo es ja keine Industrien zu schützen gab. Hierdurch wurden dem Lande jährlich 200 000 Pfund Sterling zugunsten der Union entzogen.

Am ungeheuerlichsten aber war die Stillegung der Diamantfelder. In der Union werden heute noch Tausende von Arbeitern im Diamantabbau beschäftigt, die Südwest-Felder liegen still, weil es der hohen Mandatsregierung so gefällt. Der Konkurrent der Union ist ausgeschaltet.

Vor einigen Monaten schloß noch der letzte Betrieb, die Kupfermine von Tsumeb, von der der ganze Norden gelebt hatte, seine Tore. Durch geeignete Regierungsmaßnahmen wäre die Schließung dieses letzten Betriebes mit Leichtigkeit zu verhindern gewesen. Es geschah mit Absicht nichts. 700 Weiße waren im Minenbetrieb beschäftigt; Maschinisten, Kaufleute, Handwerker aller Art. Heute treiben sie sich, da es eine staatliche Fürsorge nicht gibt, zum Teil hungernd und verzweifelnd im Land herum, soweit sie nicht bei Notstandsarbeiten auf Pad- oder Dammbau zusammen mit Schwarzen ein entwürdigendes Dasein fristen.

Heute ruhen die Zechen in Deutsch-Südwestafrika...

...die Arbeiterhütten stehen leer...

...und Weiße - Maschinisten und Kaufleute - müssen Fronarbeit beim Pad- und Dammbau leisten.

10 - 12 000 Schwarze verdienten Geld im Mineralabbau und ein reger Betrieb war im ganzen Land. Heute sind die beiden Minenstädte, Tsumeb und Lüderitzbucht, beinahe wie ausgestorben. Ganze Häuserzeilen stehen leer, und die Läden sind geschlossen. Aber die Farmer spüren es am meisten. Es ist keine Nachfrage mehr nach ihren Produkten, nach Fleisch und Vieh. Der Verkauf eines Tieres bringt heute nur noch den Hautwert ein. Eine Ausfuhrmöglichkeit ist nicht vorhanden infolge einer fein ausgeklügelten südafrikanischen Einrichtung. Die Imperial-Gold-Storage in Walfischbay hat das Monopol für Ausfuhr von gefrorenem Fleisch und deckt seinen Bedarf hauptsächlich mit südafrikanischen Tieren. Wieder hat man auf sehr schlaue Art auch hier den Konkurrenten ausgeschaltet. Und so zeigt es sich immer und überall: im Interesse unionistischen-jüdischen Kapitals wird Südwest zugrunde gerichtet.

Von Administrator Hofmayer wurden außerdem Diamantfiskusrechte auf gewisse Felder an unio-

nistisches Finanzkapital für nichts verschachert. Um Werte von ungefähr 12 000 000 Pfund wurde in diesem Falle das Mandatsgebiet von dem Mandatsbeauftragten zugunsten unionistischer Finanzleute durch unredliche Machenschaften bewußt geschädigt. Was geschieht mit einem Vormund, der sein Mündel mit Absicht um sein Vermögen zugunsten anderer bringt?

Aber nicht allein auf materiellem Gebiet wurden die Deutschen an die Wand gedrückt. Deutsch ist die Landessprache, deutsch sprechen auch die Eingeborenen und der höchste Prozentsatz der Weißen, trotz Ausweisungen der Deutschen und Hereinnahme von Buren, immer noch 40 Prozent, wenn auch nicht die absolute Mehrheit, ist heute noch deutsch. Doch die Amtssprache ist Englisch und Afrikanisch.

Von Deutschen ist das Land gekauft, mit Blut erkämpft und mit Fleiß und Arbeit aufgebaut, und die Deutschen sind es, die auch heute hauptsächlich den Bestand des Landes gewährleisten. Doch der Deutsche ist Bürger zweiter Klasse. Nach einem Jahr schon genießt jeder neueingewanderte Engländer oder Bure Bürgerrecht, der Deutsche jedoch erst nach fünf Jahren.

Südwest ist ausgeraubt und ausgesogen und am Ende. Menschen sind in Südwest am Verhungern. Wie Hohn wirken jene Worte, die im **Versailler Vertrag** stehen: "Das Wohlergehen und die Entwicklung der Völker in den Deutschland genommenen Kolonien ist eine heilige Aufgabe der Zivilisation."

Eine ungeheure Schuld hat das Burenvolk unter jüdischer Regie auf sich geladen, eine Schurkerei (de Wets eigenes Wort) am deutschen Volk verübt, die einmal so oder so sich rächen wird.

Den Deutschen rufe ich als ein etwas versöhnendes Moment und den Buren als Appell an ihr vielleicht noch nicht ganz erloschenes Gewissen ihres ehrlichen Nationalhelden de Wets flammende Worte zu:

"Welcher Afrikaner noch einen Funken Rechtsgefühl in sich trägt, an den wende ich mich, daß er die Regierung zwinge, Südwest an den rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben."

Anmerkung:

*Der Name ist verwittert und nicht mehr sicher lesbar. ...zurück...

Achtes Kapitel

Die unmögliche Insel im Meer • Südwest, Land und Leute • Fahrt durch die Wüste.

Deutsch sprachen die Menschen um mich, ob groß ob klein, ob schwarz ob weiß, und deutsch leuchteten die Schilder von den Straßenfronten: Kaiserstraße, Bismarckhotel. Man sah, hier hatte ein starkes deutsches Geschlecht sich nicht unterkriegen lassen, trotz Schikanen, trotz Unterdrückung, trotz Ausweisungen.

In Togo, da waren es nur noch zwei Deutsche, die Letzten ihres Stammes, die mich begrüßten, und in ganz Kamerun etwa 200. Hier aber war deutsches Leben und Treiben, waren deutsche Menschen um mich, wo ich ging und stand; deutsche Menschen und flimmernde Sonne bei Tag und sternenklarer Himmel bei Nacht. Kaum faßbar war mir jetzt, daß vor kurzem noch die Regenschauer des Monsun mich umsprühten, die Kleider vor Feuchtigkeit moderten. Nun war die Landschaft um mich wie ausgedörrt und die Luft so trocken, daß die Lippen sprangen und die Haut sich spröde anfühlte, und ganz leise Zweifel kamen mir, ob diesem ewigen, ex- [108] tremen Wechsel selbst die beste Gesundheit auf die Dauer gewachsen wäre. Aber das Klima hier ist ja nicht ungesund, es ist Weißen zuträglich. Ich trug seit Liberia zum erstenmal nicht mehr den Tropenhelm, ich nahm kein

Chinin mehr. So ganz anders, so grundverschieden war das Land hier von dem Afrika, aus dem ich kam. In Togo und Kamerun üppigste Vegetation, undurchdringlicher grüner Urwald, und **hier in Südwest** Wüste und Dürre, Buschsteppe, unendliche Weite.

In blendender Helle strahlten die Sanddünen von Walfischbay, als unser Schiff einlief, und die Sonne brannte mir warm ins Herz, als meine Freundin an Bord kam, mich abzuholen und ein Bote mir den Willkommengruß des Landesgruppenführers der NSDAP. Südwest überbrachte.

Ein Triebwagen führte mich am Strand entlang, von dem an mehreren Stellen Tausende von Vögeln aufgeschreckt empor und ins Meer hinausflatterten. Und sie ließen sich auf einer eigenartigen Insel nieder, 500 Meter von der Küste entfernt. Das also ist jene Insel, von der Fachleute sagen: Sie kann gar nicht dastehen, es ist einfach ausgeschlossen. Und sie steht doch, die Guanoinsel im Meer. Und die Theoretiker schielen böse auf das Unding, das nach Zahlenberechnungen nicht dastehen kann und praktisch doch da und einfach nicht wegzuleugnen ist.

An dieser Stelle, zwischen Walfischbay und Swakopmund, liegt eine Felsenplatte im Meer, die zur Ebbezeit freiliegt, früher von Tauchern und anderen Wasservögeln bevölkert war, zur Flutzeit jedoch von Wasser überspült wurde, das allen wertvollen Guano, den die Tiere hinterlassen hatten, hinwegschwemmte.

Da versuchte ein findiger Mann zur Gewinnung des Guanos eine künstliche Insel auf die Felsenplatte zu stellen. Große Betonpfeiler setzte er auf das Gestein, die aber jedesmal über Nacht von der Flut hinweggeschwemmt wurden.

Herr Winter, ein Deutscher, sah sich die Sache an und meinte:

"Ich hätte eine andere Idee."

Aber man lachte über seinen Plan. Als der fünfjährige Pachtvertrag des anderen abgelaufen war, pachtete Herr Winter selbst den Platz auf fünf Jahre und stellte erst eine Versuchsinsel 4 x 4 Meter nach seiner Idee ins Meer. Und sie hielt. Er vergrößerte sie auf 8 x 8, auf 16 x 16. Und sie hielt. Da stellte er denn eine Insel von 1600 Quadratmeter hin und auch sie stand trotz aller rechnerischen Beweise, daß sie nicht stehen kann. Sie hat bis jetzt den stürmischsten Wellen standgehalten.

Winter, von Beruf Tischler, hat sein Werk ohne alle Berechnung, nur aus dem Gefühl heraus geschaffen. Ausgehend von dem Standpunkt, dem Wasser möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten, stellte er das Holzgerüst mit der Plattform auf Rundeisen von nur 50 Millimeter im Durchmesser ins Meer. Die ganze Insel steht lose auf dem Felsen. Sie ist in keiner Weise verankert oder in das Gestein eingebaut. Und das ist, was die Sachverständigen in Erstaunen setzt und was sie für unmöglich erklären. Die Brücke müßte nach ihrer Anschauung längst in tausend Trümmern hinweggefegt sein.

Der Umstand, daß die Differenz zwischen Ebbe und Flut nur 1,50 bis 2 Meter, im Gegensatz zu 4 Metern in Hamburg beträgt, begünstigte Winters Arbeit. 5 Minuten nach Fertigstellung der Insel ließen sich schon die Vögel darauf nieder. Sie haben sich sehr schnell daran gewöhnt und darauf genistet. Die heutigen Bewohner sind im allgemeinen schon Kinder der Insel. Herr Winter schätzt die Vögel, die seine Insel bevölkern, auf etwa 25 000. Die Ausbeute davon ist im Jahr eine ungefähr 10 Centimeter dicke Guanoschicht, die viel stickstoffhaltiger als anderweitig gewonnener Guano ist. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß der Guano hier nicht mit Sand und Erde vermischt und infolge des Südwester trockenen Klimas nicht so sehr von Regen ausgelaugt wird.

"Ich könnte meine Insel um das Zehnfache vergrößern, wenn ich das Kapital dazu hätte. Leider habe ich es nicht. Aber auch das wird noch kommen. Vorerst macht es mir Spaß, trotz allem anfänglichen Gelächter der lieben Mitmenschen die Insel draußen stehen zu haben, als erste und einzige dieser Art."

Die Guanoinsel verschwand. In den Wellen draußen tauchten wie niedrige Segel die dreieckigen Flossen von Haien auf; sie tummelten in Mengen und aufgeregt ganz nahe am Strand herum. Hinein

fuhr der Wagen in die Dünenhügel, auf denen die Mittagssonne flimmerte und die sich rechter Hand unabsehbar ins Land hineinzogen. Und dann tauchte Swakopmund auf, die deutsche Stadt, im Sand am Meer. In regelmäßigen, schnurgeraden Reihen sind die meist einstöckigen Häuser in den Sand hineingebaut.

Holzstege den Häuserreihen entlang ermöglichen einen mühelosen Spaziergang. Wo sie fehlen, ist das Gehen im losen Sand beschwerlich und kolossal ermüdend. Ulkige Pferdebahnen für Waren- und Personenbeförderung durchziehen das Städtchen.

Zwischen den Häusern in Höfen und Vorgärten grünt es im gelben Sand. Rührend und beinahe erschütternd wirkt - wenn man von dem üppigen Tropenlande kommt - der Fleiß und die Mühe, mit der jeder Deutsche hier sich sein Blumengärtchen schafft, der Wüste abzwingt und es mit Liebe und Treue pflegt und sich freut über jede Blüte in seinen Holzkisten und Blechkästen.

Und er liebt das Land, mit dem er ringt um jedes Pflänzchen, seine Sonne, seine Dürre, Öde und Weite - der Südwester. Und in mir brannte der Wunsch, dieses eigenartige Land und seine Leute näher kennenzulernen. Einst durchwanderten die Väter des heutigen Geschlechtes auf Ochsenkarren, bespannt mit 20 Tieren, das Land. Sie zogen mit Kind und Kegel durch die Namib, die unendliche Wüste, die die Küste vom Steppenlande trennt. Sie zogen im Wüstensande und die Sonne brannte hernieder und der Durst ging in der wasserlosen Weite, immer drohend und mehr als einmal Opfer fordernd, nebenher. Und abends am Lagerfeuer tönte Geheul von Schakalen und nicht selten auch fernes Löwenbrüllen aufschreckend in den Kreis. In der Steppe zogen sie nach Nord und Süd und Ost und besiedelten das Land. Sie zogen Tage, Wochen und oft Monate.

Heute aber surrt der Motor, er surrt auch für mich, denn leider hatte ich nicht monatelang Zeit.

Im Nu war der Badeort Swakopmund hinter uns, und es schüttelte und rüttelte uns die Eingeweide durcheinander auf der "Wellblechpad", die hineinführt in die Namib. Vor uns war die öde Weite, waren kahle Sand- und Geröllhügel, die die glühende Sonne zurückstrahlten. Der Wagen surrte hinein in die Wüste, nahm Meile um Meile, und vor uns war und blieb die vegetationslose, grell durchglühte Fläche und über ihr der blaue, unveränderliche Himmel und im Hintergrund, in weiter Ferne, in dunstigem Blau und Lila, steiles und schroffes Gebirge.

Auf der "Pad" - der Name ist gut, Straße wäre zuviel gesagt - wühlte sich der Wagen mühsam durch den Sand, dann wieder sprang er lustig über kleine Gräben, und wir hopsten mit im Wagen, hoch und nieder und gegen das Verdeck, daß uns der Schädel brummte. Nun ging es hinab, so plötzlich und steil, daß ich glaubte, der Wagen müsse Purzelbaum schlagen, und nach einigen Metern ebenso steil wieder aufwärts. Wir waren in einem "Rivier" (Flußlauf) untergetaucht, das jetzt leer und wasserlos in die Wüstenlandschaft eingeschnitten war. Einmal im Jahre, zur Regenzeit, kommen sie für Stunden, in seltenen Fällen für ein paar Tage voll Wasser zu Tal, dann aber mit solcher Wucht und Plötzlichkeit, daß sie einfach alles, was ihnen in den Weg kommt, mit sich reißen und daß sich auch Menschen, die sich gerade inmitten dieses Flußlaufes befinden, sich nicht mehr zu retten vermögen. Manches Menschenleben ist ihnen schon zum Opfer gefallen. Heute waren sie trostlos, die wasserlosen, schlängelnden Flußbette.

"Na, ein Berliner Taxifahrer würde sich wohl weigern, hier zu fahren", so meinte Herr Meier.

"Ich bin in Deutschland, im bayerischen Wald, wahrhaftig auch schon verdammt unebene Wege gefahren, aber hier -"

"Ei, Sie fahren selbst? Wollen Sie es einmal probieren?"

Fürwitzig griff ich nach dem Steuerrad, umklammerte es krampfhaft und wirklich, ich jonglierte den Wagen hindurch durch den Sand und zwang ihn hinweg über Hindernisse und Riviere, und die Federn ächzten unwillig und knurrten empört.

"Langsamer, langsamer", mahnte Herr Meier.

Ein Hügel baute sich vor uns auf, und wie Blitze zuckten die brechenden Strahlen der Sonne von ihm. Der ganze Berg gleiste und glitzerte. Südwest, das Land der Diamanten, so ging es mir durch den Sinn. Was sonst konnte so grelle und blendende Blitze schleudern?

Aber nein - gewöhnliches Glas hatte in großmannsüchtiger Weise Edelsteinsmanieren nachgeäfft und von ferne auch Effekt hervorzurufen vermocht. Der kleine Berg war ganz mit zerbrochenen Flaschen und Gläsern übersät. Der Schein trügt, wie oft ist es doch bei den Menschen der Fall.

Weite und Öde war vor uns und im Hintergrunde blaue Berge. Kein Gräschen, kein Hälmchen im Sand oder Geröll. Wunderliche, runde, gelbe Kugeln lagen hier und dort verstreut im Sand. Man kann vom Auto aus nicht den dünnen, blattlosen Stengel wahrnehmen, an dem sie hängen. Es sind die Tschamas oder Sandmelonen, die den Zug- oder Reittieren als Nahrung dienen, im Notfalle auch den Menschen vom Tode des Verdurstens erretten können. Der Sand in der Weite flimmerte und schien Leben anzunehmen, blaue Flächen wie Seen tauchten auf und verschwanden wieder, die Berge in der Ferne schienen auf- und niederzuschweben im Spiegel der Luft.

Und der Wagen stolperte und holperte.

"Nicht so schnell!"

Vor uns tauchte im Sande ein Gitter auf, und weiße Steine ragten in die Luft. Ein Kriegerfriedhof. Deutsche und feindliche Soldaten schlafen hier vereint in der stillen Namib den ewigen Schlaf.

Wir hielten. Ich photographierte und Herr Meier kroch unter den Wagen und kam mit ernstem Gesicht wieder.

"Die vordere rechte Feder ist kaputt, beinahe ganz durch."

Herr Meier ergriff das Steuer, um nun ganz vorsichtig und langsam weiterzufahren. Ich saß geknickt neben ihm.

"Das ist nicht so schlimm", tröstete er, "Federbrüche kommen hier alle Tage vor, und selbst Achsenbrüche sind keine Seltenheit. Solche Dinge und viel schlimmere noch sind hier schon jedem Fahrer passiert. Sehen Sie diese Narbe an meiner Stirn?"

"Ja, was ist es damit?"

Mit monotoner, vor Hitze, vielleicht aber auch vor Bewegung erschlaffter Stimme erzählte er:

"Vor eineinhalb Jahren fuhr ich mit einem Freund durch die Wüste.

'Sieh nur, dort unten ist Rauch, da müssen Menschen sein', so störte mich mein Freund auf und deutete seitwärts.

Ich guckte auf und in diesem Moment stürzte der Wagen über das Ufer eines Riviers und überschlug sich. Beide konnten wir uns herausarbeiten. Ich hatte eine klaffende Wunde am Kopf, der Freund klagte über Schmerzen in den Augen und war in größter Sorge um mich, als er mir den Verband anlegen half. Dann aber verspürte er plötzlich Schmerzen im Leib und sank zusammen. Er konnte sich nicht mehr aufrichten. Wir saßen in der Wüste, ohne Wasser, ohne Hilfe. Der Wagen war defekt. Die nächste Farm mochte ungefähr 50 - 60 Kilometer entfernt sein. Da machte ich mich auf, trotz Blutverlust und Schwäche; es galt, den Freund zu retten.

Und ich stolperte in die Wüste hinein, während die Sonne höher und höher stieg und ihre Strahlen unbarmherzig auf den Sand brannte. Glutheiße, atemraubende Luft umflirrte mich, und quälender Durst peinigte zum Wahnsinn.

Wasser!

Doch trockener, glühender Sand nur knirschte unter meinen Füßen, und ich fiel hin - Ruhe -, Schlaf!

Der Freund!

Der Gedanke scheuchte mich auf und peitschte mich empor, und ich setzte wieder Schritt vor Schritt, unsicher und schwankend, und ein Feuer brannte in meinen Eingeweiden, und die Zunge im Mund wurde schwer. Ich wollte schreien in verzehrender Qual, doch nur ein Lallen kam über meine trockenen Lippen. Und die Nacht brach an, und von ferne winkten Bäume und ein Windrad. Und ich stolperte, fiel hin und raffte mich wieder auf. 200 Meter mochten es noch bis zur Viehtränke sein, deren Wasser mir entgegenspiegelte. Doch ich brach zusammen und kriechend, meterweise, erreichte ich das Wasser. Ich nahm vorsichtig den ersten Schluck, und trotzdem, ich konnte das Wasser nicht behalten. Erst nach längerer Ruhe war ich in der Lage, die Farmersleute zu wecken. Im Donkeymobil (Eselwagen) ging es zurück zur Unfallstelle - der Freund war tot!"

Unheimlich still war die Namib um uns, selbst der Motor schien den Atem anzuhalten und leiser zu surren.

"Die Namib und die Kalahari, diese Durststrecken, sind nicht nur manchmal den Treckfarmern auf ihren Ochsenwagen zum Verhängnis geworden, sie können sogar dem modernen, im Auto reisenden Menschen noch heute übel mitspielen. Ein Achsenbruch inmitten der Namib - es kommt nicht jeden Tag ein Auto vorüber.

Wir sind inmitten der Namib, haben kein Wasser, dafür aber einen Federbruch, wenn sie noch vollständig bricht - es kommt nicht jeden Tag ein Wagen vorüber."

Über eine schwarzverkohlte Stelle der Pad führt unser Weg, und daneben liegen die Eisenteile eines verbrannten Wagens. Die Brandspuren sind ersichtlich frisch. Was mag hier vor sich gegangen sein? Wie ein Menetekel erschienen die Spuren in der einsamen Wüste.

Vorsichtig fuhr Herr Meier weiter, und die Feder hielt noch immer. Endlich tauchten die ersten schüchternen, trockenen Zweige auf, Erdmännchen huschten über die Pad, und hier und dort flatterte ein Vogel hoch. Es zeigte sich ein bißchen Leben, die schlimmste Durststrecke, die Namib, war hinter uns. Wir erreichten den ersten Ort jenseits der Wüste, Usakos, der hübsch in blaue Berge eingebettet ist.

Es war früher Nachmittag; der Wagen mußte zur Reparatur. Wir konnten an diesem Tage nicht mehr weiter. Und ich dachte gar nicht daran, daß an diesem Ort jemand auch nur eine Ahnung von meiner Existenz haben, geschweige denn, mich hier erwarten könnte.

Ich kam still und unbeachtet an und wollte ebenso wieder abfahren. Der Zufall aber wollte, daß an diesem Abend im Orte der Potsdamfilm lief. Nur dadurch kam ich mit den Parteigenossen in Usakos in Berührung. Ich wurde lebhaft begrüßt und willkommen geheißen von ihnen, die mich schon seit Monaten erwarteten. Schon bei dem Erscheinen meiner ersten Artikel im *SA.-Mann* hatte der Landes-Gruppenleiter alle Ortsgruppen von meinem Kommen verständigt und sie angewiesen, mir mit Rat und Hilfe zur Seite zu stehen. Und die lieben Parteigenossen konnten gar nicht begreifen, daß ich schon am nächsten Morgen wieder weiter mußte. Sie wollten mir dieses und jenes zeigen und mich da- und dorthin fahren. Und ich hätte gerne zugesagt. Doch wurde mir nun klar, wenn alle Orte mich schon erwarteten und ich überall mich wochenlang aufhalten wollte, dann würde ich für Südwest allein ein Jahr benötigen. Ich wurde wirklich überall erwartet und freundlich aufgenommen und jeden Tag war etwas anderes los, oder meine Gastgeber wollten von der neuen Heimat hören, und so wurde es spät jede Nacht und für mich sehr anstrengend, aber schön in Südwest.

Am nächsten Morgen surrte der Wagen hinein in die Buschsteppe, deren Boden nackt und kahl durch die dürren, blattlosen Büsche leuchtete. Kein Gräschen auch hier, und doch sollte das Weidegrund sein für Vieh, davon zeugten die Umzäunungen, die vielen Tore, die wir zu öffnen hatten. Davon zeugten auch die Farmhäuser, das Windrad und die paar grünen Bäume daneben, die wir, allerdings in vielen Meilen weiten Abständen, passierten. Es war mir unbegreiflich, von was sich

das Vieh, das ich tatsächlich hier und dort auf Weide sah, noch nährte. Ich sah im wahrsten Sinne des Wortes auch nicht ein Gräschen oder Hälmchen.

Drei Jahre hat es schon kaum mehr geregnet. Wenn auch dieses Jahr kein ergiebiger Regen kommt, so wird das eine Katastrophe für das Land.

Dürr und trocken ist der Busch, und doch, wie ein Wunder ist es: hier und dort grünt eine Giraffenakazie, blüht ein Hackedorn in zarten, weißen Blüten und ein anderer Dornbusch in gelben und sendet seine betäubenden Düfte von sich. Weil es Frühling ist, so **müssen** sie grünen und blühen, und sie wirken wie kleine Wunder in der Dürre und Öde. Und entgegen einem Spruche, den ich einmal irgendwo gelesen habe, behaupte ich: Und die Vögel Afrikas sie singen - und die Blüten duften doch.

Eine Windhose wirbelte plötzlich vor uns auf, hüllte uns ein und trieb uns den Sand sogar in den eilig geschlossenen Wagen. Vor uns wanderten nicht weniger als drei dieser hohen Sandsäulen und tanzten lustig hin und her. Sie sollen das Zeichen für ein gutes Regenjahr sein. Geb's Gott.

Mengen von wilden Perlhühnern flüchteten vor uns über den Weg, eine Herde von Straußen verharrte bei unserem unvermuteten Auftauchen erst ruhig hinter Büschen. Als wir hielten, stelzten sie auf langen Beinen in eiliger Flucht davon. Ein vereinzelter Pavian, der aus den trockenen Bergen sich zu einer Viehtränke geflüchtet hatte, suchte Schutz vor unseren Augen hinter einem kümmerlichen Busch. Doch schließlich fühlte er sich nicht mehr recht sicher und stürzte in langen Sätzen fort. Wir erreichten die Hauptstadt Windhuk, die 1700 Meter hoch, wunderschön in Berge eingebettet liegt mit ihren großzügig angelegten Straßen und Geschäften. Aber trocken liegt auch hier die Landschaft, und nur zum Protest und um zu dokumentieren, daß es doch Frühling ist, haben sich eigenwillig einige grünende und blühende Büsche dazwischengemischt.

Ich bereiste in Etappen das Land, per Bahn und per Auto, nach dem Osten bis Gobabis, an den Rand der Wüste Kalahari, die, wie im Westen die Namib, hier im Osten das Land abschließt. Und es war dürre, öde Steppe den ganzen Weg. Aasgeier saßen auf den knochendürren Zweigen eines Kameldornbaumes, unter dem ein verendetes Rind lag. Windhosen stiegen hoch empor, bis tief in den Himmel. Luftspiegelungen täuschten blaue Seen vor. Ein wunderbarer Vogel im farbenprächtigen Kleid des Schmetterlings flatterte lange vor uns her, und ein einsamer Adler saß auf einer Telefonstange. Und ich war im Norden, an der Grenze des Landes, dort wo die Termitenhügel so dicht wie gesät aus dem Boden sprießen, wo die wunderlichen Gesellschaftsvögel ihre Städte in die nackten Zweige der Bäume bauen und bis zu 60 und 80 nebeneinander wohnen. Ob es bei diesem nahen Beisammensein, so Schwelle an Schwelle, nicht stört und den Neid erweckt, wenn die Frau Nachbarin ihr Gefieder besonders fein geputzt hat? Ob es in dieser Stadt auch Zank und Streit und Buschklatsch gibt? Dort oben im Norden sah ich zum ersten Male an einigen Strecken hohes trockenes Silbergras, Weideplätze. Aber sie sind nicht abzuweiden. Es fehlt das Wasser in erreichbarer Nähe zur Viehtränke. Hier ist noch Gras, und anderswo verhungern die Tiere und verkommen, tausendstückweise. Es ist heute so im Lande: Wo es noch Gras gibt, dort ist kein Wasser, und wo Wasser ist, dort ist kein Gras mehr.

Ich war auch ein Stück im Süden, dort wo die Dürre am kritischsten ist, wo das Rind sich in den Schatten einer Telefonstange legt, wo drei zusammenstehende Kameldornbäume schon für eine englische Parklandschaft angesehen werden.

Das ganze Land, über dem die sengende Sonne brennt, durstet und schreit nach Wasser. Die Farmer blicken mit sehnsüchtigen Augen nach dem Horizont, wenn kleine Wölkchen auftauchen. Regen, Wasser - und das Land ist ein Paradies, ein zweites Kalifornien.

Es ist ein hartes Land und hat sich ein hartes und starkes Geschlecht herangezogen. Ich spreche nicht von den Eingeborenen noch von den fremden Eindringlingen, die im Kriege hereingekommen sind, sondern von jenen, die das Land erschlossen, die es verteidigt, die es aufgebaut haben und die

deutschen Blutes sind. Und sie lieben ihr Land, um das sie ringen, dessen Bestand sie mit Zähnen und Nägeln verteidigen. Sie lieben seine Weite, seine Sonne, seine Härte. Es ist jeder einzelne ein kleiner König in seinem Reich. Sie kennen nicht die Enge der Heimat. Eineinhalbmal so groß wie Deutschland beherbergt es nur etwa 30 000 Weiße. Hier ist Luft und Raum und Licht. Und ist das Land auch hart und bringt es durch jahrelange Trockenheit, durch Heuschreckenschwärme, durch Viehseuchen Not und Elend und Kummer und Sorgen, so kann es doch auch so freigebig, so verschwenderisch sein und durch ein einziges regenreiches Jahr allen Schaden wieder gutmachen.

Deshalb lieben die Südwester ihr Land auch heute noch, so trocken es ist. Es hat sie gepackt und läßt sie nicht mehr los. Und wenn sie nach Deutschland kommen, so halten sie es dort nicht mehr aus, es zieht sie unwiderstehlich nach hier zurück und sei es selbst in eine ganz ungewisse Zukunft. Und kommen sie wieder in das Land und würden sie sogar vom blühenden Frühling Deutschlands kommen, so ist jeder kärglich blühende Kameldorn wie eine Offenbarung, wie ein herrliches Wunder für sie. Es ist ihr Land, sie lassen es sich nicht nehmen. Deutsch ist es, von Deutschen aufgebaut, Deutsche haben ihr Blut vergossen dafür, und ihre Gräber sind im Lande verstreut. Deutschsüdwest den Deutschen!

Neuntes Kapitel

Schreckliches Elend der Farmer, verschuldet durch die Mandatsregierung • Deutsche Kinder ohne Schule • Das Los deutscher Notstandsarbeiter.

"Das ist also unser Kinderheim, das von uns aus eigenen Mitteln, aus Erträgnissen von Sammlungen und Wohltätigkeitsfesten eingerichtet wurde und unterhalten wird!" so erklärte mir die Vorsitzende des deutschen Frauenvereins in Windhuk.

Ich wußte noch kaum, um was es sich eigentlich handelte, als ich durch die sauberen Schlafkammern in den Speisesaal, kurz, durch das Haus geführt wurde. Im Hofe tummelte sich eine Schar von Kindern aller Altersstufen.

"Das Mädchen dort, 12 Jahre alt, ist erst vor einigen Wochen angekommen, es hatte vorher noch keine Schule besucht." Da war ich entsetzt.

"Ein deutsches Mädel, 12 Jahre alt und noch keine Schule besucht, wie ist das möglich?"

"Wie das möglich ist? Die Farmen sind hier so groß und liegen infolgedessen oft Hunderte von Kilometern entfernt von einer Schule. Die Kinder müßten also, um ihnen den Besuch derselben zu ermöglichen, in den damit verbundenen Schülerheimen untergebracht werden. Aber die Farmer haben heute nicht das nötige Geld für den Unterhalt ihrer Kinder im Heim, zumal es sich oft noch um mehrere handelt. Der Betrag hierfür ist pro Kind und Jahr 40 Pfund, der aber nötigenfalls auf 10 Pfund ermäßigt wird und sogar durch Farmprodukte beglichen werden kann. Aber selbst dazu sind die Farmer zum Teil nicht in der Lage. Es sind hier wirklich Deutsche so gut wie ohne Schule aufgewachsen. Ich nehme an, daß im ganzen Lande noch ungefähr 40 Kinder verstreut sind, die noch nie eine Schule gesehen haben. Mein Ziel und Streben geht dahin, sie noch alle zu erfassen, sie im Heim hier unentgeltlich unterzubringen, um ihnen dadurch den Schulbesuch zu ermöglichen", so erzählte mir die Vorsitzende des Vereins.

Ich kam nicht so schnell darüber hinweg, konnte es kaum fassen und fand es so ungeheuerlich, daß hier deutsche Kinder ohne Schule aufwachsen.

"Ja, Sie haben eben noch keine Ahnung, wie schlimm es einem Teil der Farmer hier wirklich geht. Sie haben zum Teil noch nicht einmal ein richtiggehendes Haus, sondern wohnen in Eingeborenenpontoks. Das sind gewiß Ausnahmen, aber viele sind doch so arm, daß sie nur von Maispapp leben. Fleisch kennen sie nicht, auch keinen Kaffee. Sie kochen sich einen Tee, den sie sich im Busch sel-

ber pflücken. Viele Kinder sind unterernährt und zum Teil krank. Es gibt viele Familien, die bleiben einfach oft auch tagsüber zu Bett, weil sie absolut nichts zu essen haben. Einen von ihnen nennt man den 8-Mark-Farmer, weil er mit seiner Familie zusammen für monatlich 8 Mark lebt. Natürlich ergeht es nicht allen Farmern so schlimm, aber schlimm genug allen."

Ich habe mich umgesehen im Land; es ist so. Selbst die bekanntesten Farmbesitzer, die ersten Ansiedler und Miterschließer des Landes, mit einem Grundbesitz von 70 - 80 000 Hektar, ringen heute um ihre Existenz. Vor dem Kriege dagegen waren sie reich, reich wie das ganze Land.

So wie die Mandatsverwaltung allmählich die Kolonie zugrunde gerichtet hat, so zuallererst die Säulen und Träger derselben, die Farmer. Ich habe selbst einen alten Deutsch-Südwester kennengelernt, der zusammen mit seiner Frau mit 250 000 Mark von Deutschland hierher kam und nun am Ende ist. Seine letzte Hoffnung setzt er auf die heute allgemein einsetzende und einträgliche **Karakulzucht.**

Auch hier wurde bewußt gearbeitet, bewußt das Deutsche an die Wand gedrückt zugunsten raffgierigen, südafrikanischen jüdischen Kapitals. Die Union ist verseucht von ausbeutendem Judentum.

Niemand wird behaupten wollen, daß es reiner Zufall sei, wenn z. B. zur Ansiedlung der Deutsche ein 10 Prozent höheres Vermögen vorweisen muß als ein Bure. Und der Deutsche hat es in bar vorzulegen, von dem Buren werden nur Sachwerte gefordert, über deren wirklichen Besitz er sich nicht einmal auszuweisen braucht. So wurde manchem Buren, der nicht einen Pfennig Geld - oder Geldeswert sein eigen nannte, ohne weiteres eine Farm verschafft mit allem Drum und Dran, tipp topp! Ein Deutscher kann auch heute unter 20 - 30 000 Mark bar kaum an den Erwerb einer Farm denken. Der deutsche Ansiedler erhält nach 5 Jahren das Bürgerrecht, der Bure bereits in einem Jahr. (Hierbei handelt es sich um das Stimmvieh.) Der deutsche Farmer mußte, solange er Geld hatte, höhere Steuern zahlen als der Südafrikaner, dazu unterband man ihm die Ausfuhr und verteuerte dafür durch hohe Schutzzölle alle Einfuhrartikel ins Ungeheuerliche.

Südwest ist ein reines Ausbeutungsobjekt für den Mandatar geworden. Die Ausfuhr wird zugunsten der Union, ohne Rücksicht, ob das Land darüber zugrunde geht, gesperrt - siehe Schließung der Diamantminen und Sperrung der Ausfuhr von Farmprodukten -, und die Einfuhr mit ungeheuren Zöllen belegt. Die letzten guten Absatzmöglichkeiten, die Industriezentren Lüderitzbucht und Tsumeb, liegen still. Das alles geschah nicht von ungefähr. Der Farmer ist am Ende. **Die letzten Trockenjahre** haben ihm noch den Rest gegeben. Die Weiden sind leer und trocken zum Teil die Brunnen, die Herden abgemagert und schlapp. Die Rinder sinken hin, oft reihenweise, und verenden. Es gibt Farmer, die schon zwei Drittel ihres Bestandes verloren haben. Ein Verkauf der Tiere in ihrem Zustande und bei dem heutigen Preis hat keinen Zweck. Farmen, deren Brunnen vertrockneten, sind verlassen, die Häuser stehen als Ruinen, Ankläger des Mandatssystems und des Völkerbundes. Im Süden des Landes ist die Dürre am schlimmsten. Es ist von dort ein erschütternder Fall bekannt:

Leer und ausgetrocknet war der Brunnen auf der Farm zweier Brüder. Die Herde brüllte zum Erbarmen. Da zogen die beiden aus mit ihren Tieren auf die Suche nach Wasser und Weide. Sie zogen Tage, und sie fanden nichts. Todesmatt war die Herde, müde und verzweifelt waren die Menschen. Der eine der beiden Brüder ritt eine Tagereise weit voraus, und er fand nichts. Leere, dürre Steppe, kein Gras, kein Wasser. Er kehrte um, und er fand die Herde zum Teil tot, zum andern im Todeskampf sich wälzend auf dem Boden und seinen Bruder inmitten derselben - verstummt. Das Elend und das Grauen hatte ihn in den Tod getrieben. Eine Kugel endete auch des zweiten Bruders Leben. *

Für dieses Grauen und Elend, für die Folgen dieser regenlosen Periode, für die Dürre und Öde ist die Mandatsverwaltung doch wohl kaum verantwortlich zu machen, so mag mancher denken oder es auch laut aussprechen.

Und doch, sie ist es! Sehen wir selbst von dem Umstand ab, daß Südwest, wäre es deutsch geblieben, durch große Damm- und Bewässerungsanlagen heute bedeutend unabhängiger von regenlosen Jahren wäre, so ist sie trotzdem noch verantwortlich. **Es bleibt immer noch die Tatsache, daß die großen staatlichen Reservefarmen, die, mit reichlich Wasser versehen, von der deutschen Regierung dazu bestimmt waren, in regenlosen Jahren für den gefährdeten Herdenbestand geöffnet zu werden, ihn zu erhalten, zu retten, *einfach von dem Mandatar an die Buren aufgeteilt wurden.***

Ihre letzte Hoffnung setzen die Farmer heute auf die "schwarzen Diamanten", in ihre Karakuls. Das sind die schwarzgelockten Schafe, die Lieferanten der wertvollen Persermäntel. Aber die Karakulzucht ist nicht so einfach, da nur die ganz fest gelockten Felle gute Preise erzielen und die bloß gewellten oder weichgelockten ziemlich wertlos sind. Die gute Qualität heranzuzüchten, ist schwierig oder vielmehr auch wieder nur eine Geldfrage. Man ist hierorts gezwungen, aus weißen Wollschafen durch Kreuzungen mit Karakulramme allmählich Karakulschafe heranzuzüchten. Ein guter Ramme aber kann schon bis zu 1000 Mark und darüber kosten. Allerdings kann ein schönes, erstklassiges Fellchen 40 Mark und noch mehr einbringen. Es gibt hier schon einige Farmer mit mehreren Tausenden von Karakuls. Mancher von ihnen hat sich auch schon etwas zu erholen vermocht. Diese schwarzen Lockenschafe sind nur in sehr trockenen Gegenden zu halten, so daß also Südwest das geeignete Land für sie zu sein scheint. Trotzdem vernimmt man, daß auch schon Karakuls infolge zu großer Dürre bereits eingegangen seien. Vor Regen müssen sie sehr geschützt werden. Eine Durchnässung führt bei ihnen leicht zu Lungenentzündung und zum Tode. Ein plötzlich auftretender Regenguß kann schon ungeheuren Schaden in der Herde anrichten. Daher müssen für Karakuls Ställe angelegt werden, die hier für Rinder nicht notwendig sind.

Niedlich sind die kleinen gelockten Lämmchen, die so jung um ihres prächtigen Felles willen sterben müssen. Nur am ersten und zweiten Tag nach der Geburt sind die Locken "griffig" und fest, mit fortschreitendem Alter lösen sie sich mehr und mehr auf.

So geht wenigstens eine Hoffnung durch das Land. Aber die Union kann es nicht sehen, daß auch nur ein Hoffnungsstrahl am Südwester-Himmel scheint. Schon wieder haben die Karakuls heftigen Neid erregt und schon versucht man, sie nach der Union zu verpflanzen. Man glaubt nun zwar, daß sie dort nicht hochkommen, nicht gedeihen werden. Aber wenn es anders sein sollte, wenn die Karakuls wirklich auch die schwarzen Diamanten für Südafrika werden könnten, würde dann die Mandatsverwaltung, genau wie bei den weißen Diamanten, nicht auch wieder die Südwester-Konkurrenz, selbst wenn diese die erste auf dem Plane war, auf irgendeine Weise einfach ausschalten? Nach allem, was man hier erlebt und erfahren hat, braucht man sich über gar nichts zu wundern. Südwest diente bis jetzt als Spielball jüdisch-unionistischen Finanzkapitals. Fort mit diesem Spuk! Deutsch-Südwest den Deutschen!

"Sie sollen nicht ausschließlich in die Hände der Prominenz fallen, Sie sollen nicht so einseitig orientiert werden, wie das bis jetzt bei fast allen Berichterstattern der Fall war. Leider ist auch innerhalb des Deutschtums das Einvernehmen hier nicht so gut, wie man es wünschen möchte. Es gibt leider auch hier Bonzen und solche, die verächtlich auf den 'kleinen Mann' blicken, bloß weil er arm ist. Davon können jene ein Wort erzählen, die weit draußen in Zelten oder Pontoks - manche schon jahrelang - wie Wilde im Busch hausen müssen, die bei Notstandsarbeiten, im Straßenbahn- oder Dammbau beschäftigt sind, um die sich kein Mensch kümmert und die sich ausgestoßen fühlen aus deutscher Gemeinschaft - die Padarbeiter. Sie müssen sie besuchen", so sprach aufrüttelnd ein Parteigenosse.

Was würde ich lieber tun als gerade ihnen, die sich verlassen und entwürdigt fühlen - kann ich ihnen auch sonst nicht helfen -, Kunde zu bringen von dem neuen deutschen Geist, der die Menschen nicht nach Namen, Stand oder Geldbeutel beurteilt, der jeden moralisch einwandfreien Deutschen "Bruder" nennt und ihm die Hand drückt, ob er nun in eleganten Kleidern oder im Arbeitskittel

steckt. Und gerade letzterem an der Pad in Afrika am innigsten, denn er bedarf der Teilnahme am meisten.

Der Wagen sauste durch die hügelige Steppenlandschaft, auf der Straße, die nach den Goldfeldern von Rehoboth führt, und die afrikanische Sonne brannte glühend herab heiß. Das Auto stockte und hielt. Eine Gruppe schwarzer Menschen in Sträflingskleidern arbeitete hier an der Straße. Die Zelte daneben, viereckig, erschienen groß und geräumig.

Und wir fuhren weiter, eine halbe Stunde nur, und da standen weiße, deutsche Menschen, mit Pickel und Schaufel, in glühender Afrikasonne. Und sie schaufelten Erde, füllten und schoben Karren, rollten Felsblöcke - genau wie die schwarzen Sträflinge ein Stück weiter zurück. Aber es waren unbescholtene Deutsche, zumeist gelernte Arbeiter, Handelsgehilfen, Schlosser, Maschinisten und viele von ihnen schon 50 Jahre und darüber, alte Afrikaner, die das Land miterkämpft hatten.

Und auf der Straße, da fahren schwarze Chauffeure vorüber, und sie winken den deutschen Padarbeitern gnädig und herablassend zu, und wandernde Kaffern grüßen vertraulich und oft ironisch grinsend.

"Wie geht's!"

Wortlos, bewegt und beinahe verschüchtert drückt mir mancher von ihnen die Hand. Es ist unschwer zu erkennen, daß es nicht zu oft passiert, daß ein Landsmann, der hier auf der Straße entlangrast, auf den Gedanken kommt, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Es ist Mittag, und nun tauten sie allmählich auf.

"Wollen Sie sich einmal die Quelle ansehen, von der wir unser Wasser schöpfen?"

Ich stand vor einem Erdloch, dessen Boden tief unten von einer schwarzen, mit grünem Schlamm überzogenen Jauche bedeckt war. Ein Fröschlein, aufgescheucht, stürzte sich mit kühnem Kopfsprung hinein und war im Nu verschwunden.

"Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie dieses Wasser trinken müssen?"

"Doch, bis vor kurzem noch! Wenn auch gekocht, die Leute wurden krank davon. Unser Protest nützte lange nichts. Erst seit einigen Tagen wird das Trinkwasser von weiter her geholt."

Wir gingen zurück zum Lagerplatz, zu den Rundzelten, die 4 Meter Durchmesser haben, aber lange nicht so geräumig sind wie die viereckigen der schwarzen Sträflinge. Zu dritt und viert bewohnen sie die kleinen Zelte. Während sie ihre Suppe, die sie aus wirtschaftlichen Gründen zusammen kochen, verzehren, erzählen sie:

"Wir Notstandsarbeiter sind sehr schlecht bezahlt und alle nicht in der Lage, uns noch Kleider oder Schuhe anzuschaffen. Wenn das, was wir noch von besseren Zeiten übrighaben, verbraucht ist, so müssen wir eben im Lendenschurz gehen wie die Schwarzen. Man behandelt uns ja sowieso nicht anders. Man läßt uns Notstandsarbeiter doch auch mit ihnen zusammenarbeiten, zwar nicht hier, doch am Bahnbau und am Omatjenedamm. Und man stellt uns Vorarbeiter hin, die man nicht mehr als Buren bezeichnen kann. Menschen mit gekräuseltem Haar, Bastards - über uns.

Wir können auch verr---- wie das liebe Vieh, wen schert's?, und es ist einer verr----.

Padl ist sein Name. Er war am Bahnbau beschäftigt und hatte Familie. Eines Tages fühlte er sich krank und meldete es dem Vorarbeiter. Dieser versprach, nach Windhuk zum Arzt zu telefonieren. Doch es ließ sich kein Arzt blicken." (Der Bure hatte in Wirklichkeit nicht telefoniert.) "Da setzte sich Padl auf die Bahn nach Mariental und ging zum Arzt. Die Bahnfahrt, die Verpflegung und die Unterkunft hatten, als er zurückkam, auch seine letzten Pfennige verschlungen. Er mußte trotz seiner Krankheit weiterarbeiten, wollte er mit seiner Familie nicht verhungern. Und er schwang seinen

Pickel draußen in der afrikanischen Sonne, bis er unter ihr zusammenbrach. Im Pontok ist er nach einiger Zeit verschieden."

Beklommen kam es nach einer Pause aus meiner Brust: "Und was soll nun aus Ihnen werden?"

"Unsere einzige Hoffnung ist, daß man uns nach Hause holt oder daß Südwest wieder deutsch wird. Wir können zu Hause als Notstandsarbeiter mehr leisten. Dort wissen wir auch, für was und für wen wir arbeiten, hier sind wir Kaffern!"

Ganz leise fügte noch einer hinzu: "Wenn wir aber alle nach Hause fahren, was soll dann aus Südwest werden?"

Ich mag ihn mit großen Augen angeguckt haben, den bescheidenen Menschen, der diese Worte sprach. Sie waren in diesem Moment, in dieser Umgebung wie eine Offenbarung für mich. Der deutsche Geist, der Pflicht- und Verantwortungsgefühl über Not und Elend und Gefahr stellt.

Ich verabschiedete mich und sah ein Zucken in dem Gesicht einiger der Männer. Mein Besuch hatte sie aufgerüttelt. Bitter kam es von den Lippen eines von ihnen:

"Uns wäre so leicht zu helfen, und die Landsleute hier hätten es in der Hand, unser Los zu erleichtern. Es ist nicht die schwere Arbeit, und es ist nicht die Not, die uns derart niederdrückt und zur Verzweiflung bringt. Es ist das Gefühl, daß wir von den Deutschen aufgegeben werden, daß sie uns aus ihrem Kreise ausstoßen, uns, die verächtlichen 'Padarbeiter'. Sonst wäre es doch nicht möglich, daß man sich so gar nicht um uns kümmert, daß man auch nicht eine Frage nach unserem Ergehen hat. Wohl wissen wir, daß man uns heute materiell nicht oder kaum zu helfen vermag, aber ein Händedruck, ein Blick, der uns sagt - deutscher Bruder - und alles wäre so ganz anders."

Mir wollte das Herz aussetzen bei diesem Aufschrei, und ich war froh, mit voller Zuversicht sagen zu können: "Der neue Staat, Hitlergeist, vergißt auch seine deutschen Brüder in Not im Auslande nicht. Nur noch ein bißchen Geduld."

Schlimmer noch als den Padarbeitern ergeht es den Notstandsarbeitern am Omatjenedamm, bei Otjivarongo. Das ist wirklich Menschenschinderei, Sklavenarbeit. Bei meiner Ankunft konnte ich zunächst nur eine ungeheure Staubwolke erkennen. Wie aus nebelhafter Ferne tauchten Ochsengespanne auf. 4 - 5 Paare hintereinander zogen eine Art Bagger, eine Dammschaufel hinter sich her, die unten im Tal sich füllte und oben am Damm entleert wurde. Das war eine seltsame von mir bei ähnlichen Werken noch nie gesehene Arbeitsweise. 7 - 8 solche Dammschaufeln, gezogen von je 5 - 6 Paar Ochsen, gingen immer im Kreise herum, vom Damm hinab ins Tal und wieder hinauf in ununterbrochenem Kreislauf und schichteten dadurch in Monaten den Damm auf. Das Ganze war eingehüllt in eine ungeheure Staubwolke. Wer kann das allein schon so ohne weiteres ertragen? Monatelang zu leben in einer Luft, die erfüllt ist von Schmutz und in der man kaum zu atmen vermag? Dazu aber kam noch der Umstand, daß man allmählich merkte, der Damm würde bis zur eintretenden Regenzeit nicht fertig. Nun setzte ein rücksichtsloses Antreiben der Leute ein.

Ich lasse hier einen Arbeiter durch einen Briefauszug selber sprechen:

> "--- ich bin 48 Jahre alt und Erdarbeiten waren mir bis vor kurzem ein unbekanntes Ding. Daher fühle ich mich jeden Abend müde zum Umsinken. Wie soll man die lange Arbeitszeit, 9½ Stunden, mit Pickel und Schaufel in der großen Hitze aushalten? Das Leben am Omatjenedamm ist aufreibend. Wenn der Bau unter Leitung der unfähigen, menschenschindenden Ingenieure noch länger dauert, dann ist ein großer Teil der Notstandsarbeiter körperlich und seelisch zugrunde gerichtet. Da die Dammarbeit wegen etwaigen baldigen Regens eilt, greift der Bauleiter nicht nur zum letzten Mittel, zur Akkordarbeit und Hilfe der Farbigen, sondern er preßt auch die letzte Kraft aus den Leu-ten heraus. Wenn einer der Arbeiter sich nur manchmal etwas aufrichtet, um seinen lahmen und steif gewordenen Rücken zu strecken, dann läuft er schon Gefahr entlassen zu werden. Wir werden von dem Büro aus mit dem

Fernglas beobachtet. Auch eine Hütte aus Gras wurde als Beobachtungsposten auf einem Hügel errichtet, doch diese haben glücklicherweise ausgehungerte Esel aufgefressen. Unglaublich unfähig sind die Vorarbeiter, aber sie sind ja auch keine Vorarbeiter in unserem Sinne, sondern nur Aufpasser, dazu da, die Arbeiter zu schikanieren.

Die Art der Beschäftigung der Schwarzen unter den Weißen spottet jeder Beschreibung. Beim Erdschaufeln, beim Steineverladen stehen Weiße, Bastards, Kaffern und Buschleute bunt durcheinander. Vielfach war es sogar so, daß den Eingeborenen leichtere Arbeit angewiesen wurde als den Weißen."

Soweit der Arbeiter. Nun zum Damm selbst. Er ist ein gewaltiges Projekt, und 15 Monate wird bereits daran gearbeitet. Das fertige Werk soll 40 Kleinsiedlern - selbstverständlich Buren - eine Existenz bieten. Rechtfertigt diese geringe Ansiedlung eine derartige Belastung des Landes, selbst wenn der Damm den auf ihn gesetzten Hoffnungen gerecht würde? Ob er das wird, darüber herrschen große Zweifel. Schon bei Bekanntwerden des Projektes erhob sich in der Bevölkerung ein deutlicher Widerstand dagegen. Aber der Administrator Werth und seine Sachverständigen drückten die Ausführung des Werkes durch. Von vornherein ist es zweifelhaft, ob in dem Rivier genügend Wasser abkommt, zum andern wird der Kalksteinboden voraussichtlich nicht das Wasser halten. Zum dritten ist man sehr pessimistisch, ob der nun beinahe fertige Damm nicht überhaupt beim ersten Anprall des Wassers mit hinweggerissen wird. Bei Beginn des Werkes konnte man bis zu 35 Meter Tiefe keinen Fels erreichen. Man verzichtete daher auf eine Betonkernmauer und stellte kurzerhand einen, wenn auch gewaltigen, Erddamm hin. Wie war das doch bei der Brücke von Swakopmund? Deren Säulen wurden auf Sand gesetzt. Der deutsche Bürgermeister Schad sagte bei der Besichtigung zu dem damaligen Administrator Werth: "Wenn der erste Regen kommt, dann ist die Brücke weg!" Der "hohe Herr" lachte. Der erste Regen kam und die Brücke war weg. Als ein "Monument der Intelligenz" ragen heute die Betonpfeiler, einige halb und andere beinahe ganz versunken, nach allen Seiten sich aus dem Sand neigend. Es blamiere sich jeder so gut er kann, aber nicht auf Kosten anderer. Und hier geht es auf Kosten Südwests, und 40 Prozent der Einwohner sind dort heute noch deutsch.

Und deutsche Menschen werden bei diesen "Kulturarbeiten" schikaniert und geistig und körperlich zugrunde gerichtet. Und sie müssen noch froh sein, diese Arbeiten verrichten zu dürfen. Jeder von ihnen bangt, heute oder morgen könnte er entlassen werden und dem grauen Gespenst, dem grinsenden Hunger ins Auge sehen zu müssen.

Anmerkung:

*Nun aber hat es in Südwest geregnet, monatelang, afrikanischer Regen, und es regnet heute noch, wo ich das niederschreibe. Südwest ist überschwemmt, Brücken und Dämme, Häuser, ganze Farmen, Felder und Gärten, Groß- und Kleinvieh wurden mitgerissen und schwerer Schaden angerichtet. Viele Farmen in der Nähe von Rivieren, vor allem aber am Swakop sind mit Haus und Hof und aller fruchtbaren Erde hinweggespült. Reißende Flüsse sind die einst leeren Flußbetten, und ein See umspült die vielen Stellen, die einst mit Fleiß und Mühe dem trockenen Land zu fruchtbarem Garten- und Farmland abgezwungen wurden. Den Erfolg eines dreißigjährigen Schaffens sah mancher machtlos hinwegschwimmen ins Meer. Wüste und Geröll wird bei Abzug des Wassers zurückbleiben. Von Swakopmund aus besteht eine Bahnverbindung mit Walfischbai schon seit 5 Monaten nicht mehr. Mit Windhuk nur ganz selten. Alle Notgeleise, die man legt, sind meist nach einer halben Stunde wieder fortgewaschen. In vielen Orten macht sich großer Lebensmittelmangel bemerkbar. Mit Flugzeugen versuchte man einzugreifen. Aber Lebensmittelnot und die damit allmählich eintretende Teuerung sind nicht so schlimm wie die nun auftretenden Krankheiten: so Typhus, Ruhr, Scharlach und Malaria. Überall im Lande haben sie schon Menschenleben gefordert, Not und Elend hat dieser unerhörte Regen neuerdings über viele Menschen gebracht - aber Südwest steht in Blüten- und Graspracht, wie noch kein Mensch es je erlebt hat. ...zurück...

Zehntes Kapitel

Goldrausch in Südwest.

So kärglich und arm nun Südwest nach dreijähriger Trockenheit erscheint, so **reich ist es an mineralischen Schätzen. Im Süden des Landes sind die ungeheuren Werte von Diamanten,** sie liegen zum Teil offen im Sand der Namib, und sie sind auch oben im westlichen Norden, im Kaokofeld, das deswegen vor menschlichen Besuchen abgesperrt ist. Im mittleren Norden liegen die Kupferminen von Tsumeb, und unendliche Erz- und Mineralschätze sollen noch im Lande versteckt sein.

Und nun geht es alarmierend durch das Land: **Große Goldfunde** in Rehoboth. Ein Goldklumpen von 3½ Kilo Gewicht wurde gefunden. Die Hauptader ist 36 Meter breit; Hotels schießen in Rehoboth wie Pilze aus der Erde! Eine Zeltstadt ist dort entstanden, eine Stadt von Goldsuchern. Und wie ein Taumel geht es durch das Land, und das Gespräch dreht sich nur noch um das eine: Rehoboth! Gold!

In der Bahn traf ich einen Padarbeiter, der vom hohen Norden kam, um sich auch ein Feld abzustecken. Das Goldfieber hatte weite Kreise der Bevölkerung erfaßt. Mich konnte dieser Rausch nicht packen, hatte ich mich doch schon einmal vergeblich als Goldgräberin versucht. Ich habe dazu kein Talent. Aber ich wollte wissen, was Wahres an der Sache war.

Rehoboth Bahnhof! Nichts besonders Auffälliges deutete auf die Wichtigkeit dieses Bahnhofes, auf die Goldfelder hin. Es trieben sich hier keine abenteuerliche Gestalten mit Pickel und Schaufel, wie der Laie das wohl erwarten möchte, herum. Wohl aber stiegen einige gutgekleidete Menschen mehr aus als das sonst auf so kleinen Stationen, die nur von einem Bahnhofsgebäude und einem Gasthof repräsentiert werden, üblich ist.

Aber man merkte, daß man sich im Bastardlande befand. Sie schlichen herum, diese unglücklichen Geschöpfe, in allen Variationen, von brauner bis zu hellgelber Hautfarbe, als ein Menetekel, als eine lebende Anklage für die Weißen und daher von ihnen so ungern und widerwillig gesehen. Doch legen wir einmal den Finger auf diese brennende Wunde. Nicht diese unglücklichen Produkte zweier so entgegengesetzter Rassen, die nun von beiden ausgestoßen werden, sind es, die unsere Verachtung, viel mehr als unschuldige Opfer unser Mitleid verdienen. Und wäre es selbst so, wie man ihnen nachsagt, daß sie von beiden Rassen nur die schlechten, aber keine guten Eigenschaften mitvererbt bekamen, so müssen wir sie um so mehr bedauern. Und wir müssen jene verachten, die so wenig Herr ihrer Leidenschaften, bar jeden Rassenstolzes, Verbrecher an der weißen Rasse, verantwortlich am Dasein dieses Bastardgeschlechtes, das eine ganze Provinz bevölkert, sind. (Abkömmlinge früher eingewanderter Holländer und der Buren.)

Zusammengepfercht mit dem jungen Chauffeur und einem wohlbeleibten Herrn auf dem Vordersitz des Postautos, fuhren wir durch die Sandpad, direkt hinein in die sinkende Sonne, zum 8 Meilen entfernten Ort Rehoboth. Ich konnte es mir nicht verkneifen, den jungen Fahrer zu fragen:

"Sie sind hier so nahe bei den Goldfeldern. Wäre es denn nicht vorteilhafter für Sie, auch Goldgräber zu werden, auch Ihr Feld abzustecken?"

"Das kommt schon noch!"

Diese Antwort regte meine Phantasie, die durch den absolut nichts verratenden Betrieb am Bahnhof bereits abgeflaut war, aufs neue an. Doch Goldfieber in jedem Menschen und so nahe den Feldern, dann mußte doch wohl etwas daran sein. Der gutgenährte Herr neben mir störte mich auf:

"Na und Sie? Ich hörte, daß Journalisten nicht gerade gut bezahlt werden. Am besten wäre es wohl, Sie würden Ihren Beruf an den Nagel hängen und auch Gold graben. Eine Kollegin von Ihnen, die ebenfalls von Deutschland kam, ist bereits auf den Goldfeldern klebengeblieben."

Wie recht der Mann hatte.

"Sie meinen es gut mit mir, lieber Herr, aber wie ist denn das mit Ihnen selbst?"

"Ich habe mein Goldfeld im Ort Rehoboth, ich bin Kaufmann."

"Ach so! Sie lassen andere graben und sich das Geld von ihnen geben."

Der Herr lächelte nur und widersprach nicht.

Auch im Ort Rehoboth verriet nichts die Nähe des Goldes. Still und friedlich lag das Dorf mit den Lehmhütten der Bastards, mit seinen im Sande spielenden halbnackten Kindern, mit den vielen Bockies (Ziegen), die infolge mangelnden grünen Busches herumliegende Papierfetzen schmausten. Es war nichts zu sehen von den emporschießenden Hotels. Von den zwei alten dort wählte ich das deutsche, aber es war nicht überfüllt. Zwei einzelne Gäste waren bei meiner Ankunft anwesend. Das alles irritierte mich einigermaßen. War denn alles Lüge? Gab es denn überhaupt Gold hier?

"Wie kann ich morgen zu den Feldern kommen?"

"Sie sind von hier ungefähr zwölf Kilometer entfernt. Möglich, daß zufällig ein Auto hier durchkommt, das Sie mitnimmt."

"Und wenn nicht, kann ich dann nicht irgendwo ein Pferd zu mieten bekommen, um dorthin zu reiten?"

"Es gibt keine Pferde zu mieten."

Ich aß zu Abend, Frau Bütow vom Hotel kam auf mich zu:

"Herr Scholl sitzt auf der Veranda, er ist es, der als erster in Rehoboth war und die Goldvorkommen entdeckte. Daraufhin erst setzte der Goldrausch ein. Er wäre derjenige, der Ihnen alle wünschenswerten Aufschlüsse geben könnte. Aber er ist nicht recht zugänglich und gibt die Erlaubnis zur Besichtigung seiner Mine nur sehr selten."

"Stellen Sie mich bitte vor!"

Ein Herr von etwa 55 Jahren, groß und kräftig, etwas beleibt, in einfachem Sportanzug, saß am Tisch. Der Goldkönig! Ich setzte mich zu ihm. Das Gespräch drehte sich erst um allgemeine Dinge und dann um die politische Lage in Deutschland. Man war sich im Laufe des Gespräches etwas nähergekommen, und schließlich wagte ich die Frage:

"Sie fahren noch heute zurück auf Ihre Goldfelder?"

"Ja!"

"Würden Sie mich mitnehmen?"

"Doch, kommen Sie nur mit!"

"Na, Sie haben Glück", flüsterte mir Frau Bütow zu.

Weich und warm war die Luft, die mich umfächelte in der Nacht. Der Mond ließ seine silbernen Strahlen über die ausgedörrte Landschaft schwirren und sie aufleuchten in blendendem Weiß wie Winterlandschaft. Aber greller noch schnitten die Lichter des Autos ihre Bahnen in die Helle des Mondes und rissen hier einen verkümmerten Dornbusch, dort einen knochendürren Kameldornbaum erschreckend schnell und plötzlich aus der Schneelandschaft heraus; der Wagen stolperte über Gräben und Steine, und Herr Scholl erzählte:

"Ich bin vom Bergfach und zeit meines Lebens in demselben tätig. In der Union habe ich schon einige Male Goldvorkommen aufgeschlossen. Zur Ausbeutung der Felder aber benötigte ich Kapital,

und jedesmal bin ich von meinen Geldgebern um die Früchte meiner Arbeit gebracht worden. Das Kapital hat mich ausgeschaltet, mich betrogen. Bei Ausbruch des Krieges besaß ich eine Mine in der Union. Sie wurde mir, dem Deutschen, einfach weggenommen, mich selbst aber steckte man in ein Konzentrationslager.

Hier in Rehoboth hatte schon 1910 die hanseatische Gesellschaft, die im ganzen Lande nach Mineralien prospektierte, Gold festgestellt. Durch den Krieg wurde aber die Erschließung der von der Gesellschaft ausgekundschafteten mineralischen Schätze unterbunden. Nach dem Kriege bildete sich die Windhuker Minengesellschaft, die aber nicht weit kam. Als sie am Ende ihrer Kraft war, trat man an mich heran, und ich pachtete die Felder. Sobald ich mich von dem abbauwürdigen Vorkommen überzeugt hatte, suchte und fand ich einen Geldgeber in der Union und kaufte 1931 die erst gepachteten Felder für 5000 Pfund. Nun konnte ich einige Maschinen anschaffen und die Arbeiten, die sich immer noch nur auf Erforschung der Quantität des Vorkommens erstreckten, intensiver aufnehmen. Aus dieser Zeit, in der ich mich etwas mehr auszudehnen begann, datiert der Rummel, der Goldrausch, das Fieber der Südwester. Sonnabends und Sonntags kamen sie an, in Haufen in ihren Autos, rannten wie wild herum und steckten ihre Felder, bis heute 800 Stück, ab."

"Wie groß ist ein Feld?"

"Es darf nur 400 Meter lang und 200 Meter breit sein. Ist diese vorgeschriebene Länge auch nur um einen Meter überschritten, so kann das Feld von einem anderen übersteckt werden. Und das ist tatsächlich zweimal geschehen. Und Schlimmeres noch. Man hat einzelne Pfähle bei Nacht versetzt, um dann diese Felder, die nun das vorgeschriebene Maß überschritten, überstecken zu können. Um sein Feld zu schützen, muß man heute Wächter bei den Pfählen aufstellen. Am Goldrausch verliert der Mensch den Maßstab für jegliche Moral. Immerhin hat sich hier noch alles in verhältnismäßig gelinden Formen abgespielt. In der Union hat man sich beim Setzen der Pfähle gegenseitig die Schädel eingeschlagen. Das drolligste Intermezzo war hier für mich, als eines Tages ein Junge aus Windhuk vor meiner Türe stand und mich um einige Tafeln zum Abstecken bat. Ich wunderte mich, daß er sich nicht auch noch meine Jungens erbat, um sich die besten Plätze von ihnen zeigen zu lassen."

"Das verstehe ich noch nicht so recht, Herr Scholl, darf denn einfach jeder so ohne weiteres abstecken, soviel er will und wo er will?"

"Man benötigt dazu von der Regierung einen Erlaubnisschein, der nur 2½ Schillinge kostet, aber bei Nichtbenutzung nach einem Monat verfällt. Man kann laut Berggesetz auf jedem Land, auch auf Farmland, abstecken soviel man will. Letzteres geschieht mittels vier Pfählen an den vier Ecken. Die Tafeln sind ganz einfach mit Blei- oder Blaustift beschrieben und geben den Prospektor mit Namen an. Ist das Feld abgesteckt, so sind pro Monat 10 Schillinge, und zwar für die ersten zehn Monate im voraus zu entrichten. Späterhin monatlich. Der Prospektor kann nun sein Feld einfach liegenlassen. Beginnt er aber zu fördern, so hat er nun monatlich 30 Schillinge pro Hektar, das sind 12 Pfund für ein Jahr, Gebühren zu entrichten. Außerdem sind von der Förderung 2½ Prozent an die Landesregierung und 25 Prozent an den Landbesitzer abzugeben."

Ich war einigermaßen enttäuscht über die bürokratische und schematische Einteilung in der Goldgräberzunft. Ich hatte es mir entschieden romantischer vorgestellt. Wir waren auf den Goldfeldern. Doch in der Nacht war außer einigen wenigen gespenstisch in die Lüfte ragenden Masten und Holzgerüsten nicht viel zu erkennen.

Am anderen Morgen stellte mich der Goldkönig seinem Sohn und seiner kleinen Schwiegertochter vor, die, jung vermählt, wohl einst die Nutznießer von des Vaters Lebensarbeit sein werden. Vorerst allerdings leben die zukünftigen Millionäre ganz einfach und bescheiden in einem kleinen Häuschen. Die junge Frau bereitete das Frühstück und verwöhnte und verhätschelte ihren "goldigen" Schwiegerpapa nach Strich und Faden, während ihr Mann, der junge Scholl, nur mit einem kleinen Höschen angetan und beschmutzt, von dem Arbeitsplatz zurückkam.

Aber schon träumen die jungen Menschen von ihrem schönen Haus in Deutschland und, wohl ein bißchen angeregt von meinen Erzählungen, von großen Weltreisen.

Wir besichtigten die Goldfelder. Nichts deutete für mich, den Laien, daraufhin, daß dieser Boden vor mir und unter meinen Füßen, goldhaltig sein könnte. Dürrer Busch und öde Steppe ist hier wie überall in Südwest. Nach einer Seite hin wird der Blick begrenzt durch wildromantische Felsengebilde.

Aber die Steppe ist lebendig. Phantastische Holzgerüste starren in die Luft, lose Gesteinsmassen liegen in hohen Haufen an den Eingängen von Schächten, die unten bereits kreuz und quer vorgetrieben sind und doch erst zur Erforschung des Gesteins dienen. Eine Stampf- und Waschanlage, Lagerräume, ein Laden, eine eigene elektrische Lichtanlage und 200 Arbeiter geben der Schollschen Anlage schon heute das Gepräge einer großangelegten und zukunftsreichen Sache.

"Bald bin ich am Ziel", spricht mit einem gewissen Stolz der sonst sehr bescheiden auftretende Herr Scholl.

"Hier haben Sie einen Stein, er ist hochprozentig goldhaltig." Ganz erstaunt betrachtete ich ihn. Es ist doch alles immer wieder anders als man sich's vorstellt. Es ist nicht etwa ein Goldklumpen, sondern ein grauer, mit viel Grün gemischter Stein, und die kleinen, mir gelb entgegenflimmernden Blättchen sind nicht Gold. Gold sind zwei bis drei, ganz fein, wie eine Nadelspitze auftretende Pünktchen.

Herr Scholl sieht meine Verwunderung.

"Ja, das wird für manchen der 800 Goldfelderbesitzer eine Enttäuschung, für viele wohl auch ein fühlbarer Verlust werden. Die Gewinnung des Goldes erfordert hohe Kapitalien. Der Abbau muß bergwerkmäßig erfolgen, soll er rentabel sein. Das im Bergbau gewonnene goldhaltige Gestein muß in Stampfwerken zu Staub zermahlen und in Waschanlagen ausgewaschen werden. Nicht jeder der 800 Feldbesitzer kann eine derartige Anlage hinstellen, abgesehen davon, daß es lächerlich wäre, für ein oder auch mehrere Felder eine solche Anlage zu errichten. Es kann und wird sich aus dem ganzen Goldfelde, das Sie hier vor Augen haben, nur um die Errichtung eines einzigen Werkes handeln, das allen abbauwürdigen Boden in sich vereinigen wird. Es wird auch auf den anderen Feldern mit wenigen Ausnahmen kaum gearbeitet. Man wartet ab. Und das mit Recht, denn die Gesellschaft, die die Sache hier in Angriff nehmen wird, muß die umliegenden Felder aufkaufen. Dabei wird wohl mancher sein Glück machen, mancher aber auch empfindlichen Schaden erleiden. Jedes einzelne Feld wird auf Goldgehalt geprüft und dementsprechend hoch oder niedrig bewertet werden, unter Umständen vom Kauf überhaupt ausgeschlossen sein. Den Besitzern letzterer können dadurch, wenn sie durch eigene Schürfungen schon hohe Aufwendungen gemacht haben, große Verluste erwachsen."

Wir wanderten weiter auf den Feldern und sahen hier und dort noch kleinere Anlagen, aus Dornbusch errichtete Häuschen und einsame Zelte. Meist aber war der Busch leer, und nur die unscheinbaren Pfähle mit den Tafeln gaben Kunde davon, daß das Land hier herum unter goldhungrige Menschen aufgeteilt war.

"Ich sehe wohl, Herr Scholl, mit dem siebenpfündigen Goldklumpen ist es nichts, aber Sie sprachen vorhin: bald ist es so weit! Wie ist nun das Resultat, was ist die Wahrheit?"

"Die Wahrheit ist, daß das Goldvorkommen im Durchschnitt viel höher ist wie in Johannisburg. Dort erzielte man etwa 12 Gramm aus einer Tonne Gestein und hier ungefähr das Doppelte. Die Sache ist hier nach meinen Erschließungsarbeiten zweifelsfrei. Mein Geldgeber befindet sich zur Zeit in England, da deutsches Kapital nicht zu haben ist, um das nötige Geld aufzubringen. Bald ist es so weit, und dann wird eine Stadt hier entstehen, dann wird es Arbeit geben. Zu erforschen bleibt nur noch die Ausdehnung des Goldvorkommens. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich von hier bis zur Küste in Walfischbai, wo ebenfalls Gold entdeckt wurde, erstreckt. Das wäre eine Strecke

von ein paar hundert Kilometer. Die Richtung der Ader weist darauf hin. Dann aber ist das eine so gewaltige Sache, wie wir sie kaum je auf der Welt gehabt haben. Wenn ich, als mich die Windhuker Gesellschaft rief, erklärt hätte, es gibt kein Gold hier, so gäbe es heute in Rehoboth keine Goldfelder und kein Goldfieber in Südwest."

Mir wirbelte der Kopf. Man glaubt sich gefeit und schließlich packt einem doch der Goldrausch. Ich hätte Herrn Scholl nun ebenfalls die kindliche Bitte stellen mögen, mir schnell ein paar Tafeln zu geben und mir gute Stellen anzuzeigen. Aber ich beherrschte mich trotzdem. Ich sagte den Goldfeldern in Rehoboth und Herrn Scholl mit Familie Lebewohl. Ich habe von den Goldfeldern weiter nichts mitgebracht als ein Paar zerrissene Strümpfe und ein durchlöchertes Kleid, von den heimtückischen Dornbüschen, die mich absolut an diesem Platz festhalten wollten. -

In ganz Südwest sieht man heute mit den größten Hoffnungen nach Rehoboth. Von den Goldfeldern erwartet man die Rettung des zugrunde gerichteten Landes. Die Arbeitslosen, die sich infolge mangelnder sozialer Fürsorge hungernd und verzweifelnd im Lande herumtreiben, hoffen auf ein Unterkommen, die vollkommen brachliegende Wirtschaft neuen Aufschwung, der im Verzweiflungskampf um seine Existenz ringende Farmer vorteilhafteren Absatz seiner Produkte.

Aber wird es nicht wieder eine Enttäuschung werden? Die Mandatsverwaltung hat doch mit Absicht die Kolonie in das heutige Elend hineinmanöveriert, sie will ja gar nicht den Aufschwung des Landes, sondern mit vollem Bewußtsein das Deutschtum an die Wand drücken, um es mürbe und einem Anschluß an die Union geneigter zu machen. Das Land hat in seinen Diamantenfeldern und in seiner Kupfermine in Tsumeb Reichtümer und Arbeitsmöglichkeiten, die der Kolonie einen Wohlstand garantieren würden. Doch beide Industriezentren stehen still, weil es der Mandatsregierung so gefällt, um den Konkurrenten der Union auszuschalten. Wird nicht die Union auch die Erschließung der Rehobother Goldminen hintertreiben, um eine Konkurrenz der Goldminen in Johannisburg und ein Aufleben in Südwest zu verhindern?

Und selbst wenn die Goldfelder abgebaut werden sollten, auch dann noch kann der wahre Südwester nur mit einem nassen und einem trockenen Auge nach Rehoboth blicken. Es ist sein Land, deutsches Land. Aber es wird nur englisches und unionistisches Kapital sein, das hineingesteckt wird, und in fremde Hände wird der Gewinn aus den Goldfeldern fließen.

Und noch von einer anderen gewissen Gefahr spricht man hier. England und die Union würden nun wohl erst recht nicht die Kolonie zurückgeben wollen, zumal man munkelt, daß die Goldminen in Johannisburg in 10 Jahren erschöpft sein sollen.

Für Deutschland steht diese Frage nicht zur Debatte. Deutschland schachert nicht um Gold. Ob das Land nun arm oder reich, es ist deutsches, zu Recht erworbenes Land.

Elftes Kapitel

Die Buschmänner, eines der ältesten Urvölker, am Aussterben • Die letzten Exemplare in Südwest • Das Tierparadies im Norden des Landes • Wenn der Herrscher des Busches wie Donner grollt, dann schweigen alle Kreaturen.

"Die Buschmänner sind eines der ältesten Urvölker der Welt und werden in 50 Jahren ausgestorben sein. Die letzten Exemplare sind noch in der Kalahari, im Osten, einige auch im Norden von Südwest und im Betschuanerland zu finden. Sie sind sehr scheu, und wenn sich ein Weißer und ein wilder Buschmann auf seinem Territorium treffen, so bleibt einer von ihnen auf dem Platz. Ihre vergifteten Pfeile treffen sicher und töten unfehlbar."

Solche und ähnliche Erzählungen stachelten meine Neugierde an. Während der langen Bahnfahrt durch die dürre Buschsteppe nach dem Osten zog alles über **die Buschmänner** Gehörte durch meinen Sinn.

Der Buschjäger: bis auf die Waffen noch ziemlich unberührt von europäischer Kultur.

Sie gelten für eines der ältesten uns bekannten Völkchen der Erde. Nach einer Version stammen sie von Urvölkern Afrikas, nach einer anderen sollen sie von Europa, über Frankreich, Marokko, Ägypten und durch die Sahara nach dem Süden Afrikas gekommen sein. Die Buschmannszeichnungen, die auf diesem Wege festzustellen sind, belegen den Zug. Sehr originell sind diese Zeichnungen und Leben und Bewegung ist in ihnen, so daß man sie kaum für tausendjährige Arbeiten, sondern für moderne, schnell hingeworfene Skizzen eines gewandten Zeichners halten möchte. Wenn man die Buschmänner sieht, so kann man ihnen kaum die Herstellung zutrauen. Sie selbst erkennen sie heute nicht mehr als ihre Arbeiten, was man auf einen Niedergang ihrer Kultur zurückführt. Nun machen sich neuerdings Meinungen geltend, die Buschleute wären in Wirklichkeit nicht die Urheber der nun so lange als Buschmannszeichnungen bekannten Werke, sondern Menschen arischer Herkunft. Ich kann hier nicht untersuchen, ob die Buschmannszeichnungen wirklich Zeichnungen von Buschmännern sind, aber nachdem ich das Völkchen kennengelernt habe, fällt es mir schwer, daran zu glauben. Ich weiß nur, daß diese primitiven Menschen bis vor kurzem noch wie in der Steinzeit lebten. Ihre Pfeile sind heute noch aus Stein oder Knochen, und wo sie sie nun aus Metall herstellen, zeugt das davon, daß sie bereits mit europäischer Zivilisation in Berührung kamen.

Ihre Hütten von ungefähr 1,20 Meter Höhe und Tiefe stellen sie grottenartig aus Baumästen zusammen und überdecken sie mit trockenem Gras. Ein Kral aus Dornbüschen darum soll vor Raubtieren schützen. Ihre Kleidung besteht aus einem Lendenschurz, gegebenenfalls noch aus einem Rückentuch von weichgeklopftem Wildleder. Das weibliche Geschlecht trägt seinen Schmuck in Form von Ketten aus Straußeneierschalen.

Ein Buschmannsdorf umschließt eine Familie und hat ungefähr 10 bis 15 Hütten. Jedes einzelne Familienmitglied, außer den ganz kleinen Kindern, hat seine eigene Behausung. Es ist allerdings auch nicht sehr schwierig Buschmanns-"Häuser" zu bauen. Auf einem holzreichen Gebiet ist der Bau an einem Tag erledigt. Jede Niederlassung hat ihr genau begrenztes Jagdgebiet, und wehe dem, der im Eifer bei der Verfolgung eines Wildes die Grenze überschreitet. Kein langes Gericht, sondern ein vergifteter Pfeil des Nachbarstammes ahndet erbarmungslos das Verbrechen.

Männer und Frauen sorgen zu gleichen Teilen für die Ernährung der Familie. Am frühen Morgen zieht das Volk aus, die Männer auf die Jagd mit Pfeilen und Schlingen, die Frauen mit ihren Sammelfellen in die Büsche und Steppe, zum Sammeln von Nahrungsmitteln. Hier suchen sie nach wilden Früchten, nach eßbaren Wurzeln und Knollen, nach Vogeleiern, aber auch nach Fröschen, Eidechsen, Raupen und viel anderem ähnlichen Getier. So ziemlich alles, was da kreucht und fleucht, wird mitgenommen und am heiligen Feuer, das nie ausgehen darf, soll es nicht Unglück bringen, geröstet oder gebraten.

Ackerbau und Viehzucht kennen die Buschmänner nicht. Sie sind ein Jägervolk, das einmal da, einmal dort, aber immer innerhalb der ihm gezogenen Grenzen, seine Hütten aufstellt. Der Umzug erfordert auch weiter keine Umstände, da jeder Buschmann seinen Besitz mit Leichtigkeit zu tragen vermag.

So dürftig und primitiv das Volk auch ist und lebt, so hat es, wahrscheinlich aus seinem natürlichen Instinkt heraus - der dem verbildeten Europäer abhanden gekommen ist - begriffen, was zur Erhal-

tung und zur Erstarkung der Rasse wichtig und notwendig ist. Ein Säugling, der nicht recht emporkommen will und siech und krank erscheint, wird nach einem Beschluß der älteren Frauen ohne weitere Umstände begraben. Dasselbe geschieht mit einem Kind, dessen Mutter bei der Geburt stirbt, wenn nicht zufällig eine andere Frau vorhanden ist, die das Kind zu nähren vermag. Tiermilch kennt das Jägervolk nicht und kann daher einen Säugling ohne Mutter nicht aufziehen. Dem gleichen, in der Ausführung gewiß grausamen, dem Volke aber dienenden Schicksale verfällt das Kind, das zur Welt kommt, bevor das vorhergegangene in der Lage ist, sich von der rauhen Feld- und Jägerkost zu nähren. Der Buschmann zieht hier eine notwendige und gewiß harte Konsequenz. Er steht vor der Wahl, infolge Nahrungsmangels entweder beide Kinder zu verlieren, günstigstenfalls aber zwei Schwächlinge heranzuziehen, oder aber das neugeborene zu opfern und aus dem älteren einen kräftigen und widerstandsfähigen Menschen zu erziehen. Und er wählt aus seinem Urinstinkt heraus das zur Erhaltung seiner Rasse am zuträglichsten, das letztere.

Zeigt der Buschmann in diesem Falle einen sicherlich nur instinktmäßigen Weitblick, so sündigt er durch seine Blutrache an dem Bestand seiner Rasse und trägt selbst zur Vernichtung derselben bei. Ganze Sippen werden dadurch mitunter ausgerottet, die Männer getötet, die Frauen in Gefangenschaft hinweggeführt und - geheiratet.

Doch die Dezimierung des Buschmannstammes ist nicht so sehr durch die Blutrache bedingt als durch den Umstand hervorgerufen, daß der Buschmann von der anderen Menschheit, ob weiß oder schwarz, bis vor kurzem nicht als Mensch anerkannt, sondern wie Freiwild gejagt und getötet wurde. Die Hereros, die Namas, die Ovambos, sie alle trachteten ihn auszurotten, um sich seine Jagdgründe zu sichern und anzueignen, und es gab eine Zeit, da südafrikanische Staaten unter weißer Herrschaft einen Preis für jede Buschmannsnase aussetzten. Daher ist es wohl nicht verwunderlich, wenn manch heimtückischer Pfeil aus irgendeinem Hinterhalt, hier und dort, schwarze aber auch weiße Menschen niederstreckte.

Das Vordringen der schwarzen und weißen Rasse hat sie ferner immer weiter aus ihren fruchtbaren und wildreichen Gebieten zurückgedrängt, hinein in die Wüste und in Länderstrecken, die beinahe keine Existenzmöglichkeiten mehr bieten. Man schätzt die Zahl der heute noch lebenden Buschleute auf ungefähr 2500 - 3500, die auf ein Gebiet von ungefähr 60 000 Quadratmeilen verstreut sind. In 50 Jahren schon, so berechnet man, werden vielleicht die letzten Exemplare noch als Seltenheit zur Schau gestellt werden. Von einem Stamm kann dann kaum mehr gesprochen werden. Die Buschleute stehen auf dem Aussterbe-Etat.

Ich kam in der kleinen Hauptstadt des großen Bezirkes Gobabis an. Ein Lastwagen brachte mich zu einem Farmer, in dessen Nähe sich Buschleute aufhielten und der sie zusammenzutrommeln versprach. Und sie kamen an, am nächsten Tag, einige mit europäischen Kleiderfetzen, andere in ihr Wildlederfell in ursprünglicher Art gekleidet. Die Frauen prangten im Schmuck ihrer Straußeneierschalen, trugen aber auch schon den nicht eigentlich zu ihnen gehörigen Metall- und Perlenschmuck. Klein von Gestalt, mit zierlichen Händen und Füßen, schlichen sie schüchtern heran. Ihre gelbe Hautfarbe und die schlitzförmigen Augen setzten mich einigermaßen in Erstaunen und schienen mir eher auf asiatische als afrikanische oder europäische Abkunft schließen zu lassen, welcher Eindruck durch die plattgedrückte breite Nase noch verstärkt wurde.

Steif und still und ersichtlich etwas ängstlich standen sie beim Photographieren. Als aber der Farmer zur Belohnung Tabak, Zucker und Streichhölzer in ihre Sammelfelle gab, da wurden sie lebhaft und gaben ihrer Freude in einer von mir noch nie gehörten, sonderbaren Ursprache Ausdruck. Es ist für einen frischimportierten Europäer kaum möglich, sich unter den dumpfen schnalzenden Lauten eine geordnete Menschensprache vorzustellen; er wird vielmehr von unartikulierten Lauten sprechen. Und doch ist sie ersteres, wenn auch in einfachster Form. Ein Europäerkind, das in der Umgebung von Buschleuten aufwächst, kann sie ohne weiteres erlernen und beherrschen. Nicht so leicht ein Erwachsener.

Das Völkchen verschwand. Der Wagen, der mich abzuholen kam, lief an. Ich winkte zurück zu meinen Gastgebern - da plötzlich ein Ruck, ich flog nach vorne, ein Schlag, zersplittertes Glas umklirrte mich, und Blut floß über mein Gesicht. Ich war mit dem Kopf durch die Scheibe des Wagens gerannt. Der Wagen war gegen einen Pfahl des Zaunes geprallt. Breit und höhnend klaffte der freie Torraum neben uns. Das allseits so gerühmte Windhuker Bier hatte mir seine angezweifelte Güte mit tüchtigen Kratzern und Schrammen ins Gesicht gezeichnet und bewiesen.

Meine Reise führte mich weiter nach dem Norden, und am Guinassee hatte ich endlich Gelegenheit, ein kleines Buschmannsdorf mit seinen grottenähnlichen Hütten zu sehen. Die Bewohner waren arm wie Kirchenmäuse. Außer Bogen und Pfeil, deren Besitz sie jetzt - zur Schonzeit des Wildes - leugneten, die sie aber doch wohl irgendwo versteckt hielten, war ihr wichtigstes und hauptsächlichstes Eigentum ihre Tabakspfeife und ein Kochtopf, früher selbstgefertigt aus Ton, heute zuweilen aus Metall. Vor ihren Hütten, hinter dem Dornbuschkral hockten sie auf ihren Beinen am Feuer, die älteren Personen mit ihrem typischen, von eigenartigen Hautfalten umgebenen Bauch - die Vorratskammer dieser Menschen. Unglaubliche Mengen von Lebensmitteln vermag der Buschmann zu vertilgen, so daß schließlich die in Falten gelegte Haut am Leib sich straff spannt. Tagelang kann nun der Mann ohne Nahrungsmittel auskommen, bis der Bauch schließlich wieder zusammenfällt und die groben Falten ihn wieder umgeben. Die weise Natur hat auch hier ein Mittel gefunden, der armen dürftigen Kreatur, die sich nicht recht selber zu helfen vermag, beizustehen. Nicht alle Tage ist dem Buschmann das Jagdglück hold. Ein andermal wieder schleppt er ein Großwild nach Hause. Um es vor der hier rasch einsetzenden Verwesung zu schützen, verzehrt er es sofort mit Stumpf und Stiel. Die Vorratskammer ist gefüllt für einige Tage und bis dahin findet sich schon wieder irgend etwas Genießbares.

Trotz aller Primitivität soll das Volk nach dem Missionar Dr. Vedder, der als bester Kenner der verschiedenen Eingeborenenrassen gilt und der auch die Buschmänner eingehend studierte, eine ganz eigenartige Poesie und einen reichen Schatz an Sagen und Märchen haben. Dr. Vedder sagt:

> "Kein Volk südlich vom Kunene, Okavango und Sambesi hat so viele Mythen, Sagen und Märchen als dies dürftige Völkchen, das seinen Besitz mit einer Hand aufzuheben vermag. Kaum eine Naturerscheinung gibt es, über deren Entstehung und Bedeutung es nicht eine Mythe oder ein Märchen zu erzählen wüßte. Die Entstehung von Berg und Tal, Fluß und Feld, Quelle und Kluft, Baum und Strauch, Tier und Mensch, Gewitter und Regen wird in ausführlichen Erzählungen behandelt. Wären sie alle gesammelt, so ergäbe sich daraus eine Buschmannsphilosophie sonderbarster Art, deren besonderem Reiz sich der Leser gewiß nicht verschließen könnte, und die die geringe Meinung, die mancher von den Buschmännern hegt, gewiß zu ihren Gunsten umgestalten würde."

Eines Morgens früh ratterte der Wagen auf steinigen, holperigen Buschwegen hinein in die dürre Wildnis. Kleinere Böcklein schlugen mit ihren Läufen den klippenreichen Boden und verschwanden im ausgetrockneten Gestrüpp. Ein vereinzelter Strauß stelzte auf seinen langen Beinen, mit schwankendem Körper, eilig davon. Das war für die kurze Fahrt reichlich viel Getier.

Wir stiegen aus und standen nach einigen Schritten am Guinassee. Das war das erste offene Wasser, das ich in Südwest, ausgenommen von Brunnen gespeisten Viehtränken, sah. Kein Wässerchen fließt in Südwest, kein Bächlein, kein Flüßchen zur Trockenheit. Leere, sandige Flußbette gähnen. Und hier war wirklich Wasser. Zwar blinkte es nur in dumpfer stahlblauer Farbe herauf, denn es lag tief in steile Felsenwände eingebettet, und kein Strahl der Sonne ließ es aufzittern in Licht und Glanz. Einst lag der Wasserspiegel viel höher. Drei Jahre Trockenheit haben das Wasserniveau in Südwest bedeutend gesenkt. Der Guinassee hat einen Bruder, nur etwa 15 Kilometer von hier. Sie sind die einzigen Seen, die das Land hat. Doch ist ihre räumliche Ausdehnung nicht sehr groß, die Spiegelfläche entspricht der Größe eines Gewässers, das wir Teich nennen. Aber vielleicht rechtfertigt ihre unendliche Tiefe den Namen See. Beide Seen stellen ein Wunder in Südwest dar.

Wir gingen weiter. Schwarze Menschen begegneten uns. Auf einem kleinen Kaffernklavier klimperte einer der Ovamboneger. Da bot er es plötzlich einem meiner Begleiter zum Kaufe an.

"Was willst du haben?"

"5 Schillinge!"

"Du bist ein Jude!"

Empört fuhr der Schwarze auf und er verwahrte sich ganz energisch dagegen, ein Jude genannt zu werden. Der Grund ist nicht der, daß die Neger vielleicht eine Ahnung hätten von der zur Zeit die Welt bewegenden Judenfrage. Nein! Aber sie haben das ausbeutende Wesen des Juden während ihrer Arbeitszeit in der Kupfermine in Tsumeb bereits sehr unangenehm am eigenen Körper verspürt. Die Glanzzeit dieser Mine war für jüdische Handelshäuser durch skrupellose Übervorteilung des schwarzen Arbeiters ein ergiebiges Erntefeld.

Endlich hatte sich der Mann beruhigt. Er führte uns eine Strecke weit zu einer Viehtränke und erklärte dann:

"Hier ging gestern der Löwe in die Falle."

"Es ist alles ausgetrocknet, kein Wasser in der Steppe, deswegen kommen sie so nahe heran zu den Tränken, so nahe zu den Menschen", sprach ein Weißer. Ich betrachtete die eiserne Falle, die aufgestellt die Höhe eines Menschen erreichte und den dicken Baumstamm, an dem sie hing und mit denen beiden zusammen (4 Zentner Gewicht) der König der Tiere schmerz- und wutbrüllend noch 500 Meter weit gerast ist. Er trieb die Eingeborenen auf die Bäume in namenlosem Schreck durch sein zornbebendes Gebrüll, der Herrscher der Steppe.

Man hat ihm ein Grab gemacht, nachdem der Weiße ihn abgeschossen und die Trophäe, das Fell, mitgenommen hatte - ein Grab mit Steinen beschwert, und Schwarze umstanden es.

"Wohin hat der Weiße den Löwen getroffen?"

Da zeigten sie alle auf ihre Nase. Es war ein komisches Bild, und auch ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren, obwohl ich innerlich verärgert war. So nahe lag der Schauplatz von Tsumeb, und man hatte nicht daran gedacht, den Besuch aus Deutschland, der nie mehr im Leben Gelegenheit haben würde, dergleichen zu sehen, gestern schon mitzunehmen. Doch ein Gedanke tröstete mich. Ich würde ja noch viel Wild sehen, herdenweise auf freier Bahn in der Etoschapfanne.

Wieder holperte der Wagen eines Nachmittags hinein in den Busch. Am Steuer saß Pg. Linde und im Wagen mein liebenswürdiger Gastgeber in Tsumeb, Herr v. Blomberg, Herr Heinzelmann und meine Wenigkeit. In uns beiden letzteren brannte das Jagdfieber. Herdenweise wollten wir sie zur Strecke bringen, die Tiere auf freiem Feld. Zwar hatten wir kein Gewehr mit, denn die Etoschapfanne ist Wildreservat, und Jagen ist dort verboten. Aber wir zückten schon unternehmungslustig unsere Kameras; auf die Platten wollten wir sie bannen, sie so erjagen, und ich freute mich unbändig, daß wir sonst keine Waffe mithatten, ich bin nicht sehr für die Knallerei.

Wir kamen an den Otikotosee, den Zwillingsbruder des Guinassees, dessen Wasser ebenfalls in Felsen eingebettet ist, doch lange nicht so tief liegt. Vor 25 Jahren noch diente das Wasser dem Wild zur Tränke. Heute aber ist es auch über einige Meter Felsentiefe von ihm nicht mehr erreichbar.

"Hier herum gibt es eine Menge von Spuckschlangen, die ein giftiges Sekret nach Feinden und Beute verspritzen, ihre Opfer beinahe unfehlbar in die Augen treffen, sie dadurch blenden."

Die Fahrt ging weiter durch knochendürren, ausgetrockneten Busch. Auf verknorrten Ästen saß hier und dort ein Nashornvogel, mit einer mächtigen, den ganzen Körper beherrschenden Schnabelnase. Sonst aber erschien der Busch still und tot in der Nachmittagshitze. Um 5 Uhr erreichten wir die Farm Hartmann, auf der wir, was bei der großzügigen Gastfreundschaft hierzulande selbstverständ-

lich ist, unseren Kaffee tranken. Leider vergaß man mir zu sagen, daß Herr Hartmann einer jener sieben tapferen Reiter ist, die beim Hereroaufstand am 28. Januar 1904 im nahen Fort Namutoni 500 Ovambos, die sich mit ihren südlichen schwarzen Brüdern im Kampfe gegen die Weißen vereinigen wollten, zurückschlugen. Sonst hätte ich wohl einiges von ihm zu erfahren versucht.

Wir hatten zu lange bei unserem Kaffeeklatsch verweilt, es dämmerte kurz nach unserer Weiterfahrt. Im Busch wurde es grau, und es knackte hier und dort. Plötzlich aber krachte und polterte es. Ein Tier, das mir riesengroß erschien, mit grauem Fell und mindestens 1 Meter langen, hochgestellten und leichtgeschweiften Stangen, brach durch.

"Ein Gemsbock!"

Ein Gemsbock? Na, was sich hier so Gemsbock nennt. Sollte auch die graue Dämmerung die Umrisse etwas verzerrt haben, bestimmt war das Tier so groß wie ein Pferd.

Der letzte Widerschein der unterm Horizont verschwundenen Sonne tauchte die blendendweißen zinnengekrönten Mauern und die wehrhaften Türme der stolzen einstigen deutschen Feste Namutoni im nördlichsten Zipfel des Landes in rosenrotes Licht, als wir ankamen. Ein englischer Polizist trat aus einem kleinen Häuschen und prüfte unsere Erlaubnisscheine zur Betretung des Wildreservates. Er fand sie in Ordnung und war nun sehr liebenswürdig.

"Ist noch Wild in der Pfanne?"

"Das ist es immer, Tag und Nacht!"

"Wollen wir heute noch hineinfahren?"

"Natürlich!"

In mir fieberte die Erregung nach diesem gewiß einzigartigen Erlebnis. Der Polizist stieg zu uns in den Wagen. Wir fuhren durch den Festungshof und bogen rechts ab. Es dunkelte bereits stark, als wir nach etwa einem Kilometer eine große ebene Fläche vor uns erkannten und dort - dort, eine Herde von Tieren. Der Wagen raste auf sie zu, die noch verhofften und dem sonderbaren Untier entgegenstarrten. Dann aber stoben sie plötzlich auf und davon, Hunderte von Zebras. Aber es war zu spät. Sie hatten die Kraft und die Schnelligkeit des neuauftauchenden Tieres unterschätzt. Unser Wagen brauste hinein mitten unter sie, und die schwarz-weißgestreiften Tiere mit ihren rundlichen, gut genährten Hinterleibern sprühten auseinander, nach rechts und links. Wir folgten einem Trupp und jagten ihn vor uns her und überholten einzelne zum Greifen nahe. Schade, daß die vorgeschrittene Nacht es nicht mehr erlaubte, zu photographieren. Herr Linde am Steuer hielt das Rad fest in Händen, faßte diesen und jenen Trupp, fuhr halsbrecherische Schleifen und Kurven, über die wir uns zu anderer Zeit wohl entsetzt hätten. Aber hier waren wir alle im Banne dieser Jagd. Diese gespannte Elastizität der wie Seide glänzenden Tiere, diese schnelle Wendigkeit, die gesammelte Kraft!

"Halt! Halt!" brüllte plötzlich der englische Polizist. Mit knapper Not konnte Herr Linde den Wagen noch auffangen vor einem dunklen Buschstreifen, der sich nun auch schon steil und hoch wie eine schwarze Mauer vor uns aufbaute.

"Für heute ist es genug, es wird zu dunkel!"

"Ich kann Ihnen Zimmer im Fort für die Nacht zur Verfügung stellen", bot uns liebenswürdig der Polizist an.

"Danke! Wenn die Herren Lust haben, ich möchte lieber hier, vor der Feste, im Freien übernachten."

Der freundliche Polizeimann ließ durch seine schwarzen Jungens sofort vier Matratzen heranschleppen. Mit Decken waren wir versehen. Für den Engländer war unsere Anwesenheit eine willkomme-

ne Ablenkung. Einsam und verloren liegt das Fort Namutoni nahe an der Grenze des portugiesischen Angola. Nicht viele Europäer verirren sich hierher.

"Meine Gesellschaft ist das Wild des Busches und oft spazieren die Löwen an meinem Fenster vorüber", erzählte er bei Lampenschein und Teegebräu. -

Die Lampe war erloschen; tiefe Atemzüge von nebenan verrieten mir den Schlaf eines der Herren. Die Nacht war lau und der Halbmond übergoß die Landschaft mit freundlichem Schimmer. Weiße Wolken zogen, verdeckten die Sterne und enthüllten sie wieder. Meine Sinne aber lauschten hinein in das ursprüngliche Leben des nächtlichen Busches, in die lebendige Wildnis, die mir Gottesschöpfung näher brachte. Nachts lebt der Busch! Beinahe wie Hundegebell klang das absonderliche Gekläff der Zebras und ein immerwährendes Getrappel gab Kunde von den Herden, die vorüberstampften. Hin und wieder nur schnoben sie, wie Pferde tun. Das schrille Gelächter der Hyänen gellte unangenehm aus den hunderterlei anderen Tönen, aus dem Wispern und Raunen und Scharren und Bellen und Schnauben und Quietschen - die Nacht ist lebendig, lebendiger als der Tag. Herr Linde, links von mir, erhob sich vorsichtig, um nicht zu stören und ging weg; ging weg und kam nicht wieder. Ich lag wach im Lauschen der Natur, stundenlang - ist Herrn Linde etwas zugestoßen? Soll ich die anderen wecken? Doch er kam.

"Ich hatte Angst um Sie."

"Ich habe das Wild belauscht. Herdenweise ist es ganz nahe an mir vorübergestreift. Ich gehe wieder fort!"

"Und ich gehe mit!"

Der Mond war überzogen von Wolken und es war reichlich dunkel, als wir nun erst an der Mauer des Forts und dann am Abfluß der Quelle, am Wassergraben entlang tasteten. Diese wunderbare Quelle, einzig in Südwest, ist der Ursprung und die Seele des Tierparadieses hier. Dumpf auf grollte der Boden von den Hufschlägen einer Zebraherde. Hin und wieder blinkte das Wässerchen im Graben wie ein Lichtstrahl auf. Die zwei einzelnen Palmen am Grabenrand lispelten leise, wie träumend.

Schwarze Schatten bewegten sich vor uns, standen am Graben, wanderten auf und ab und hin und her und durcheinander. Wie auf Kommando machte das Ganze plötzlich halt, eine überraschende Kehrtwendung, und ab fegte die Gnuherde, uns aus Rache Staub und Schmutz mit den Hinterläufen entgegenwirbelnd. Und oft standen wir still und dann dröhnte der Boden vor und hinter uns von dem Getrappel der Wildherden, doch sie kamen nicht nahe; kaum konnten wir ihre dunklen Schatten in der Ferne erkennen, drehten sie auch schon bei und weg waren sie. Ihre feine Witterung spürte uns.

"Am besten, wir setzen uns hinter einen Busch!"

Wir saßen lange! Ferne von uns, unten und oben am Graben - wir hörten es nur an Geräuschen - befand sich Wild. Die Mitte des Grabens, unser Standpunkt, blieb frei, obwohl wir, nun von Busch gedeckt, kaum sichtbar sein konnten. Ein leises Geräusch hinter uns störte uns auf. Wir wandten beide den Kopf und blickten in zwei rötlich gelbe Lichter, die zu uns herüber starrten und geräuschlos sich vorsichtig näherten.

Donnerwetter! Man beschleicht uns! Wir machten in der ersten Überraschung eine Bewegung, das Tier einen Satz rückwärts, die grellen, unheimlichen Augen waren verschwunden. Aber es dauerte nicht lange, die unangenehmen Lichter tauchten wieder auf. Das Tier, dessen Körperumfang in der Dunkelheit nicht zu erkennen war, blieb hartnäckig. Es hatte es auf uns abgesehen. Kein Zweifel, die Augen funkelten tückisch und verlangend und schlichen neuerdings näher. Na, so still und gottergeben will ich mich doch nicht auffressen lassen. Ich richte mich auf und will eben das Tier anbrüllen, da setzte es über einen Busch hinweg, fort.

"Was war es?"

"Das ist der Dunkelheit wegen schwer zu sagen, es könnte ein Leopard gewesen sein!"

"Wir wollen lieber gehen. Stundenlang sitzen wir schon hier, das Wild meidet uns."

Einige Meter weit waren wir gewandert, da zerriß ein durchdringender Schrei die mehr oder weniger dumpfen Laute der Nacht. Alles schien den Atem anzuhalten, es war unheimlich totenstill. Dann aber ertönte ein teuflisches Gelächter, ein wahnsinniges Freudengeheul. Ein Tier war geschlagen - ohne Zweifel. Eine Antilope - ein Zebra vielleicht. Aber ich konnte nicht glauben, daß ein Löwe oder ein Leopard darüber ein derartiges Gebrüll veranstalten würde, ich dachte vielmehr an Hyänen, die in Erwartung des Abfalles dieses mark- und beindurchdringende Geheul anstimmten.

Als wir uns wieder unter der Decke streckten, ging es wie leises Grollen durch den Busch, das allmählich anschwoll. Und schließlich brüllte und donnerte es, hier und dort, nah und fern im Busch. Es schien um uns herumzuschleichen und es gellte und tobte hinein in den grauenden, sonst stillen Morgen. Wenn der Herrscher des Busches wie Donner grollt, dann schweigen alle Kreaturen. -

Am Morgen stiegen wir auf den Turm der Feste, um die Etoschapfanne übersehen zu können. Herden von Straußen und Springböcken tummelten sich friedlich zusammen, weitab äste eine Gnuherde, große Antilopen traten eben aus dem Busch und zogen dem Wassergraben zu. Eine anziehende Zebraherde meldete sich durch eine aus dem Busch aufsteigende Staubwolke an. Wild war an allen Ecken und Enden der viele Kilometer langen Etoschapfanne.

Auf zur Jagd!

Langsam pirschte der Wagen erst an eine **Zebraherde** heran. Vollgas! Doch ungleich gestern warteten heute die Tiere nicht erst auf uns, sondern trollten schon auseinander, bevor wir in eine Nähe kamen, die ein brauchbares Negativ ergeben hätte. Wir konnten immer nur einige aufs Korn nehmen, und die verstanden es meisterhaft, uns in ein Gelände hineinzuführen, das uneben und hügelig war und auf dem der Wagen abgestoppt werden mußte, wollten wir nicht Hals und Bein brechen. Schadenfroh stoppten dann auch die Zebras, sahen sich um und grinsten hämisch. Sie waren ebenbürtige Gegner auch dem Auto gegenüber. Und erst die **Springböcke,** diese zierlichen und feingezeichneten Tiere. Wie von Federn geschnellt sprangen sie in die Höhe, oft senkrecht und über ihre Brüder und Büsche hinweg, ein wundervolles Bild. Auch sie hielten uns zum Narren. Ehe wir nur einigermaßen aufzuholen vermochten, hatten sie schon den erspähten, schützenden Busch erreicht. Weniger intelligent erschienen mir die **Gnus.** Zwei abgesprengte Tiere verfolgten wir Kilometer um Kilometer auf schönster ebener Fläche. Sie verstanden es nicht, sich unebenes Gelände oder rettenden Busch zunutze zu machen, sondern liefen stur in gleicher Richtung in die Ebene hinein, immer vor uns her, und als wir sie einholten, schalteten auch sie noch ihren letzten Gang ein. Wir holten auf und die Tiere, ihr Letztes gebend, schwenkten nicht etwa ab, sondern brausten weiter an unserer Seite, in ganz gerader Richtung immerzu, bis wir uns von ihnen lösten. Die **Strauße** ließen uns überhaupt nicht an sich herankommen, sie gaben Fersengeld schon in weiter Ferne.

Stundenlang pirschten wir herum mit Eifer und Lust. So zu jagen macht Freude. Das Wild zu sehen, friedlich äsend, oder in höchster Kraftentfaltung das Weite suchend, ist eine Augenweide. Und wenn auch das Zebra geringschätzig grinst, ich sehe lieber in die lustigen und etwas hämisch zwinkernden als in die anklagenden und weidwund brechenden Augen eines Tieres.

Zwölftes Kapitel

Abschied von Südwest • Portugiesisch-Angola, Raum ohne Volk • Quer durch Angola • Per Esel von Farm zu Farm.

Ich stand am Kai von Walfischbai und ich konnte kaum mit meinen Armen die Blumen fassen, die mir die lieben Südwester zum Abschied mitgegeben hatten. Es war schön in dieser Kolonie. Die Gastfreundschaft ist sehr groß und die Menschen waren so lieb zu mir. Und doch bin ich so müde wie nie zuvor. Südwest war sehr anstrengend. Ich war im äußersten Norden und Osten und ein Stück im Süden und jeden Tag machte ich Touren, abends dann Gesellschaft, da war man so begierig etwas zu hören - über die Heimat, über unseren Führer, und ich erzählte und es wurde spät beinahe jeden Abend. -

Ich kam nach Swakopmund zurück und mußte in aller Eile die Berichte fertigschreiben, da war nicht ein Tag zur Erholung. Nun war ich am Dampfer, ich mußte zurück nach Angola, denn ich wollte nicht den allgemein üblichen Weg um das Kap herum und die ausgetretenen Pfade der Touristen nach Ostafrika benützen und wählte deshalb den Weg quer durch den Kontinent über Angola und belgischen Kongo, durch tiefstes Afrika. Auf der Fahrt am 12. November kam das Ergebnis der Wahl an Bord geflogen, das Ergebnis, das die Welt aufhorchen ließ. 95 Prozent Ja-Stimmen, das ganze Volk hinter dem Führer, die Welt schien den Atem anzuhalten. Und es zog mich mit tausend Fäden zurück zu dem geeinten Volk. Ich wollte streiken und mit dem Schiffe schnurstracks nach Hause fahren. Jedoch der Verstand schalt mich fahnenflüchtig. Alle unsere geraubten afrikanischen Kolonien wollte ich besuchen, ich mußte auch Ostafrika noch sehen. Ich verließ das Schiff in Lobito.

Meisterhaft verstehen es die Portugiesen, ohne Arbeit aus ihren Kolonien Geld zu schlagen, aber nicht nur von den schwarzen Eingeborenen durch hohe Kopfsteuern, sondern auch von weißen Besuchern. Für jedes Land, das ich bis jetzt bereiste, galt das Visum zugleich für Einreise und Aufenthalt. Nicht so in Portugiesisch-Angola. Ich mußte für die paar Wochen Durchreise ein "Titulo", eine besondere Aufenthaltsbewilligung haben, die, der Kern der Sache, neben dem Visum noch einige englische Pfunde kostete. Und ihre Beschaffung wurde eine große, sehr wichtige Angelegenheit. Photographieren lassen, natürlich, der Photograph will auch leben (ich hatte doch meinen Paß), von einem Beamten zum anderen laufen - Wartezeit - warum etwas einfach machen, wenn es kompliziert auch geht.

Aber endlich war doch mein Titulo mit einem meterlangen Papierstreifen als Anhängsel zur Eintragung der Postenchefs fertig. Der Weg war frei, doch nicht ohne Hemmungen, denn in jedem Ort sollte ich mich melden. Der Wagen surrte entlang an dem herrlichen Hafen von Lobito, der eben von einer deutschen Firma ausgebaut wurde, hinauf in vielen Windungen, durch eigenartige Kakteenwälder und üppigste Tropenvegetation in das Hochland von Angola. Stunde um Stunde sauste der Wagen hindurch, durch herrliche Vegetation, durch Baumbestände, grüne Almenwiesen, mit Blumen übersät, und kein Mensch, weder schwarz noch weiß, begegnete uns, kein Dorf, keine Ansiedlung, kein bebautes Feld unterbrach das paradiesische Grün, das kommt und geht, ungenützt! Raum ohne Volk!

Und das Land ist so schön mit seinen Bergen, ansteigend bis zu 2400 Meter Höhe. Sein Hochplateau, zwei Drittel der Längsausdehnung, hat ein herrliches Klima, Europäern zuträglich. In manchen Teilen gedeihen sogar neben subtropischen Früchten auch Birnen, Äpfel, Wein und europäisches Getreide. Ebenso ist das Land auch für Viehzucht geeignet.

Schön war der Tag! Die Sonne brannte hernieder vom westafrikanischen Tropenhimmel. Drückende Atmosphäre ließ meine Pulse höher schlagen und mich keuchend stillstehen auf dem steilen, steinigen Pfad aufwärts. Ich bin erstaunt und ein bißchen verärgert über mich selbst. Ich bin doch viel in den bayerischen Bergen herumgestiegen; diese Schlappheit kannte ich doch sonst nicht. Als Ant-

wort sandte mir die senkrecht über mir stehende Sonne ihre Strahlen mit verdoppelter Macht auf meinen mit dem Tropenhelm bewehrten Kopf: "Du bist aber auch nicht 50 Grad nördlicher Breite, sondern beinahe am Äquator, und hier in diesen Regionen herrsche ich."

In diesen Regionen herrschst du, ich fühle es und ich beuge mich. Aber ich stelle fest, daß diese ob ihres gesunden Klimas so sehr gepriesenen Hochländer den Europäer immerhin noch mehr anstrengen als das heimatliche Klima.

Mein Blick schweifte hinauf zu dem deutschen Pflanzerhaus, das von oben wie eine Burg hineinschaut in das Tal. Rote Rosen und leuchtende Blüten lachten mir am oberen Pfad, am Eingang zum Hofe, entgegen. Es ist prächtiger Besitz, den ich betrete.

"Hier das Gästehaus, früheres Wohnhaus, habe ich zuerst erbaut. Es trägt aber auch das Merkmal des Erstlingswerkes an sich. Später, fußend auf den Erfahrungen, ging es schon besser. Sie wissen doch, daß hier jeder Siedler sein eigener Architekt, sein Maurer, Zimmermann, sein Schmied ist; daß er sein Haus, vom Ziegelmachen angefangen bis zu den Möbeln selbst baut und einrichtet, den größten Teil seiner Werkzeuge selbst verfertigt?"

Ich weiß es und es ist dasjenige, was mich immer wieder von neuem in Erstaunen setzt. Wie würde mich zu Hause ein Mensch empört mustern, dem ich zumuten würde, sich sein Haus selbst zu bauen? "Wie kann ich das, ich habe es nicht gelernt", so würde er fragen.

Sie alle hier haben es nicht gelernt und sie zimmern sich ihre Möbel und bauen sich ihre Häuser und mitunter schöne und prächtige. Ich trat hinaus auf den söllerartigen Anbau, der beinahe über dem Abgrund hing. Und ich hatte eine herrliche Aussicht hinunter in das Tal, auf **die geraden Reihen des Sisals,** die den Hanf für Taue und Seile ergeben und auf die grünbewaldeten ansteigenden Berge im Hintergrund.

"Hier war Busch und Urwald, ich habe ihn gerodet und das Land urbar gemacht."

Man fühlte den berechtigten Stolz über seine Pionierarbeit aus diesen Worten klingen.

"Doch das war nicht immer leicht. Aber es war nicht die Arbeit, die mir Kummer und Sorge und schlaflose Nächte bereitete, es war das Geld, um das sich alles dreht. Ich bin natürlich tief in Schulden und einige Male schien es, als könnte ich nicht mehr weiter, müßte das mühsam Aufgebaute verlassen. Heute glaube ich über dem Berg zu sein. Der Sisalschnitt beginnt in allernächster Zeit, eben baue ich meine Fabrik zur Aufbereitung, sie kostet noch viel Geld, aber die Ernte beginnt ja jetzt. Es ist kaum daran zu denken, eine Sisalpflanzung unter 200 000 Mark aufzuziehen. Zu ihr benötigt man ja auch mindestens 3000 Hektar Boden."

Wir machten einen Gang durch die Pflanzung, durch die weiten Fluren, vom jüngsten kleinen Sisal bis zum üppigsten schnittreifen. Schwarze Arbeiter säuberten mit ihren Hacken die Kulturen, legten neue Pflanzungen an oder gingen hinter dem mit 10 Ochsen bespannten Pflug einher. Mich bewegte schon lang eine Frage:

"Ich sah in Ihrem Hause ein Bild des Führers, ich hörte aus Ihrem Mund die Begeisterung für das neue Reich, für das Vaterland überhaupt. Was trieb Sie fort von zu Hause, hinaus in die Fremde, ins Ausland?"

"Ich kämpfte im Kriege auf feindlichem Boden und später noch in Schlesien um das Vaterland. Was aber dann in Deutschland folgte, erfüllte mich mit Ekel. Das Nachkriegsregime vertrieb mich aus der Heimat. Und noch etwas. Meine Vorfahren waren Landwirte und in mir, obwohl ich Städter bin, kreiste das Blut des Landwirtes, die Sehnsucht nach eigenem Grund und Boden. Zu Hause blieb er mir versagt, hier habe ich ihn." Liebevoll umfaßte sein Blick seine Felder.

"Gut, Herr M., Sie sind ehrlicher, begeisterter Deutscher. Doch was denken Sie, was aus Ihren Kindern und Kindeskindern hier wird, so losgelöst von der Heimat? Können sie, die keinen Kontakt

mehr mit Deutschland haben, in so ganz andere Verhältnisse versetzt sind, wirklich Deutsche bleiben, deutsch fühlen und denken?"

"Selbstverständlich werden meine Kinder zur Erziehung nach Hause geschickt. Noch mehr! Als letztes Ziel schwebt es mir vor, durch meine Arbeit hier mir den Grundstock zu verschaffen, meine Kinder wieder in Deutschland ansiedeln zu können, deutsche Bauern sollen meine Kinder werden."

Neben der Freude über diese Worte schlich doch ein leises Bangen mit einher. Die Lage der Siedler ist heute nicht gerade rosig. Manch deutscher Siedler hatte schon ähnliche ideale Ziele, sie aber zum Schlusse nicht verwirklichen können. Viel deutsches, wertvolles Blut verrinnt in aller Welt und geht dem Vaterlande verloren. Wie viele Deutsche haben sich doch nach dem Kriege auf unserem Erdball zerstreut. Gerade deswegen müssen wir unsere eigenen Kolonien haben, um das schäumende deutsche und oft beste Blut, das hinausdrängt in alle Welt, nicht versickern und aufgehen zu lassen in allen möglichen Völkern. Sammelbecken für dieses wertvolle Blut sollen unsere Kolonien werden, es auffangen und zusammenschließen zu einer kompakten, widerstandsfähigen, rein deutschen Gemeinschaft, die in ständiger Verbindung, in stetem Austausch geistiger und materieller Güter mit der Heimat steht. So nur kann dieses Blut dem Deutschtum erhalten bleiben.

Licht ist der Busch! Schirmakazien breiten ihre leichten Schatten über uns, und riesige Farngräser zittern am Rande des steinigen Weges, auf dem unsere Esel dahinstolpern.

"Es ist mir sehr unangenehm, Ihrer Frau so unerwartet ins Haus geschneit zu kommen, Herr S."

"Keine Sorge, fast alle Besucher kommen hier unerwartet. Infolge der weiten Entfernungen, der Lage inmitten des Busches und des Fehlens des modernen Nachrichteninstrumentes, des Telephons, ist eine Anmeldung hier sehr zeitraubend und umständlich und Besuche sind überhaupt selten. Daher freuen wir uns doppelt über jeden unerwarteten Gast, der in unsere Einsamkeit und Abgeschnittenheit hineingeschneit kommt und etwas Abwechselung in das eintönige Alltagsleben bringt."

Aufjaulte plötzlich Krischan, der mir mit seinem Herrn vorantänzelte, in melancholischen, herzbrechenden Tönen, und Lotte, die Faule, die ich nur mit Mühe vorwärts bringen konnte, stimmte kräftig mit ein, so daß es ihren Körper erschütterte. Zum Heulen reizt dieses Eselskonzert. Und dabei blieb Lotte stehen, stocksteif und bockbeinig. Ich versetzte ihr ein paar Hiebe. Da drängte sie hinein in den Busch, in der offenbaren Absicht, mich abzustreifen. Nein, meine Liebe! Ich lasse mich nicht durch Dornbusch schleifen, oder meine Beine festklemmen. Du mußt! -

"Einundeinehalbe Stunde reiten wir nun von meinem nächsten Nachbar bereits. Aber da unten ist nun auch mein Haus. Es ist freilich keine Burg wie bei Herrn M. Sie werden sich hier bescheiden müssen. Mein Haus ist nur klein, aus Lehm gestampft und mit Gras gedeckt."

"Aber es sieht entzückend aus unter den Akazien und paßt so gut in die Landschaft; es ist einfach romantisch."

"Romantisch? Für einen Besucher mag unser Leben hier romantisch erscheinen. Für uns selbst bedeutet es härtesten Kampf, Anspannen aller Kräfte und zähes Durchhalten. Es kommen Rückschläge, Zeiten der Gefahren, der Verzweiflung und Depression. Wir führen denselben Kampf um unsere Existenz wie die Menschen zu Hause auch, nur daß hier noch verschärfende Umstände hinzukommen. Der nervenzerstörende ständige Ärger mit den unzuverlässigen Schwarzen und das zermürbende Tropenklima."

"Aber als Entschädigung dafür fühlen Sie sich hier als unumschränkte Herrscher, als kleine Könige, die die Enge und die Gebundenheit der Heimat nicht mehr ertragen könnten."

"Das ist so, wenn man erst so weit ist, daß man sorgenlos in die Zukunft sehen kann. Ich habe Gott sei Dank heuer auch meine erste ergiebige Ernte von meiner Kaffeepflanzung."

"Welche Kultur ist denn ertragreicher, Sisal oder Kaffee?"

"Jeder Pflanzer schwört natürlich auf sein Produkt, aber maßgebend zur Wahl derselben ist doch die finanzielle Seite. Eine Kaffeepflanzung kann immerhin mit dreißigtausend Mark angelegt werden, während zur Anlage einer Sisalpflanzung Hunderttausende gehören. Nicht jedermann ist in der Lage, dieses Kapital aufzutreiben. Ich meinesteils bin ganz zufrieden mit meinem Kaffee. Sehen Sie, wie er blüht und Früchte trägt."

Weite Felder mit schnurgeraden Reihen von Kaffeebäumchen lagen vor mir. Mit weißen Blüten waren einige besät, wie mit Schnee bedeckt. Andere trugen grüne oder auch schon rote, reife Kirschen. Man konnte sich eine ungefähre Vorstellung machen, welche Arbeit, Mühe und Plage es kostete, aus dem wilden Busch diese ausgedehnten, mustergültigen Kulturen hervorzubringen.

Wieder ritt ich hinein in den Busch. Hinter mir trottete ein schwarzer Junge mit meinem Köfferchen. Still war die Welt um mich her in der tropischen Nachmittagssonne. Kein Vogel, kein Tierchen ließ sich im Dickicht blicken und selbst die Poribäume schienen in tiefem Schlaf zu liegen, kein Säuseln in ihrem Laub, kein Lispeln. Vor mir am Firmament aber zog es auf wie eine schwarze Mauer, drohend, unheimlich. Der Busch ist tot und langweilig; ich beginne leise zu summen und schließlich schmettere ich das Deutschlandlied hinein in die afrikanische Wildnis. Und dann stieg es wieder auf in meiner Brust, das leise Weh, die Sehnsucht, die mich in letzter Zeit so oft gepackt hatte. Heimat, wie bist du so weit!!

Du neues, großes, heiliges Deutschland, Deutschland des herrlichen Opfermutes und Aufbaues, du Deutschland des grandiosen 12. November. Wie leises Plätschern nur erreichen mich die Wellen all dieser Geschehnisse durch die Entfernung und ich sehne mich doch nach ihrem unmittelbaren Pulsschlag, nach diesen brausenden, rauschenden, mitreißenden Akkorden. Du neues Deutschland, wie bist du so weit?!

Ich komme auf eine Lichtung. Eingeborenenmaisfelder grünen und schwarze Frauen arbeiten. Eine Schar schwarzer kleiner Dickwänste balgt sich am Boden. Ich komme ihnen näher. Da stieben sie kreischend auseinander, flüchten über Stock und Stein, überpurzeln sich und heulen auf, während sie sich mit entsetzten Augen umsehen in gräßlicher Angst vor dem weißen Gespenst.

Der Busch hüllt mich neuerdings ein. Es wird schwarz wie anbrechende Nacht, und die Stille wird unheimlich. Plötzlich flammt der Himmel vor mir auf, ein Feuerstrahl zerreißt die dunkle Mauer in zwei Teile und nun brüllt und tobt es. Der Himmel lodert, die Luft erzittert und bebt, und auf die Erde prasselt der Wolkenbruch.

Der leuchtende Schein der Blitze reißt aus der grauen Dämmerung, gespenstisch grell und unwirklich, hier die steile Säule eines Termitenbaues wie einen drohend erhobenen riesigen Zeigefinger, dort die verdrehten Arme eines verkrüppelten Poribaumes, wie ein grauenerregendes Ungeheuer in den Vordergrund. Und nun brennt der ganze Himmel, und inmitten des Feuers sinkt unter Splittern, Donnern und Krachen die Krone eines Baumes zu Boden. Krischan steht steif, mit entsetzten Augen, und mich hat es etwas im Sattel emporgehoben. Es ist die Hölle los! Es ist schauerlich schön, aber es wird ungemütlich. Vor einigen Tagen erst wurde in diesem Gebiet eine Frau vom Blitz erschlagen und jedes Jahr fordert hier der tötende Strahl einige Menschenopfer. Der schwarze Junge geht gebückt, nicht von der Last, sondern vor Angst, neben mir den Weg. Aber er geht freier mit jedem Schritt. Das Gewitter verzieht sich, der Regen läßt nach, es wird etwas heller.

Ich komme auf eine Farm, der adelige Besitzer ist nach Hause gereist, der Assistent lädt mich zum Kaffee ein und zeigt mir dann seine Arbeiten, die er nach der Abreise seines Herrn in Angriff genommen hat, ein halbfertiges Wirtschaftsgebäude und eine Mühle, die er, alles in allem, den Mühlstein miteingeschlossen, selbst erdacht und hergestellt hat.

Ich mußte weiter. Der Assistent ritt mit mir. Die beiden Esel gingen unwillig über eine große halbfertige Brücke, unter der tief unten ein breites Gewässer toste und schwarze Arbeiter hämmerten.

"Die Brücke schafft mir viel Arbeit, aber nun ist sie bald fertig."

"Auch die Brücke noch? Muten Sie sich nicht zuviel zu? Neben der Pflanzung, dem Bau der Wirtschaftsgebäude, der Mühle, auch noch die Brücke."

"Das macht Spaß! Doch zu etwas anderem. Wissen Sie von dem Unglück des Farmers, zu dem Sie jetzt reiten?"

"Ich habe schon etwas gehört, doch erzählen Sie!"

"Alle Kaffeebäume sind ihm erfroren. Auf den Rat anderer Menschen hin und seinem eigenen Glauben nach, daß ein außergewöhnlich kaltes Jahr, das so schnell nicht wiederkehren würde, schuld daran sei, pflanzte er neuerdings seine Bäumchen und sie sind ihm ein zweites Mal erfroren."

"Und nun ist er am Ruin?"

"Es geht der Familie sehr schlecht, sie hat oft kaum das Notwendigste zum Essen. Aber wenn andere am Ruin wären, Herr F. ist es noch nicht. Er hat sich nach diesen zweimaligen Schicksalsschlägen wieder aufgerafft und ohne Mittel noch einmal den Kampf begonnen. Er hat sofort seine gesamten vernichteten Kulturen unter den Pflug genommen und Mais gesät. Wenn das Schicksal ihm nicht noch einen Streich spielt und ihm Heuschrecken schickt, die nicht an Kaffee, wohl aber an Mais herangehen, so kann er sich, da hier zweimalige Ernten möglich sind, vorerst über Wasser halten und nebenbei seine Kaffeepflanzung in frostfreiem Gelände, das er noch zur Verfügung hat, langsam wieder anlegen. Jedenfalls ist er um viele Jahre zurückgeschlagen und zur Zeit geht es ihm sehr schlecht. Und dabei sind sie prächtige Menschen, beide, die Frau ein Kamerad, wie man ihn sich nur wünschen kann. Um etwas Bargeld hereinzubringen, setzte sie sich hin, schaffte Entwürfe für Kronleuchter, Möbel, Spielzeug, Puppenzimmer und -küchen, die sie in ihrer kleinen Schreinerei mit Hilfe eines Schwarzen ausführt und die von den Deutschen gerne gekauft werden. Und zwei reizende Kinder haben sie, Sie werden ja sehen."

Wir saßen um den Abendtisch und ich freute mich über das heitere Wesen der so schwer geprüften Menschen. Sie trugen ihr Schicksal tapfer.

"Es ist nicht üppig, was wir Ihnen vorsetzen können. Mais ist unsere Hauptnahrung, Mais, der auf den eigenen Feldern wächst."

Eine große Schüssel voll von jungen gekochten Kolben kam auf den Tisch. Ich habe Maiskolben, mit Butter bestrichen und mit Salz bestreut, in Amerika zum erstenmal versucht und sie ganz gerne gegessen - aber jeden Tag Maiskolben - tapfere, zähe Menschen.

"Wollen wir heute zur Feier des Tages nicht einmal schwarzen Tee trinken?"

"Bitte nicht meinetwegen!"

Sie trinken sonst also Buschtee. Nach Tisch zog mich Frau F. in eine Ecke.

"Sie wissen um unser Unglück? Aber gerade unsere Not hat uns den Glauben an das Gute im Menschen, den Glauben an den deutschen Menschen wiedergegeben. Es wäre für uns unmöglich gewesen, ganz allein und aus eigener Kraft uns noch einmal emporzuarbeiten. Aber es wurde uns die Hilfe unserer benachbarten Landsleute in einem Maße zuteil, die überwältigend und ergreifend ist. Wir erhielten Pflüge und Ochsen zu unserer Arbeit und sogar die Maissaat von ihnen. Der und jener schickte uns Lebensmittel. Und meine Arbeiten verkaufe ich an Deutsche in der ganzen Umgebung. Ich habe Bestellungen sogar aus Lobito. Alle haben sie nun Bedarf an Möbeln, die sie doch sonst selber machen, an Kronleuchtern, Spielzeugen für die Kinder - sie kennen unsere Not - und deswegen können wir nicht verzagen und werden wir nicht untergehen."

Da wurde es auch in meinem Innern warm. Das versöhnte etwas mit dem sonst im allgemeinen in den Kolonien üblichen Zwiespalt, dem Neid und der Mißgunst. Wenn es darauf ankommt, dann

stehen sie doch zusammen in Treue, in Not und in Tod, das bewiesen die Kolonialkriege und beweist mir neuerdings der Fall F. in Angola.

- Nova Lissaboa! Neu-Lissabon! Ein stolzer Name! Es rührt und regt sich in dem Ort, inmitten Angolas. Seit der Eröffnung der Transkontinentalbahn, von Lobito, der Westküste, durch Angola, Belgischen Kongo und Rhodesien zur Ostküste Afrikas, nahm Neu-Lissabon einen gewaltigen Aufschwung. Daran aber hat Portugal nur ein geringen Teil Verdienst, denn die Bahn ist von einer englischen Gesellschaft erbaut. Ohne Bahn würde heute die Welt von Nova Lissaboa kaum etwas wissen, ja, es würde wahrscheinlich nicht einmal existieren, sondern als Huambo, als Negerdorf, weiter im Busch träumen.

Ich war mit einem Farmer zusammen Gast bei einem deutschen Geschäftsmann. Er kennt das Land von seinen Autofahrten so gut wie seine Heimat.

"Es gibt noch Menschenfresser im Norden des Landes. Ich kenne diese Stämme sogar", so erzählte er.

"Harmlos sind die Neger hier gewiß nicht, das habe auch ich erfahren", so meinte der Pflanzer, Herr v. H. "Auf meinem Landgebiet lebte ein Zauber- und Medizinmann, und unerklärliche Todesfälle häuften sich. Unzweifelhaft Vergiftungsfälle. Meine Arbeiter wurden nervös und ängstlich und sie traten mehrmals an mich heran, bezichtigten den Medizinmann als Täter und baten mich, sie von ihm zu befreien. Nach einem neuerlichen Todesfall sah ich mich dann wirklich gezwungen, ihn aus meinem Gebiet auszuweisen. Aber er wich nur der Gewalt. Vor meinem drohenden Revolver suchte er schließlich das Weite. Alles begann aufzuatmen, alles schien in schönster Ordnung. Einige Zeit war verstrichen, da verspürte ich eine sonderbare Müdigkeit in meinen Gliedern, sie wollten nicht mehr recht gehorchen. Der sonderbare Anfall ging vorüber; ich dachte an irgendeine Krankheit. Doch nach einigen Tagen stellte sich derselbe Zustand, verstärkt und mit Lähmungserscheinungen wieder ein. Da kam mir plötzlich der Gedanke: Die Rache des Medizinmannes, Vergiftung! Ich frug meinen schwarzen Boy, ob es möglich wäre? Gelassen gab er mir zur Antwort: 'Das kann schon sein.'

'Was kann ich da tun?'

'Ihm zuvorkommen, bevor er dich tötet, ihn unschädlich machen.'

'Auf welche Weise?'

'Zu einem anderen Zauberer gehen.'

'Und das kostet?'

'Einen Ochsen oder zweihundert Angolares.'

Sie haben also feste Tarife. - Wir sind in Afrika, manchmal vergißt man es in seinem Heim. Plötzlich wird es einem wieder unangenehm zum Bewußtsein gebracht."

Warum die Abschweifung jetzt? Ich frage ein bißchen atemlos:

"Na und - - - -"

Er lächelt: "Sie sehen, ich lebe noch. Übrigens, darf ich Sie auf meine Farm einladen?"

"Schön, ja, ich danke!"

Der Wagen sauste auf der schnurgeraden roten Straße, die in wunderschöner Farbenharmonie mit dem satten Grün des Urgrases an ihren Rändern stand, weiter nach dem Osten, tiefer hinein in den afrikanischen Kontinent. Und Land zog vorüber, Hügelland mit lichtem Busch, Meile um Meile, ohne daß auch nur eine Negerhütte zum Vorschein kam.

Abgelegen, einsam liegt die Farm im Busch. Zwei kleine Hündchen begrüßten uns stürmisch bei unserer Ankunft, und die bronzenen Gesichter der Boys strahlten wirkliche Freude aus über die Rückkunft ihres Herrn. Aber auch ein Weißer stand zum Willkommengruß am Hause. Als der etwas schüchterne Mann weggegangen war, erklärte mir Herr H.: "Dieser Deutsche hier hat mit zweihundert Angolares (ca. 24 Mark) angefangen, sich erst ein Schanzihaus (Eingeborenenhütte) gebaut und langsam, Stück für Stück des Bodens gerodet und bebaut. Heute hat er bereits ein nettes Steinhäuschen und einige Tausende von Kaffeebäumchen. Andere Menschen dagegen sind mit fünfzigtausend Mark herausgekommen und mit nichts wieder nach Hause gegangen. Man kann gewiß Pech hier haben, aber im Grunde genommen hängt das Vorwärtskommen eines Menschen doch meist von seiner Tüchtigkeit und Fähigkeit ab, hier sowohl als in der Heimat."

Durch einen Läufer schickte mein Gastgeber meinen Titulo 20 Kilometer weit zu dem nächsten Postenchef zur Unterschrift. Doch der braune Bursche kam wieder mit einem Schreiben des hochwohlgeborenen Herrn Chef, er könnte mir seine Unterschrift und seinen Stempel nicht geben, da ich in Lubito falsche Angaben über meine Route gemacht hätte, durch die ich mich sogar strafbar gemacht hätte. Bumbs!

Ich wußte zwar nicht, inwiefern ich falsche Angaben gemacht hätte, denn ich befand mich in gerader Linie von Lobito nach dem Belgischen Kongo, aber der Herr Postenchef hatte es festgestellt, da muß es schon so sein. Na, dann muß ich eben auf die Ehre verzichten, dann hat zu meinem Leidwesen der portugiesische Staat den ellenlangen Streifen für die Unterschriften umsonst angehängt, mir kann's egal sein.

Herr v. H. hat Sorge durch seine Pflanzung, ein Teil seiner Kaffeebäume ist ihm erfroren und ein anderer Teil ist von der Läusekrankheit befallen. Ein Rundgang durch die Pflanzung zeigte mir die von Reif verbrannten und von Läusen zerfressenen Bäumchen. Etwas abseits im lichten Busch stieg leichter Rauch empor. Vier kleine schwarze Knirpse saßen malerisch um ein Feuer. Ein blutiges Messer hielt einer von ihnen in Händen und ein ganz dürres Tierkörperchen schmorte in der Glut. Bei unserem Näherkommen sprangen die nackten Kleinen auf und schienen Willens, die Flucht zu ergreifen. Wir beruhigten sie durch Zurufe und traten näher. Da hatten die kleinen Übeltäter irgendwo im Dorf einen mageren ausgehungerten Köter geklaut, ihn getötet und saßen nun mit begeisterten Gesichtern um ihren Hundebraten am Feuer. Über ihnen, auf einem hohen Poribaum, schaukelte ganz leise ein zwei Meter langer Baumstamm, ein Bienenkorb oder -kasten, von Negern angebracht, wie man sie überall in Angola irgendwo im Busch hängen sieht.

"Vor ein paar Jahren noch war das Wachs aus diesen ausgehöhlten Stämmen einer der Hauptausfuhrartikel Angolas, den Honig bekam man geschenkt. Ich selber habe in den ersten Jahren meiner Ansiedlung Wachs von den Eingeborenen aufgekauft und Tausende dadurch umgesetzt. Heute sind die Preise für diesen Artikel derart niedrig, daß nichts mehr damit anzufangen ist", sagte der Pflanzer.

Früh geht der Farmer zu Bett. Ich saß noch lange wach in meinem Zimmer. Leise rauschten die Blätter der Mangobäume vor meinem Fenster. Der Vollmond schickte mir einen feinen silbernen Strahl durch eine Ritze des Vorhanges, er zitterte über meine Hand, spielerisch, zärtlich - das sollst du nicht, du lieber Geselle - die Sehnsucht wecken - die Sehnsucht nach der Heimat. Rhythmischer Trommelschlag und Negergesang drang dumpf und stumpf über Busch und Urwald in die Tropennacht. Du alter Zauberer, auch die Neger bestrickst du mit deiner magischen Gewalt. So oft du wiederkehrst im vollen, hellen Schein, huldigen dir die Schwarzen mit Gesang und Tanz die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen bestieg ich den Zug zur Weiterfahrt. Langsam fährt er, und auf jeder Station hält er eine halbe Stunde oder noch länger. Das Brennholz für die Lokomotive muß eingenommen werden. Auf hohen Gestellen ist das Scheitholz aufgestapelt und wird von Schwarzen in den Tender geworfen. Und im Wagen sind durch diese Heizungsart die Bänke und das Gepäck von einer dicken Aschenschicht bedeckt. Lebhaft geht es auf manchen Stationen zu. Ankommende Neger werden

von ihren wartenden Angehörigen oft mit großem Freudengeheul begrüßt. Die meisten Passagiere sind Neger. Daher ist der Verkehr auf den Stationen echt afrikanisch. Nur wenige Weiße mischen sich mitunter ins Getriebe. Ein Deutscher stieg auf einer der Stationen ein, ein Ingenieur, ich kannte ihn bereits. Vier Wochen war er erst im Lande, da hatte er sich schon die Schlafkrankheit geholt, jene furchtbare Seuche, die ganze Länderstriche Afrikas entvölkert hat.

"Kommen Sie vom Arzt?"

"Ja, eine zweimonatige Spritzkur muß ich durchmachen, jedes Jahr, fünf Jahre lang, dann erst sind die Schlafkrankheitsbazillen wirklich abgetötet."

Das ist ja abscheulich, denke ich, und nun will ich selbst durch ein ganz schlimmes Schlafkrankheitsgebiet im Belgischen Kongo. Außerdem war ich in letzter Zeit immer so sehr müde. Ich werde doch nicht -

"Wie macht sich die Schlafkrankheit im ersten Stadium bemerkbar?"

"Durch leichtes Fieber, durch **Schlaflosigkeit** und durch Melancholie."

"Wie, durch Schlaflosigkeit?"

"Im ersten Stadium, ja. Wenn der Kranke dann einmal die Neigung hat zu schlafen immerzu, dann ist die Krankheit schon weit vorgeschritten und unheilbar."

Eine Fliege summt im Wagen, sie setzt sich auf das Glas des Fensters. Eifrig zeigt der Ingenieur mit dem Zeigefinger nach ihr.

"Das hier ist eine Schlafkrankheitsfliege, die Überträgerin der schrecklichen Krankheit."

Ich kann sie gut betrachten, sie ist nur wenig größer als unsere gewöhnliche Stubenfliege, etwas länger, aber schlanker, und in der Farbe etwas heller, ins Grau gehend. Der Ingenieur hat sie, als sie in den Wagen fliegen will, voller Wut mit seiner Zeitung niedergeschlagen.

"Ja, Afrika läßt nicht mit sich spaßen! Ich kannte eine deutsche Farmersfamilie, Eltern, zwei Söhne und eine Tochter. Der Vater ist durch einen Hundebiß an Tollwut gestorben, die Tochter an Schwarzwasserfieber, und vor ein paar Wochen wurde einer der Söhne auf der Büffeljagd von einem wütenden Tier getötet. Und das alles ereignete sich innerhalb weniger Monate. Die Mutter und ein Sohn blieben übrig, aber auch letzterer schwebte infolge eines Schlangenbisses bereits einmal in Lebensgefahr. Das ist Afrika!"

"Sind Sie in Ihrem Unmut über Ihr eigenes Unglück nicht doch etwas ungerecht diesem Lande gegenüber? Ist das wirklich gerade Afrika? Ich denke dieses furchtbare Schicksal der Familie ist eine Häufung von Unglücksfällen, wie sie hin und wieder auch zu Hause auftreten. Es gibt doch viele Familien, die schon jahrzehntelang hier sind, in denen sich nichts ereignet hat und die wirklich gesund sind."

"Sie haben recht. In Deutschland gibt es wieder andere Krankheiten und Unfälle, die hier nicht oder kaum vorkommen. Was fordert allein der Verkehr in den Großstädten für Opfer!"

Der Herr stieg aus, allein saß ich in meinem Abteil und blieb es die Nacht durch und bis an die Grenze des Kongo.

Dreizehntes Kapitel

Belgischer Kongo. Im Herzen Afrikas • Ein "Spaziergang" am Quellfluß des Kongo, Krokodile nehmen Reißaus • Der Besuch der giftigen Mamba im Zimmer • Wilde Elefanten.

"Ich spreche nicht französisch", so sagte ich an der Grenze des Belgischen Kongo zu dem Zoll- und Einwanderungsbeamten.

Angeblich sprach er weder englisch noch deutsch. Und das kann nicht stimmen. Hier an der großen Transkontinentalbahn muß er zumindest englisch sprechen. Ich bin darüber verärgert und bemühe mich nun auch gar nicht, meine paar Brocken französisch zusammenzusuchen und zu kauderwelschen, sondern erkläre kategorisch: "Ich spreche nicht französisch!"

Der Koch des Zuges in seiner weißen Haube kam in das Büro. Der Beamte frug ihn, ob er nicht deutsch spreche. Er verneinte, und eine große Empörung über diese Zumutung überhaupt lag in dem aufbrausenden Tonfall seiner Worte. Doch er konnte angeblich auch nicht Englisch. Haß und feindselige Stimmung schlug mir hier ganz offen entgegen, an der Kongogrenze. Ein Flame ließ sich endlich herbei, mir in gutem Deutsch zu Hilfe zu kommen, und er bestätigte mir, was ich vermutet hatte, daß es ganz unmöglich wäre, daß keiner dieser Menschen hier deutsch oder englisch spreche.

Ich hatte eine deutschfeindliche Einstellung schon in der Küstenstadt Angola gespürt. In großen Lettern machte ein Reisebüro für Touren in den Belgischen Kongo Propaganda. Doch der Herr belgische Konsul, dessen Hauptbeschäftigung das Tennisspiel war, mußte es sich erst noch überlegen, ob er mir überhaupt auch nur ein Transitvisum geben könnte. Ich traf ihn, nachdem ich am Vormittag vergeblich versuchte, ihn zu erreichen, am Nachmittag bereit, zum Tennisplatz zu gehen, und deswegen war er sehr ungnädig und erklärte, mir das Visum vorerst nicht geben zu können, da er erst alle Paragraphen durchsehen müsse, ob es überhaupt möglich sei. Ich hatte den Eindruck, als müßte er über diesen Fall große Bände wälzen.

Ich mußte dem Herrn aber leider das Ultimatum stellen, mir allerspätestens bis zum nächsten Abend Bescheid zu geben, da ich bei Nichtausstellung eines Visums den morgen ankommenden Dampfer um das Kap herum benutzen müßte. Dieses Drängen ärgerte den gnädigen Herrn wieder gewaltig, und er meinte, wenn ich keine Zeit hätte zu warten... Es fiel diesem Ichmenschen gar nicht ein, sich nur ein bißchen in meine Lage zu versetzen. Versäumte ich den morgen fahrenden Dampfer und bekam das Visum nicht, dann mußte ich sechs Wochen in Lobito sitzen, während es sich bei ihm um einen Federstrich oder um eine klare Entscheidung, ja oder nein, handelte. Ich bekam das Transit, aber nur durch Verwendung Deutscher. Er wollte mir seine Größe und Macht zeigen. Er hat mir aber im Gegenteil den Beweis seiner Kleinheit gegeben, die es nötig hat, durch Wichtigkeit verdeckt zu werden. Wirkliche Größe ist bescheiden und liebenswürdig, nicht prahlerisch aufdringlich und schikanös.

Ich saß allein in meinem Abteil. In gemächlichem Tempo zog die Bahn hinein in ursprüngliches Afrika, durch endlosen, undurchdringlichen Urwald, entlang an Flüssen und tiefen Schluchten, über Berge mit Aussicht auf unendlich bewaldete Höhen - ungenütztes Land, zum großen Teil noch unerforscht. Der Zug hielt in langen Zwischenräumen, schwarze Menschen stiegen ein und aus. Aus dem kleinen Stationsgebäude trat der schwarze Vorstand und gab das Zeichen zur Abfahrt. Ich stand auf der Plattform. Der Glutregen aus dem Kamin fiel über mich her wie ein sprühendes Feuerwerk. Plötzlich entlockte es mir einen leichten Schrei. Ein Glutstückchen hatte mir ein Loch in den Arm gebrannt. Ich mußte mich wieder ins Innere des Wagens zurückziehen. Man riskierte draußen in Brand gesetzt zu werden. Ich mußte mich wundern, daß nicht mehr Brände durch die Speisung der Maschinen mit Holz entstanden. Ein grandioses Feuerwerk genoß ich bei einbrechender Nacht. In hohem Bogen flammte der Glutregen empor und stäubte auseinander und zog neben uns her wie Millionen kleiner Leuchtkäferchen.

Bukama! Ich war im tiefsten Afrika, im Belgischen Kongo. Von hier führt keine Straße, keine Eisenbahn mehr weiter nach dem Norden. Und nun mußte ich in dem Ort zehn Tage auf den Kongo-

dampfer warten, der mich forttragen sollte am Lualaba, einem Quellfluß des Kongo, nach dem Norden. Bukama ist der Sitz eines Bezirksamtes, ist Dorf - aber ein europäisches Dorf, spießbürgerlich, provinzlerisch, eine Profanierung der Urnatur rund herum.

Ich wohne im Hotel, was sich hier so Hotel nennt. Das Zimmer hat einen aus Benzinkisten verfertigten Tisch, ein Bett und ist sonst nackt und kahl. Dafür aber kostet es mit Verpflegung 12 Mark pro Tag. Das ist Innerafrika! Es war Mittag. Stechende, unerträgliche Sonne war draußen und brütende Hitze im Zimmer. Ich hatte mich zur Mittagsrast hingelegt. Mein Blick war zur Türe gewandt, an deren unterem Ende ein handbreiter Raum klaffte, und ich war starr vor Staunen. Ein schwarzer glänzender Schlangenleib wand sich durch den Spalt herein ins Zimmer, langsam und wie selbstverständlich. Eine schwarze Mamba, ein sehr giftiges Biest. Sie kam näher heran. Ich war gebannt vor Überraschung. Sie hatte mich noch nicht gesehen und nahm ihren Weg weiter. Ich liege noch ruhig, doch das Herz beginnt zu hämmern. Nichts, gar nichts hatte ich zur Hand, mit dem ich dem Tiere zu Leibe rücken und mich wehren konnte. Keine Waffe, nicht den mindesten Stock oder ein Kamerastativ, wie auf meiner Reise um den Erdball. Die modernen Kleinkameras machen sie überflüssig.

Und sie ist sehr gefährlich, die niedliche Kleine, die sich ausgerechnet mein Zimmer zu einem Ausflug auserkoren hat. Es stirbt beinahe jeder von ihr gebissene Mensch, selbst bei schnellster Hilfe. Mein Puls hämmert, mein Gehirn arbeitet gespannt und zwingt sich zu klarem Überlegen:

Sie hat dich noch nicht bemerkt, ruhig liegenbleiben, dann wird sie nicht gereizt. Doch die Schlange kriecht weiter, dem Bett zu, immer näher. Das hielten meine Nerven nicht mehr aus, und auch der Verstand erklärte nun deutlich und kategorisch: Laß sie nicht zu nahe kommen, noch kannst du vielleicht flüchten, ihr auskommen!

Ich richtete mich mit einem Ruck empor, da schnellte auch die Schlange hoch mit Kopf und Vorderleib, einen halben Meter, kerzengerade. Ihr Kopf schwankte hinüber und herüber, und sie züngelte gegen mich, und ihre Augen funkelten tückisch. Und ich blickte in ihre Pupillen, die mir grausam und boshaft erschienen, sekundenlang, und dann funkelten sie triumphierend. Eine Bewegung und sie wird sich mir entgegenschnellen. Und blitzschnell, ich weiß es, sind die Bewegungen der Schlange.

Soll das das Ende bedeuten, so unerwartet, so plötzlich?

Mein Herz hämmert, und es zucken die Finger, die krampfhaft die Decke halten und doch arbeitet das Gehirn fieberhaft und scharf. Wenn ich ihr die Decke entgegenschleudere und zur Türe springe, wer ist in diesem Moment der Entscheidung schneller, ich oder die Schlange? Ich war zum Wurf bereit, da brach sich erst noch meine Wut gegen das Tier, empört und unvermittelt Bahn in meiner Ursprache: "Du verdammtes Luder, schaust, daß du nauskommst!"

Die Schlange sank zu meiner nicht geringen Überraschung entsetzt zusammen bei diesen derben urbayerischen Worten, machte kehrt und schlich in eiliger Flucht zur Türe hinaus. Ich sprang auf und ihr nach. Doch sie war schon irgendwo im Gras vor meiner Türe verschwunden. Die menschliche Stimme, vor der alle wilden Tiere eine große Scheu haben, hatte sie verjagt. Doch der unangenehme Gedanke blieb, daß sie zu jeder Stunde wiederkommen und mich dann weniger wachsam finden könnte.

Ich erzählte den beiden gelblichbraunen Menschen, denen das Hotel gehörte, von dem Schlangenerlebnis. Sie hörten amüsiert zu und lächelten nur, als wenn so ein Schlangenbesuch im Zimmer etwas Alltägliches wäre. Sie machten auch gar keine Anstalten, irgend etwas zur Verhinderung einer weiteren Belästigung zu tun. Aber sie interessierten sich für meine Reise und wollten wissen, welche Route ich genommen hätte. An Hand einer Karte erklärte ich: Von Hamburg über Madeira und Teneriffa nach Liberia...

"Was, Sie sind Deutsche?"

"Ja, gewiß!"

"Sind Sie auch Hitlerianerin?"

"Aber natürlich. Fünfundneunzig Prozent des deutschen Volkes sind es heute."

"Wir sind Italiener!"

Ich wollte ihnen etwas Schönes sagen: "Oh, Mussolini und Hitler *molto grande!"*

Da fuhr der zweite, der bis jetzt nur schweigend zugehört hatte, dazwischen: "Hitler Barbar!"

Ich war zunächst vor Überraschung sprachlos, dann aber glaubte ich, es spreche nur die Verhetzung der Zeitungen aus ihm und ich könnte durch Aufklärung vielleicht dem Manne die Wahrheit näherbringen.

"Was die Zeitungen schreiben, das ist doch alles erlogen."

Aber er hörte gar nicht auf mich und steigerte sich unter den immerzu hervorgestoßenen Worten: "Hitler ist ein Barbar!" in eine furchtbare Wut hinein. Da begriff ich endlich. Er ist ein Jude, natürlich! Es ist so schwer, unter all diesen südländischen Typen, wie Arabern, Syriern usw., die Juden zu unterscheiden.

Nun auch bebend vor Empörung, fuhr ich ihn an:

"Bitte geben Sie mir meine Rechnung, sofort!"

Ich glaubte nebenan noch so etwas wie ein Hotel entdeckt zu haben. Es war so. Es gehörte einem Griechen und war noch primitiver wie das erste, und gleich bei meinem Eintritt flüchtete eine häßliche Tarantel, so groß wie eine Hand, mit widerlichen Klauen bewaffnet, in eine Ecke. Aber ich wäre unter diesen Umständen in jedem Loch untergekrochen.

Der Grieche, in drastischem Gegensatz zu den anderen "Hoteliers", konnte sich in seinen Versicherungen der Deutschfreundlichkeit nicht genug tun und erklärte sich selbst viel deutscher gesinnt als die deutschesten Deutschen. Die Extreme in jeder Hinsicht berühren sich in Afrika noch mehr als in Europa.

Ich spazierte in das Dorf hinein, und links und rechts von der Straße, da klang es wie leises Knistern und Knirschen, und es bewegte sich der ganze Rasen neben der Straße in sonderbarster Art, und plötzlich war die rote Erde vor meinen Füßen schwarz, und bei jedem Schritt hob sich dieser merkwürdige dunkle Belag wie ein Tuch und wich zurück vor meinem Schritt. So plötzlich trat diese Erscheinung vor meine Augen und sie wirkte so unheimlich, daß mein Fuß stockte. Ich bückte mich nieder, und dieser dunkle 5 - 6 Meter breite Streifen, der sich über die Straße zog, setzte sich zusammen aus Millionen und Millionen kleiner Heuschrecken, die, eben ausgeschlüpft, sich auf der Wanderschaft befanden. So eng aneinandergedrückt verstanden sie es trotzdem, sich durch einen Sprung seitwärts vor der Gefahr meines Schrittes zu retten, was in der geschlossenen Masse aussah, als hebe sich der Zipfel eines Tuches durch Geisterhand empor. Das ist also die Brut dieser gefräßigen Biester, die durch ihre Massen ganze Länderstrecken kahlfressen und den Eingeborenen Hungerperioden bringen.

Und ich ging weiter und sah drei weiße Frauen die Köpfe zusammenstecken, und ich wußte, der Buschklatsch hatte sich meiner bemächtigt. Ich war eine Fremde hier, das allein schon war interessant für die erlebnisarmen Menschen. Aber ich war auch Deutsche und hatte das jüdische Hotel verlassen. Was mochten die Juden zu ihrer Entlastung Grauenhaftes gegen mich ausgesagt haben! Ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn die Frauen Hals über Kopf vor mir die Flucht ergriffen hätten. Auf Schritt und Tritt fühlte ich eine feindselige Einstellung gegen mich. Nur der Administrator selbst, bei dem ich einer Paßangelegenheit wegen vorsprach, war ein netter, liebenswürdiger Mensch. Und er liebte die Juden nicht. Von den Nilpferden erzählte er mir, die er zusammen mit

dem italienischen Doktor nur eine halbe Stunde aufwärts am Lualaba gesehen hätte. Ich wollte sie auch sehen und suchte mir einen Weg zum Ufer. Da traf ich auf der Straße den Doktor, den ich schon kannte. Er hockte am Boden und brach einer soeben getöteten Kobra die Giftzähne aus. Er wollte sich erheben.

"Bitte, bleiben Sie noch eine Sekunde so, ich möchte Sie so photographieren." Ich knipste!

"Wo gehen Sie hin?"

"Hier unten, ein bißchen am Lualaba aufwärts, um auch die Nilpferde zu sehen."

"Aber nicht allein, da müssen Sie doch einen Mann mithaben!"

"Wo schnell hernehmen und nicht stehlen?"

"Sehen Sie hier diese Schlange; wenn Ihnen so ein Biest begegnet und Sie beißt, so sterben Sie ganz allein, irgendwo draußen, kein Mensch weiß, wo Sie geblieben sind. Aber es sind nicht die Schlangen allein, da sind noch allerlei Gefahren, man kann hier nicht so einfach spazierengehen."

"Ich werde einen Stock mitnehmen."

Ich bückte mich und ergriff einen am Boden liegenden Holzstecken. Er lächelte, ich trottete weiter und fand am Fluß keinen Pfad. Ein schwarzer Junge zeigte mir einen vollkommen überwucherten Weg, den ich mit meinen Europäeraugen nicht als solchen erkannt hätte. Ich ging hinein, und das hohe Gras schlug mitunter über mir zusammen. Dann wieder war es zum Teil abgebrannt und ganz niedrig. Ich ging den Pfad, der oft gar keiner mehr war, und da kam mir die Kobra in Erinnerung und die schwarze Mamba, die mir einen Tag vorher ihren Besuch abgestattet hatte.

Wie sonderbar wurde mir da plötzlich. Ich habe doch Furcht im Leben nicht gekannt, aber das war entschieden Angst, nackte, bloße Angst, die mir über den Rücken hinabfloß, denn es raschelte nun seitwärts. Ich begann zu laufen und das Geräusch lief mit, hinter mir her, ganz nah. Da wollte mein Herz stocken. Ich begann zu rennen, aber das Geraschel ging hinter mir her in gleichem Tempo. Da zwang ich mich stehenzubleiben. Ich sah mich um und entdeckte den schleifenden Gürtel meines Kleppermantels, den ich hinter mir herzog. Ich war entschieden nervös, das kannte ich doch früher nicht. Ich ärgerte mich. Wenn ich nur einen Menschen mit hätte, einen schwarzen Jungen nur - allein war es unheimlich.

Am Ufer des Flusses entdeckte ich einen gestürzten Poribaum. Ich setzte mich auf seinen Stamm. Breit und schön, mit vielerlei Schattierungen und blendenden Lichtern auf seinen ruhigen Gewässern, zog der Zwillingsbruder des Kongo, der sich erst später mit ihm vereint und seinen Namen erhält, zwischen zwei bewaldeten Bergen hindurch und verschwand in einer scharfen Biegung. Und im Wasser plätscherte es immerzu. Große und kleine Fische sprangen in hohem Bogen aus ihrem Element und fielen mit lautem Plätschern zurück. Wie unendlich fischreich muß doch dieser Fluß sein. Ich ging weiter am Ufer, Schatten zogen über die Landschaft, wie im Schneesturm wirbelten braune Flocken heran und verdunkelten die Sonne, ein Heuschreckenschwarm. Er fiel nicht ein, sondern ging über die Landschaft hinweg. Und ich stapfte nun tapfer weiter im hohen Gras, über Gräben, die vollkommen überwuchert waren.

Plötzlich krachte und splitterte es neben mir. Ich stand erstarrt - ein Löwe - ein Leopard? Ich war wehrlos, mußte mich einfach auffressen lassen. Instinktiv Schutz suchend sprang ich hinter den Stamm eines Kameldornbaumes, der mich nur halb verdeckte. Und das Krachen hielt an, und meine vor Angst geschärften Augen sahen plötzlich einen dicken, rauhschaligen Baumstamm sich langsam vorwärtsschleichen, Äste und Zweige zerknickend.

Ein Krokodil! Ich machte vor Entsetzen eine Bewegung, und das Untier, aufgescheucht, sauste mit einem Satz und mit Getöse ins Wasser. Es war ein großes Exemplar dieser Gattung, die jährlich ihren reichlichen Tribut an Menschenleben im schwarzen Erdteil fordert.

Trotz zittrigen Knien zwang ich mich weiter, die Ohren gespannt nach jedem Geräusch. Konnten nicht weitere dieser ungemütlichen Tiere vor, hinter und neben mir marschieren? Und die giftigen Schlangen - bei jedem Schritt konnte ich auf eine treten, und Leoparden konnten herumstreifen. Es wurde unheimlich, ich fühlte mich unsicher und wollte mir die Angst, die mit mir ging, doch nicht eingestehen. Aber ich fühlte, man müßte jemanden mithaben, nicht so ganz allein sein und nur mit einem irgendwo aufgelesenen, lächerlichen Stock in der Hand. Hier, wo auch Löwen und Elefanten aus dem Busch bis nahe an die Häuser treten, da läßt sich doch nicht so einfach spazierengehen, wie etwa zu Hause in den Isarauen.

Wieder raschelte es neben mir und plätscherte verdächtig im Wasser. Aber nun ging auch der Weg nicht mehr weiter. Er hatte vollkommen aufgehört, und durch das Gebüsch konnte ich ohne Buschmesser nicht dringen. Ich mußte umkehren. Und ich dankte dem Schicksal, das mir dieses Hindernis in den Weg geschickt hatte, denn der bayerische Dickschädel hätte aus freien Stücken niemals das Feld geräumt und damit das Eingeständnis der Angst gemacht. So aber war er nun befriedigt, denn er wich nur der höheren Gewalt, nicht etwa der Gefahr.

Sie haben mich, die Deutsche, aus Bukama vertrieben, die neugierigen und feindseligen Blicke, die mich auf Schritt und Tritt verfolgten. Vielleicht war noch keine Deutsche in Bukama; nach dem Kriege bestimmt nicht. Was mochte sie also vorhaben, die Hunnin, in Zentralafrika? Ging sie einem nicht vielleicht ans Leben? Mußte man nicht seine Kinder vor ihr in acht nehmen? Ich war auf der Flucht vor diesen zurückgebliebenen Menschen, diesem mittelalterlichen Geist.

Am Ufer des Lualaba hielt ein Motorboot, und ich stand und wartete. Aber immer und immer noch wollte es nicht abfahren. Längst war die vereinbarte Zeit hinter uns, aber es fehlte immer wieder dies und jenes, und weder der Besitzer des Bootes, ein Grieche, noch seine schwarzen Jungens schienen von Eile oder von Zeit einen Begriff zu haben. Aber endlich surrte doch der Motor, das Boot drehte sich herum und glitt hinein in die Mitte des Stromes. Herr Hermanson, ein Schwede, der mir das Boot vermittelt hatte und mich in die Wildnis, in die Verbannung bringen wollte, nahm mit seinem Gewehr am Arm neben mir Platz. Wir ließen sie hinter uns, halbzivilisierte Negerdörfer, winkende schwarze Arme und spießbürgerliche, mißgünstige Weiße.

Breit und ruhig lag das "Kongobaby" vor uns, so geheimnisvoll still, trotz seiner ungemütlichen Lebewesen, die es barg. Als hätte Herr Hermanson meine Gedanken erraten, sprach er:

"Gefährlich sind die Nilpferde nicht, doch sehr neugierig. Das Geräusch unserer kleinen Schraube könnte sie wohl veranlassen, aufzutauchen und sich umzugucken. Dabei könnte allerdings aus Unvorsichtigkeit der kleinen Tierchen unser Boot umkippen."

"Und dann?"

"Ja, dann sind weniger die Nilpferde als die Krokodile gefährlich. Wenn wir ins Wasser fielen, wären wir wahrscheinlich sofort ihr Opfer. Die Neger nicht so unbedingt. Ihre dunkle Farbe fällt nicht so auf. Das gleiche ist es bei den Löwen, sie sehen einen Weißen viel schneller als den Schwarzen."

"Also ist die schwarze Farbe eine Schutzfärbung?"

"Sicherlich, aber vor allem gegen die fürchterliche Sonne."

"Glauben Sie demnach nicht auch, daß es gar nicht ausgeschlossen ist, daß die Neger ursprünglich gar nicht schwarz waren, sondern erst im Verlaufe von Jahrtausenden von der Natur mit der Schutzfarbe ausgestattet wurden? Ein Beweis dafür scheint mir die Tatsache zu sein, daß die Negerkinder weiß zur Welt kommen und erst in ein paar Tagen sich bräunen."

"Das halte ich absolut nicht für ausgeschlossen, denn ein Europäer dunkelt ja auch bereits nach einigen Generationen. Man muß selbstverständlich bei diesem Prozeß mit Jahrtausenden rechnen."

"Krokodile! Krokodile!" brüllte der Grieche. Ich sah gerade noch, wie zwei dicke Ungetüme wie rauhschalige Baumstämme unter Wasser schossen. Herr Hermanson hatte sein Gewehr an die Backe gerissen.

"Zu spät", knurrte er. "Mit seinem Geschrei hat er sie verscheucht. Diese Biester hasse ich, ich schieße sie ab, wo ich kann, ob klein ob groß. Viele Menschenleben fordern diese Tiere in Afrika, besonders schwarze Frauen beim Waschen, wenn sie im Wasser stehen. Plötzlich werden sie von einem dieser Scheusale am Bein gepackt und ins Wasser gezogen. Sie sind verloren."

Ruhig zog unser kleines Boot seine Bahn. Papyrus und Busch faßten den Lualaba ein, und auf Poribäumen saßen Hunderte von großen Vögeln. Vor uns im Wasser schoß es plötzlich empor, schlank und lang, wie eine Schlange.

"Was ist denn das hier Sonderbares?"

"Der Hals eines Tauchers; er schwimmt mit seinem ganzen Körper unter Wasser, nur Kopf und Hals streckt er heraus."

"Sonderbar. Ich hätte geschworen, daß es eine sich hochbäumende Schlange ist."

Am sonnenbeschienenen, lehmigen Steilufer sah ich plötzlich auf vier Beinen ein Tier schleichen.

"Ein Krokodil!"

"Nein, es ist nur ein Leguan, er ist harmlos und soll meinetwegen leben. Aber dort ist ein Krokodil!"

Wir waren schon vorübergesaust. Ganz langsam und möglichst geräuschlos machte das Boot kehrt, und das Krokodilskind saß noch an der Sonne, arglos. Herr Hermanson zielte; das Tier zuckte nur und blieb dann ruhig liegen. Ein Neger stieg aus, um es zu greifen.

"Vorsichtig noch", brüllte ihn Herr Hermanson an. Mit schußbereitem Gewehr näherte er sich ihm. Aber es war tot. Ein Meisterschuß ins Gehirn.

"Die Haut nehmen Sie bitte als Andenken an den Belgischen Kongo mit."

Darüber war meine Freude groß.

Und noch ein Krokodil erlegte der Schwede. Fischerdörfer zogen an uns vorüber, und die schwarzen nackten Kinder grüßten uns schreiend und winkend. Wir stiegen einmal aus und gingen in eine Steppe hinein, und da standen Hunderte von Antilopen, und der Grieche folgte einem Trupp und kam nach einer halben Stunde wieder. Ein Schwarzer keuchte unter dem Gewicht einer erlegten Antilope.

"Unser Abendessen", sagte der Grieche lächelnd.

Es war später Nachmittag, als wir in Maka ankamen.

"Es ist wirklich Wildnis, wo ich Sie jetzt hinbringe. Vier oder fünf Europäer sind wohl dort, aber keine Frau. Es gibt dort keine Straße irgendwohin. Die Verbindung mit der anderen Welt kann nur durch Boote aufrechterhalten werden. In zehn Tagen kommt erst Ihr Dampfer, da haben Sie also Zeit, den Kongo, so wie er ist, kennenzulernen. Ich werde Sie schon unterbringen; vielleicht bei dem Belgier, der auch deutsch spricht, oder bei einem Griechen. Ansprüche dürfen Sie hier keine stellen, Sie sind im Busch." So hatte mir Herr Hermanson gesagt. Am linken Ufer breitete sich ein größeres Negerdorf aus. Rechts standen vier bis fünf kleine Backsteinhäuschen, jeweils ein paar hundert Meter voneinander entfernt. Wir legten an. Drei Europäer in gelblicher Hautfarbe begrüßten uns.

"Kommen Sie!" Sie zogen mich sofort mit, hinter ein Haus. "Gleich sehen Sie etwas, was Sie in Europa nie und in Afrika auch nicht alle Tage zu sehen bekommen: wilde Elefanten!"

Ich sah sie in weiter Ferne, ziemlich klein und ganz langsam ihres Weges ziehen.

"Der Belgier ist drüben!"

"Ich laufe auch hin!" Ich wollte abpürschen, da faßte mich Herr Hermanson am Schlafittchen und hielt mich fest.

"Hier geblieben! Was fällt Ihnen ein? Das sind doch wilde Tiere, und sie sind unberechenbar!"

Ich schielte nach seinem Gewehr und dem des Griechen.

"Mit diesen Gewehren können wir nichts gegen Elefanten ausrichten."

"Aber ich will, ich muß sie näher sehen!" Doch Herr Hermanson umspannte fest meinen Arm und sprach ungeduldig: "Ich habe Sie hierhergebracht, ich bin für Sie verantwortlich."

Diese Worte entzogen mir den Boden zu weiterem, selbständigem Handeln. Mit einem bitteren Geschmack im Munde sah ich die Elefanten in der Ferne verschwinden.

Ein Grieche und ein Italiener zeigten mir stolz ihre Besitzungen. Direkt am Ufer hatten mir bei meiner Ankunft von einer Mauer drei blendendweiße Knochenköpfe von Alligatoren und Krokodilen mit ihrem scheußlichen Gebiß entgegengegrinst. Ich habe ihnen ob der Elefanten nicht die nötige Aufmerksamkeit schenken können.

"Täglich bringen uns die Neger ihre Krokodile, die sie mit ihren Speeren erlegen. Für ein paar Franken kann man sie kaufen. Ich habe über fünfzig Stück von diesen Häuten hier."

Am Boden saß ein Schwarzer, der mit großer Geschicklichkeit Bastkörbe anfertigte.

"Was tun Sie damit?"

"Wir alle beschäftigen uns hier in der Hauptsache mit Fischräucherei. In diesen Körben versenden wir die Fische. Der Lualaba ist so fischreich wie selten ein Fluß, unerschöpflich."

Sie führten mich hinein in ihre Räucherkammern, in denen viele Zentner von Fischen auf Eisenrosten über kleinem Feuer räucherten. Die stickige Luft trieb mich bald wieder hinaus.

"Die Neger bringen uns die Fische, jeden Tag kommen sie mit Booten, schwer beladen an. Der Fischfang hier macht keine Schwierigkeiten."

Nein, er macht keine Schwierigkeiten. Ich stand einige Minuten später allein am Ufer und sah, wie ein Neger spielerisch seinen Speer ins Wasser stieß, einen durchbohrten Fisch herauszog und wieder ins Wasser warf.

Es war Abend. Die Antilope war zerlegt, und die besten Stücke schmorten in der Pfanne auf einem Feuer im Freien. Da kam der Belgier zurück und er meinte zu mir:

"Sie hätten ruhig zu den Elefanten laufen können. So nah bin ich an sie herangekommen, daß ich zu ihnen aufschauen mußte. Sie sahen mich ruhig an, ohne sich von mir irgendwie irritieren zu lassen. Alle sind sie freilich nicht so friedlich. Ich wollte sie nur betrachten, mich an ihnen erfreuen, aber immer wieder geht der Jäger in mir durch, meine Hand zuckte, ich schoß. Einer von ihnen stürzte. Aber auch dann kehrten sich die Tiere nicht gegen mich. Was nun folgte, das war so wundervoll und interessant, daß ich wirklich bedaure, daß es Ihnen entgangen ist. Die Elefanten bildeten einen Kreis um den Gefallenen, um ihn gegen weitere Gefahren zu schützen. Schließlich hoben sie ihn mit ihren Rüsseln hoch, schoben ihn, der schwach auf den Beinen war, vor sich her und trotteten langsam mit ihm ab."

Mich würgte es; der Antilopenbraten wollte nicht mehr schmecken. Ich war zornig auf den Belgier, der immer so nutz- und fruchtlos drauflosknallen mußte, und ich grollte auch Herrn Hermanson, der

mich an diesem Erleben verhindert hatte, und schalt mich doch undankbar, denn er hatte sich sehr nett meiner angenommen. Den ganzen Abend und hinein in den Schlaf nagte in mir die Trauer über das entgangene Schauspiel.

Vierzehntes Kapitel

Im Tierparadies • Tausende von Antilopen • Auf dem Kongodampfer • Nilpferde.

Bei einem Belgier wollte mich Herr Hermanson, mein Reisemarschall für einen Tag, in Maka unterbringen. Aber der Herr lehnte ab. Platzmangel! War es wirklich das oder der Haß gegen das Deutsche, der mir hier im Kongo überall entgegentrat?

Der Grieche und der Italiener, die mich zuerst begrüßt hatten, nahmen mich sehr nett auf. Ich schlief in dem Hause des Italieners, in einem leeren Raum, der einmal ein Laden werden sollte, und aß mit beiden zusammen, die einen gemeinsamen Haushalt führten. Ich merkte, daß der Besuch ihnen Freude machte. Eine weiße Frau, hier in ihrer Wildnis, es war wohl noch nie eine hier. Ich fühlte ihr Bestreben, mir nach bestem Können den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Jeden Tag wird ein Hühnchen gebraten, die von den Eingeborenen, das Stück für einen Franken - 11 Pfennige - zu haben sind, oder es gibt Antilopenfleisch frisch aus der Vorratskammer vor dem Haus; von der Steppe. Das ist wohl die tägliche Nahrung der beiden, denn einen Fleischer gibt es nicht, der sie nach ihren Wünschen fragen würde. Dafür freilich hat ihnen die Natur den Tisch reichlich gedeckt, wenn auch nicht sehr abwechslungsreich.

Die beiden sind liebenswürdig, ich möchte beinahe sagen, zart in ihrem Benehmen, doch der Belgier, der einst Deutsch wie seine Muttersprache sprach, ist nicht nur unhöflich, sondern schon verletzend unfreundlich. Ist er in den 27 Jahren Kolonialzeit, während denen er sich immer in der tiefsten Wildnis herumtrieb, nur so verniggert? Er hat eine schwarze Frau, ein braunes Kind und hat sonst auch Negermanieren angenommen - oder ist es nur der Deutschenhaß? Die anderen Halbweißen, Syrier oder was sie sind, drücken sich scheu und verlegen um mich herum. Meine beiden Gastgeber haben auch ihre schwarzen Frauen, sie versuchen sie aber vor mir zu verbergen.

"Heute fahren wir ins Tierparadies", so überraschte mich eines Tages der Grieche. Ich wunderte mich. Das Tierparadies, war es nicht schon hier? Herden von Antilopen trieben sich ständig auf der Steppe, vor den Eingeborenenhäusern herum, und ich ging schon einige Male mit auf die Jagd, und da wurde immer lustig darauflosgeknallt, diese und jene Antilope verwundet, die sich aber noch weiterschleppte, in den Busch hinein. "Ein Breakfast für einen Löwen", hieß es dann. Löwen gibt es in Mengen hier. 20 Stück hat ein Missionar abgeschossen. Für den Schwarzen ist ein Löwe etwas Alltägliches, er guckt kaum auf, wenn er auf der Steppe einen Löwen Antilopen jagen sieht. Nachts schleichen sie oft brüllend um die Häuser der Europäer, und der Belgier behauptet gar, während sein Haus noch im Bau war und keine Türe hatte, da sei nachts ein Löwe durch dasselbe gegangen und so nah an ihm vorbeigestrichen, daß ihn sein heißer Atem traf. Da hier die Natur für den Löwen den Tisch so reichlich gedeckt hat, ist er dem Menschen kaum gefährlich.

"Warum", so fragte ich die Freunde einmal spaßeshalber, "sind Sie nicht geschäftstüchtiger und inserieren in einer amerikanischen Zeitung etwa folgendermaßen:

Tierparadies am Lualaba! Die Elefanten grasen vor den Häusern, die Antilopen stehen herdenweise auf den Feldern und warten nur darauf, abgeschossen zu werden. Die Nilpferde steigen aus ihrem nassen Grund und gehen zwischen den Häusern hindurch aufs Feld zum Äsen. Die Krokodile fordern mit freundlichem Grinsen zu einem Bade auf, und die Löwen promenieren abends vor den Fenstern auf und ab und bringen den Damen ein Ständchen dar!

Bald hätten Sie den schönsten Badebetrieb, vorausgesetzt, daß Ihnen die Krokodile nicht den Platz streitig machen würden."

"Eine glänzende Idee", meinte der Italiener, "den Krokodilen könnte man ja die Zähne etwas zufeilen, wenn sie sich vielleicht zu sehr für die schönen Beine der Amerikanerinnen interessieren würden."

Diesen Vorschlag machte ich also, und nun sollte das hier gar nicht das Tierparadies sein. Ich sollte es erst sehen.

Sanft schaukelte das schmale Negerkanu auf dem Lualaba, wie wir aber einstiegen, schwankte es hinüber und herüber und schien nicht übel Lust zu haben, uns auf gewaltsame Weise wieder auszubooten. Und wir saßen still und steif, als der Einbaum abwärts im Flusse glitt und bei der geringsten Bewegung schon zu schwanken begann. Doch die Neger beherrschen ihr Fahrzeug und Ruder vorzüglich. Aber wenn so ein niedliches Tierchen da unten die Neugierde plagte und es Ausschau halten wollte nach dem leisen Plätschern an der Oberfläche und es ganz unerwartet mit seinem Mäulchen unserem Kanu zu nahe kam, so schadete das jenem bestimmt nicht, wir aber konnten gewärtig sein, kopfheister in die Luft und dann ins Wasser zu fliegen. Ich wollte nur, der Italiener hätte den anderen lieblichen Tierchen da unten schon die Zähne zugefeilt.

Wir stiegen in einem Negerdorf aus, Berge von frischgefangenen Fischen lagen am Ufer. Die schwarze Kinderschar folgte uns neugierig auf Schritt und Tritt, und Frauen schleppten ihre Krokodilshäute herbei und breiteten sie vor dem Griechen aus. Aber er kaufte sie nicht, er fand sie zu teuer. Der Sanitäter im Ort, ein schwarzer Bursche, zeigte uns eine schlafkranke Frau, und das erinnerte mich wieder unangenehm an diese furchtbare Seuche, die hier herrschte, und an das unangenehme Insekt, das mich gerade auf der Fahrt hierher so sehr geplagt hatte. Ich habe Angst vor dieser scheußlichen Krankheit.

Wir fuhren weiter im Kanu, hinein in einen schmalen Nebenfluß, und stiegen aus. Eine große breite Steppenebene lag vor uns, und Tausende von Antilopen bevölkerten das Feld. Wir versuchten, uns hinter kleinen Büschen anzupirschen. Die Antilopen hoben die Köpfe, äugten nach uns, und die vordersten brausten plötzlich los und rissen die anderen mit sich. Das ganze Feld war in Bewegung. Und wieder knallte der Grieche los, und mir tat es leid. Ich hatte meine Freude am Schauen, am Beobachten der Tiere. Eines blieb zurück und schlug sich seitwärts, es war getroffen. Und wie ein Schweißhund, so setzte ein schwarzer Junge hinter ihm her; wir sahen ihn, im Zickzack, in der Ferne verschwinden. Nun setzten wir uns auf den Boden, seine Rückkehr abzuwarten. Aber er wollte und wollte nicht kommen. Die Antilopenherde war wieder zum Stillstand gekommen, und da nun auch der Grieche stillsaß, kamen die Tiere etwas näher, ästen und äugten sichernd hin und wieder nur nach uns. Endlich keuchte der Junge an. Er kam etwas hinkend und müde näher. "Simba!" war sein erstes Wort. Auf ein ganzes Rudel Löwen wäre er auf seiner Verfolgung gestoßen, so berichtete er. Aber weder der Junge war sonderlich aufgeregt darüber, noch machte der Jäger ein Wesen davon, so daß auch ich meine Überraschung, Freude oder Angst, was es war, hinter einer gleichgültigen Miene verbarg. Was kann so einer Weltenbummlerin schon imponieren. Und doch imponierte es mir gewaltig, und als wir wieder aufbrachen und der Grieche erklärte: "Bleiben Sie immer hübsch hinter mir, es könnte schon sein, daß plötzlich ein Löwe vor uns auftaucht", da bat ich Simba innerlich, er möchte sich doch zeigen. Aber der ungalante Herr tat mir den Gefallen nicht.

Wir gingen noch ein Stück am Flusse aufwärts und, noch halb von Papyrus versteckt, blinkten plötzlich einige Seen auf. An ihren Ufern, in den seichten Gewässern und auf den kleinen Landzungen wimmelte es von Vögeln, groß und klein. Als ein Schuß hineindonnerte, schwärmte es auf wie eine Wolke. Drei kleine Hühnchen nahmen die schwarzen Jungens mit.

"Das wird ein delikates Abendessen", sagte der Grieche, "nun aber wird es Zeit, an die Rückkehr zu denken, die Dämmerung ist kurz, die Nacht kommt schnell."

Wir gingen dem kleinen Flüßchen zu, auf dem wir gekommen waren, da gab der Grieche einen Schuß ab. Das folgende aufregende Geschehen ereignete sich in Sekundenschnelle.

Eine Antilope wankte vor uns, sie schweißte stark und stob mit letzter Kraft davon, dem Flusse zu. Sie rannte in das Wasser in dem instinktmäßigen Gefühl, über dem Fluß sich leichter in Sicherheit bringen zu können.

Der schwarze Junge mit dem Speer setzte hinterher, und mit Feuereifer planschte er ins Wasser, das ihm bis zur Brust reichte. Die Antilope hatte beinahe das andere Ufer erreicht, da begann sie plötzlich zu zappeln und sich zu wehren, aber sie wurde mit Gewalt in die Tiefe gezogen. Krokodile!

Entsetzt brüllte der schwarze Junge auf; er machte kehrt, aber er taumelte. Da wurde das Wasser lebendig, es wurde hin und her gepeitscht wie ein kochender Sprudel. Der Junge richtete sich auf und versuchte zu laufen, unter entsetzlichem Gebrüll, das seine Todesängste kundgab. Ich lief hinzu, um ihm die Hand zu reichen. Da feuerte der Grieche zwei Kugeln in den Hexenkessel. Einen Moment Atempause der Bestien, doch der Junge hatte sie benutzt und hatte mit einem letzten übermenschlichen Satz das rettende Ufer erreicht. Wie ein Torpedo, so scharf, schoß es hinter ihm her.

Reglos lag der Junge am Ufer, aschgrau war sein schwarzes Gesicht geworden. Das Wasser im Fluß war noch einige Zeit in mächtigen Wellenbewegungen, dann wurde es still, und leise schaukelte der Speer des Jungen flußabwärts.

Wie ein Traum mutete das Erlebnis an, als wir im Einbaum ruhig im Flusse plätscherten, so harmlos und still lag er da. Aber ich spürte noch zu deutlich die vibrierenden Nerven in meinem Körper, das leise Zittern, um mich von dem friedlichen Schein täuschen lassen zu können.

Die ersten Sterne blinkten vom Himmel und spiegelten sich im Wasser wider. Palmen am Ufer säuselten leise, und göttliche Ruhe lag über dem afrikanischen Abend.

Die starre lächelnde Maske der afrikanischen Sphinx, die sich mit einem Schlage, jäh und unvermittelt, zu einer furchtbaren Grimasse verwandelt und Tod und Verderben ausspeit. Ich habe sie kennengelernt.

Sonntag war's! Drüben über den glitzernden Gewässern des Kongoquellflusses sangen in der Mission die Schwarzen ihre christlichen Lieder, die mit eigenartigem Tonfall zu mir herüberdrangen. Menschenfresser vielleicht einmal - nun sind sie Christen - und doch und doch - sind sie nun wirklich bessere Menschen? Oder hat ihnen unsere Zivilisation sonstwie irgendwo Gewinn gebracht? Viele Menschen neigen dazu, diese Fragen zu verneinen, und ich glaube ihnen beipflichten zu müssen. Bedürfnislos lebte der Schwarze in Afrika. Das Klima spendete schon bei wenig Arbeit die notwendigen Nahrungsmittel, und als Kleidung diente ein Grasröckchen oder Tierfell. Eine Lehm- oder Grashütte genügte in diesen Breitengraden als Unterschlupf. Einen Winter mit seiner Kälte kennt man hier ja nicht. Es war fürwahr ein schönes unbeschwertes Leben, und sie waren zufrieden, denn sie kannten nichts anderes. Die Europäer kamen in schönen Kleidern und bauten sich prunkende Häuser und fuhren im Auto - und weckten die Lust nach gleichen Dingen im Schwarzen. Er aber konnte sie nicht so leicht erringen, und da kam die Unzufriedenheit und in ihrer Gefolgschaft Lüge und Verschlagenheit. Die Moral der Schwarzen hat sich durch den Einbruch der Weißen nicht nur nicht gehoben, sondern verschlechtert. Der ungeheure Materialismus und Egoismus des europäischen Einzelwesens hat auch in Afrika das ideale Gemeinschaftsleben schon zum Teil untergraben.

Einiges Gute ging freilich auch bei der Invasion der Weißen mit einher: Die Unterbindung des Sklavenhandels, der ganze Stämme vernichtete, die Eindämmung vieler Krankheiten, vor allem der furchtbaren Schlafkrankheit, die ganze Länderstrecken entvölkerte - ausschließliches Verdienst deutscher medizinischer Wissenschaft - die Ausrottung des Kannibalismus, die vielleicht heute noch nicht vollkommen ist.

Eine Glocke bimmelte - vielmehr, ein Schwarzer schlug mit einem Metallstück an ein aufgehängtes Stück Eisenschiene und rief die gläubigen Neger zum Gottesdienst.

Der Grieche trat zu mir: "Sehen Sie, das ist der Unfug hier. Dort unten in dem Lehmhaus sind die Protestanten versammelt, hundert Meter weiter oben ruft die katholische Mission zur Kirche. Und die Missionare beider Konfessionen bekämpfen sich und versuchen sich gegenseitig die Schüler abspenstig zu machen.

Und die Negerschüler der beiden Missionen stehen sich absolut feindlich gegenüber, und jeder von ihnen behauptet: Meine Religion ist die beste - und darüber hat es schon blutige Köpfe gegeben. Wie soll der Neger daraus klug werden. Die Eifrigsten und Fanatischsten und daher wohl Besten, zerschlagen sich gegenseitig die Köpfe, und die Klügsten und Verschlagensten verstehen daraus ihren Nutzen zu ziehen. Sie lassen sich heute von den Baptisten, morgen von den Adventisten und so durch, im Verlaufe von Jahren immer wieder von einer anderen Sekte belehren und taufen und stecken mit vergnügtem Grinsen jedesmal ihr Taufgeschenk ein, das sie noch kritisieren und entweder als nobel oder aber auch als schofel bezeichnen.

Hier im Kongo wird ihnen auch noch ein ungeheurer belgischer Nationalstolz eingedrillt. In den Augen der Schwarzen ist Belgien Europa und Brüssel die Hauptstadt dieses Erdteiles.

Und dieser wichtige und tüchtige Staat hat hier vollkommen heruntergewirtschaftet. Alles steht still. Wir können unsere geräucherten Fische nicht mehr losbringen, die wir erst nicht genug herbeischaffen konnten. Die Welt ist ein Chaos, Handel und Wandel stockt. Arbeitslose in aller Welt hungern, wahrend man zu gleicher Zeit Weizen und Kaffee verbrennt. Die Welt ist ein Tollhaus geworden unter der Herrschaft der Alliierten. Die 'Siegernationen' haben nun endlich zur Genüge bewiesen, daß sie nichts können. Nun sollen sie endlich einmal Deutschland wieder in den Vordergrund treten und ihm zeigen lassen, was es kann. Ich bin überzeugt, daß es dann bald anders aussehen würde in der Welt. Die Deutschen haben ein ungeheures Organisationstalent."

Der Grieche hatte sich ordentlich in Feuer gesprochen. Ich konnte ihm nur stumm die Hand drücken.

Ein sonderbares Fahrzeug ist der Kongodampfer, zweistöckig, hoch und schmal. Im unteren, offenen Stockwerk hausen die schwarzen Passagiere, hocken wie Heringe aufeinander, mit Kind und Kegel, mit Hab und Gut, kunterbunt, interessant. Und um sie herum, wie eine Wand, baut sich das Brennholz für die Maschinen auf. Die Dampfer werden im Kongo, genau so wie die Lokomotiven, mit Holzfeuer in Betrieb gesetzt, denn an Holz ist hier kein Mangel. Im oberen Stockwerk sind die Kabinen für die weißen Passagiere. Der untere Stock ist rußig, schwarz und schmuddelig, der obere fein weiß und sauber gestrichen. Das Unding wird von einem großen Schaufelrad von rückwärts getrieben.

Der Grieche und der Italiener, die mich noch mit Krokodilshäuten beschenkt und mit Lebensmitteln versorgt hatten, winkten mir wehmütig nach, die Schwarzen des Dorfes winkten, nur der Belgier tat es nicht.

Die dreitägige Fahrt kommt hoch, jedoch ist der Dampfer für afrikanische Verhältnisse sehr sauber. Reisen ist teuer und das Geld schon knapp, deswegen nehme ich die Mahlzeiten, die wieder besonders, wie auch die Kabine, hoch bezahlt werden müssen, nicht ein. Und das ist nicht etwa aus dem Grunde unangenehm, weil ich mich nun mit einfachem selbstmitgebrachten Essen begnügen muß, als vielmehr darum, weil einen die anderen Passagiere deswegen über die Achsel herab ansehen. Sei es drum! Auch das muß mit in Kauf genommen werden.

Von dem hohen Aufbau des Schiffes sieht man über die mit Papyrus bewachsenen Ufer weit ins Land hinein. Tausende von Antilopen ästen in den Steppen, und unzählige Vögel, Störche, Pelikane

usw. bevölkerten die kleinen Binnenseen. Wenn sie aufflogen, verdunkelten sie den Himmel. Als die Sonne mit ihren letzten Strahlen ins Wasser sank, hielt das Schiff an. Nachts fährt es nicht, denn es ist schon einmal eines aufgelaufen. Die Negerpassagiere, etwa hundert Personen, verlassen den Dampfer, lagern malerisch am Ufer und kochen ab. Am Morgen geht die Fahrt weiter. In Kurven zog der Fluß und drängte sich derart zusammen, daß das Schiff sich kaum durchzuzwängen vermochte und mit der Nase hinein in Schilf und Papyrus fuhr. Wir kamen aber los. Wieder verdunkelte sich die Sonne, aber nicht wie am vorhergehenden Tag durch Vogelschwärme, sondern von einer braunen dichten Wolke von Heuschrecken. Vor einem Negerdorf legten wir an. Eine Menge von Kanus standen am Ufer und mußten schnell an Land gezogen werden, sollten sie nicht von unserem Koloß zerdrückt werden. Von weither mußten wohl die Neger zusammengeströmt sein mit ihren Lebensmitteln: geräuchertes Antilopenfleisch, frische und geräucherte Fische, etwas Obst, ein paar Eier u. a., die sie nun unseren schwarzen Passagieren anboten. Es war ein reger Marktbetrieb. Beinahe alle Lebensmittel wurden im unteren Stockwert des Schiffes verkauft. Nur ein kleines Mädchen mit einem Körbchen gebratener Heuschrecken wurde ihre Ware nicht los. Da aber Heuschrekken bei vielen Negern als Leckerbissen gelten, so habe ich unsere Deckpassagiere sehr in Verdacht, daß sie nur angesichts der Weißen sich den Zwang auferlegten, um ihren vorgeschrittenen Kulturstand zu beweisen.

Ob ich nun Austern, Frösche oder Heuschrecken esse, wo ist hier der Unterschied? Das ist es ja eben, daß der Neger solche Äußerlichkeiten allein für europäische Kultur hält. Doch was ereifere ich mich, tut das nicht ein sehr hoher Prozentsatz der Europäer sogar?

Im übrigen hat der Neger recht, wenn er denkt und danach handelt: Fressen die Heuschrecken unsere Nahrung, so fressen wir dafür sie selbst. Drei weiße Passagiere wollten an Schiff gehen. Das Verbindungsbrett war aber durch die nackten Füße der Schwarzen derart mit klitschigem Lehm beschmiert, daß der erste von ihnen mit beiden Beinen zugleich den Boden verlor, sich unsanft auf seinen Allerwertesten setzte und wie auf einer Rutschbahn hineinsauste, mitten in das Lagerleben der Schwarzen an Deck, empfangen von dem brüllenden Gelächter der trotz aller zur Schau getragenen Zivilisation noch naiven und ursprünglichen Menschen. Der zweite kam mit Hilfe zweier Schwarzer, die ihm vom Wasser aus die Hand reichten, durch zentimenterweises Fortschieben seiner Beine glücklich an Bord. Der dritte, der die anderen beobachtet hatte, entledigte sich der Einfachheit halber seiner Schuhe, und auf Socken und Händen, also auf allen Vieren, schaffte er den Weg.

Naß und klitschig war auch der ganze Lehmabhang vor uns, auf dem die nackte Negerjugend stand und schreiend kleine Geldmünzen von den Passagieren forderte. Und wie sie uns ihre Hände bettelnd entgegenstreckten, da glitten auch manchen von ihnen die Beine unter dem Körper weg und sie sausten hinab in das Wasser. Ein Geldstück flog hinein in die Meute und sie stürzte sich kreischend darauf, und der ganze sich balgende Knäuel glitt zusammen in das aufplätschernde Wasser. Sie krochen triefend wieder hoch und dadurch wurde die steile Wand so glatt, daß die Burschen sich nur halten konnten, indem sie ihre große Zehe in den Lehm bohrten. Wieder flog eine Münze in die lärmende Kinderschar und sie fiel auf- und übereinander und wälzte sich am Boden im Lehm, bis sie alle hellgrau waren, drückten die Münze mit ihren abrutschenden Körpern in den Dreck, gruben mit ihren Fingern nach derselben, krallten einen Klumpen Lehm heraus, bis in einer Hand schließlich das Geldstück hängenblieb. Mit der Zunge leckte es der Knirps dann rein und verwahrte es in der Mundhöhle, um für weitere Taten die Hände frei zu halten. Die Kleidermode der Neger kennt keine Taschen. Ein Stück Brot flog in die Menge. Zwanzig Hände von gleitenden, zappelnden Körpern griffen darnach, tauchten es tief in den Lehm, zerrissen es dann in Stücke und steckten diese, wie sie waren, in den Mund und verschluckten sie. Und sie purzelten und taumelten wie Seiltänzer und rutschten einzeln und in Knäueln jedesmal ins Wasser. Sie fanden es selbst sehr ulkig und lärmten und lachten, und die einzelnen Phasen waren derart komisch, daß mir zum Schluß, bei Abfahrt des Dampfers, vor Lachen der Kopf schmerzte.

In der letzten Nacht am Schiff war ein einjähriges Negerkind gestorben. Das Klagegeheul drang von unten mahnend und drohend zu uns herauf. In der nächsten Anlegestelle mußte das Kind zurückgelassen werden. Die schwarzen Eltern heulten verzweifelt. Der Dampfer gab das Zeichen zur Abfahrt. Der Mann brüllte und fuchtelte mit den geballten Fäusten, verfehlte das Laufbrett und watete direkt in den Fluß hinein. Zwei Schwarze faßten ihn und trugen ihn zum Dampfer zurück. Die Frau, nun still geworden, schritt mit beinahe erschütternd aufrechter Haltung über das Brett hinweg. Dann aber hörte man sie wieder wimmern, Stunde um Stunde.

Es war am dritten und letzten Tag der Fahrt. Eine breite Sandbank glühte in der Tropensonne, und ein dunkles Etwas lag auf ihr, unbeweglich.

"Ein Krokodil!" sprach der englische Konsul, der einzige, mit dem ich mich bis jetzt eingehender unterhalten hatte.

"Ach nein", sprach mit spöttischem und überheblichem Lachen ein junger Belgier, der offenbar zum ersten Male hier herauskam, "es ist doch nur ein Baumstamm."

Gläser flogen an die Augen, und die Meinungen zwischen den etwa zwanzig weißen Herren und Damen waren geteilt.

"Und es ist doch ein Krokodil, man sieht den Kopf ganz genau, ein großes Biest ist es."

"Ach lächerlich, das soll ein - " - ein scharfer Knall von der Kommandobrücke schnitt die Rede ab, drüben spritzte der Sand hoch, und der mächtige "Baumstamm" sauste wellenaufwirbelnd ins Wasser. Droben auf der Kommandobrücke bleicht bereits das Skelett eines Löwen, vom Kapitän vom Schiffe aus erlegt.

Die letzten rosaroten Farben des Sonnenuntergangs verblaßten in der Wasserspiegelung des Kongo, die ersten Lichter von Kabalo, unserem Ziele blinkten. Da tauchte plötzlich ein Wasserstrudel vor dem Bug des Schiffes auf.

"Ein Nilpferd!"

Der Strudel kam näher, schwamm seitwärts nahe an uns vorüber und hin und wieder glaubte man, ein graues Haupt erkennen zu können.

"Dort! Dort!"

Wahrhaftig, der mächtige Kopf eines Nilpferdes tauchte auf, dann begann das kleine Mäulchen zu gähnen, derart, daß ich dachte, käme ich nun auf einem Kanu, so könnte ich vielleicht in dieser Höhlung damit verschwinden. Und neben ihm kam ein anderer Kopf und noch einer hoch. Sechs Nilpferde stiegen abwechselnd hoch, stierten zu uns herüber und sanken wieder zurück in ihr nasses Element. Der Schwede hat doch recht. Es scheint ein neugieriges Pack zu sein.

Am feingedeckten, reichen Abendtisch saßen die Passagiere zum Abschiedsessen. Ich aber hockte in meiner engen Kabine und brockte das letzte hartgedörrte Brot in meine Tasse Kaffee. Mein Proviant war zu knapp bemessen. Die Frau des Kapitäns, eine rundliche Flamin, hatte aus mitleidvollem Herzen mir angeboten, doch die Mahlzeiten einzunehmen, sie würde mir nichts weiter dafür berechnen. Ich will aber nicht dieses Mitleid, fühle mich gar nicht so bemitleidenswert, ich brauche nicht zu hungern.

Ich hatte also das freundliche Anerbieten abgelehnt. Ich wollte keine Extravergünstigung, noch dazu im "feindlichen" Ausland. Und doch war ich der Frau so dankbar für ihre Menschenfreundlichkeit und Güte. Man müßte am Menschengeschlecht verzweifeln, wenn nicht hin und wieder einer nur beweisen würde, daß man doch den Glauben, zumindest an einen Teil der Menschheit, trotz des furchtbaren Egoismus der heutigen Zeit, nicht ganz zu verlieren braucht. Dieser seelenguten Frau

verdankt es der belgische Kongo, daß der Gesamt- und endgültige Eindruck von ihm nicht so verheerend ist, als es erst schien. Die Frau hat vieles wieder gutgemacht.

Ein Zug brachte mich von Kabalo in einer Tagesfahrt nach Albertville, am Tanganjikasee. Handgroße Schmetterlinge schwärmten in herrlich leuchtenden Farben gaukelnd neben uns her. Im Hotel Du Lace, in Albertville, zeichnete ich mich als Deutsche in das Fremdenbuch ein und konnte feststellen, daß ich bis jetzt die einzige Deutsche in dem dicken Buche war. Es gab sonst kein Hotel im Ort. Ich war also seit vielen Jahren die erste, die hier durchkam. Und darüber freute ich mich und ich möchte nach meinen Erfahrungen auch keinem Deutschen raten, durch den Kongo zu gehen und sich Unfreundlichkeiten auszusetzen.

Von der Terrasse des Hotels sah ich zwischen Kokospalmen die schäumende Brandung des Tanganjikasees. Drüben über dem gewaltigen Binnenmeer liegt unser geraubtes Ostafrika. Und hier schon, auf belgischem Kongo noch, zeigen sich die Spuren des heldenmütigen Ringens unserer Kolonialtruppen. Auf dem Friedhof in Albertville sind drei deutsche Kriegergräber. Leutnant Schwarz, Leutnant Jung, Unteroffizier Pennig, gefallen in der Schlacht am Tanganjika Moer am 26. 12. 1915, so steht auf dem Stein geschrieben.

Fünfzehntes Kapitel

Ostafrika, Historie • 300 000 Feinde gegen 3000 Deutsche • Lettow-Vorbeck unbesiegt • Die Trauer der Eingeborenen über die Vertreibung der Deutschen.

"Wie bin ich glücklich, wieder deutsch sprechen zu können, unter Deutschen zu sein. Es war nicht schön im belgischen Kongo, dort, wo es nicht einen Deutschen gibt. Aber es war auch nicht leicht, in Kigoma einen zu finden."

"Das glaube ich wohl. Meine Frau und ich, wir sind die einzigen Deutschen hier, ausgenommen die Missionare dort oben auf dem Berge. Weil wir so allein hier sind, geduldet nur unter Belgiern und Engländern, deshalb freut es uns um so mehr, daß Sie zu uns gekommen sind. Wir sind ja so weit von der Küste entfernt, daß keiner den Weg zu uns findet, und von der anderen Seite, vom Tanganjikasee, da kommt sonst kein Deutscher."

Meine Blicke schweiften hinaus in die herrliche Bucht von Kigoma, hinüber zu den in blauem Dunst, im Wasser verschwimmenden Bergen vom belgischen Kongo. Von dorther war ich gekommen, quer durch Afrika, und dort drüben ruhten drei deutsche Soldaten, die gekämpft und gestritten hatten und gestorben waren für dieses Land, auf das ich nun den Fuß gesetzt. Und hier oben auf dem Berge durchziehen Schützengräben noch heute das Erdreich, und Unterstände, halbzerfallen, sprechen eine eindringliche Sprache. Unter mir, nahe am Hafen, steht ein palastähnliches Gebäude, der Abschlußbahnhof der 1252 Kilometer langen Eisenbahnstrecke, durch Busch und Urwald, von der Meeresküste zur Küste des Tanganjikasees. 1914 kurz vor Ausbruch des Krieges wurde sie fertiggestellt. Ersonnen, erbaut, erarbeitet mit deutschem Mut und Fleiß. Die Deutschen haben die Kolonie erschlossen und aufgebaut, doch sie sind hier nur geduldet.

Am 27. Februar 1885 wurden durch einen kaiserlichen Schutzbrief die Erwerbungen **Dr. Karl Peters** unter deutschen Schutz gestellt und 1890 die Grenzen mit England festgesetzt, nicht ohne ein Abknipsen da und dort durch das britische Weltreich. Immerhin verblieb in Ostafrika ein beinahe doppelt so großes Land wie das Reich. 1891 übernahm das Reich die Herrschaft und Verwaltung dieses Landes. Die inneren Wirren, die ewigen Kämpfe von Stamm zu Stamm wurden unterdrückt, der Sklavenhandel ausgerottet, die furchtbaren Tropenkrankheiten und Seuchen durch Schutzimpfungen, Trockenlegen von Sümpfen und anderen, zum Teil kostspieligen Maßnahmen zurückgedämmt. Gerade in sanitärer Hinsicht und medizinischer Hilfe erwiesen sich die Deutschen

als Wohltäter der Schwarzen, in einem Maße, das weder vorher auch noch nach dem Kriege von irgendeiner anderen Kolonialregierung nur annähernd erreicht wurde.

Große Eisenbahnlinien wurden von den Deutschen erbaut, Kaffee- und Sisalpflanzungen angelegt. Es ist kein Beispiel in der Geschichte unserer Kolonialvölker, daß in kaum dreißigjähriger Tätigkeit aus einem wilden, unerschlossenen Land eine wirtschaftlich und kulturell derart blühende Kolonie geschaffen wurde.

Die ersten Nachrichten vom **Kriegsausbruch** trafen ein. Aber in Ostafrika dachten die maßgebenden Stellen an keinen Kolonialkrieg. Man glaubte nicht, daß sich England über den Kongovertrag hinwegsetzen und den Krieg in die Kolonien tragen würde. Aber der Kolonialkrieg lag im Interesse Englands und es versuchte daher den Angriff und den damit verbundenen Vertragsbruch in geschickter Weise auf Deutschland abzuwälzen.

Die Tatsachen sind folgende:

Am 7. und 8. August 1914 hatten die Belgier an England und Frankreich ein Schreiben gerichtet, laut Kongoabkommen den Krieg nicht in die Kolonien zu tragen. Frankreich erklärte sein Einverständnis. Von England erfolgte zunächst keine Antwort. Dafür aber wurde am **8. August** der Funkturm der Hauptstadt Daressalam beschossen und am 13. am Tanganjikasee der deutsche Dampfer Wissmann weggenommen. **Erst daraufhin haben am 15. August die Deutschen** Taveta in Britisch-Ostafrika besetzt. England hat den Angriff begonnen und dadurch mit Absicht eine deutsche Kampfhandlung erzwungen, die es haben wollte.

Am 17. August wurde dann auch prompt, nachdem sich alles so schön nach englischer Regie abgespielt hatte, das belgische Schreiben beantwortet und zwar folgendermaßen:

"In Beantwortung Ihrer Zuschrift vom 7. August habe ich die Ehre Sie wissen zu lassen, daß die britische Regierung sich dem belgischen Vorschlag, die Neutralität der Besitzungen der kriegführenden Mächte im konventionellen Kongobecken zu berücksichtigen, nicht anschließen kann. **Die Deutschen haben schon die Offensive gegen das englische Protektorat von Zentralafrika ergriffen.**Andererseits haben britische Truppen schon den deutschen Hafen von Daressalam angegriffen, wo sie die funkentelegraphische Station zerstört haben."

Dieses Schreiben sollte den Eindruck erwecken, als ob die Deutschen den Angriff begonnen hätten, ist also eine bewußte Verdrehung. Die Engländer haben angegriffen. Diesen Angriff aber versuchten sie den Deutschen zuzuschieben.

Den Vertragsbruch bestätigen klipp und klar auch folgende zwei Sätze, der englischen Zeitschrift *World* entnommen: "Bei Kriegsausbruch im Jahre 1914 wurden sofort die Feindseligkeiten gegen die deutschen Kolonien eröffnet. Dieses geschah in direkter Verletzung der Kongoakte vom 26. Februar 1885."

Aber dieser erzwungene Krieg wurde keine rechte Freude für die Engländer, wie er, im Gegensatz dazu, das größte Ruhmesblatt der deutschen Kolonialkriegsgeschichte wurde.

In der ersten Schlacht bei Tanga, vom 2. bis 4. November 1914, standen 10 000 Feinde 1000 Deutschen gegenüber. Und der Feind wurde vernichtend geschlagen, obwohl vom Meere her noch die englischen Schiffsgeschütze mit in den Kampf eingriffen und die Deutschen überhaupt keine Artillerie zur Verfügung hatten. Das ganze englische Landungskorps flüchtete entsetzt vor dem deutschen Angriffsgeist auf die Schiffe zurück. Das war ein schwerer Schlag für die Engländer, die schon das Verwaltungsmenschenmaterial für den Norden der deutschen Kolonie mitgebracht hatten. Sie mußten noch lange warten, bis es so weit war.

Abgeschnitten von aller Welt standen die dreitausend Deutschen mit ihren Askaris mit nur 15 000 Gewehren einem Heer von 300 000 Gegnern gegenüber. Und sie haben jahrelang standgehalten und sich gewehrt wie die Löwen. 146 englische Generale leiteten das englische Heer und 18 000 Eng-

länder und Inder fanden in diesem Feldzug den Tod, die schwarzen englischen Askaris nicht mit eingerechnet. **Lettow-Vorbecks** Ziel, ein großes feindliches Heer dem europäischen Kriegsschauplatz ferne zu halten und die Heimat damit zu entlasten, wurde glänzend erreicht. Und er blieb unbesiegt und hat mit dem Rest seiner Leute, gezwungen durch den Waffenstillstand, auch selbst die Waffen niedergelegt.

Es darf nicht vergessen und versäumt werden bei der Erinnerung an diesen großen, deutschen Kolonialkrieg, auch der treudeutschen Askaris und der gesamten deutsch eingestellten schwarzen Bevölkerung zu gedenken.

Ein verlassenes, zerstörtes deutsches Geschütz im afrikanischen Urwald, als letzter Zeuge deutschen Heldenkampfes in Ostafrika.

Zunächst war es für die Schwarzen ein unfaßbares Geschehen, daß nun Weiße gegeneinander Krieg führen würden, wo sie doch die Kriege unter den schwarzen Stämmen unterdrückt hatten, und daß die schwarzen Askaris nun nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht haben sollten, auf Weiße zu schießen. Es ist die niemals wieder gut zu machende Schuld der Alliierten, das Ansehen und den Respekt der weißen Rasse bei den Schwarzen, wenn nicht überhaupt untergraben, so doch stark erschüttert zu haben. Über die Ursachen des Krieges selbst hatten sie die absonderlichsten Vorstellungen. Zum Beispiel: der Krieg wäre ausgebrochen, weil der englische König dem deutschen Kaiser nicht seinen schönen Kürassierhelm gegönnt hätte. - Eine deutsche Goldmünze aus damaliger Zeit zeigte den Kaiser im Helm, während auf einer englischen Münze der König ohne Kopfbedeckung war. - Wie richtig und symbolisch war doch diese kindliche Auffassung der Neger. Aus purem Neid ist doch der Feindbund gegen Deutschland in den Krieg getreten.

Der Krieg brach aus und jene unglückliche Bevölkerung, die man von deutscher "Barbarei" befreien wollte, sie sträubte sich. Ein Teil kämpfte dagegen und ließ Gut und Blut in diesem Kampf. Der andere Teil war als Träger tätig, sorgte für die Herbeischaffung der Lebensmittel und Waffen, durch Busch und Urwald. Man kann wohl sagen, daß das ganze Volk am Kriege beteiligt war und mit **Lettow-Vorbeck** aushielt bis zum Letzten. Und einige erschütternde Dramen der Treue haben sich dort abgespielt.

In Ruanda, heute unter belgischem Mandat, saß Sultan Mussinga. Er war ein aufrichtiger Freund der Deutschen und als sein Land von unseren Truppen geräumt werden mußte, da schrieb er in einem Brief an den belgischen General unter anderem auch folgende Sätze:

" - werde ich Deine Befehle befolgen, so lange Du keine feindlichen Handlungen gegen die Deutschen von mir verlangst, denn Du weißt, daß ich viele Jahre mit den Deutschen gut Freund war. Und wenn ich jetzt gegen meine Freunde übel handelte, könntest auch Du kein Vertrauen zu mir haben. Ich kann Dir auch keine Führer und keine Hilfskrieger stellen, denn ich bin ein Mann von Ehre." -

Als er sich von dem deutschen Missionar verabschiedete, stürzten ihm die Tränen aus den Augen und er rief ihm zum Schluß noch nach:

"Sag es dem deutschen Kaiser und sag es dem deutschen Volk, sie sollen mich nicht vergessen!"

Das deutsche Volk, wenn auch nicht die einzelnen Ostafrikaner, hatte in den letzten furchtbaren Jahren des Niederganges auch diesen edlen Menschen, wie überhaupt alles Schöne und Herrliche vergessen. Und die belgische Mandatsverwaltung, sie vermochte es nicht, diesem hervorragenden

Herrscher und Menschen gerecht zu werden. Vor einigen Jahren ist Sultan Mussinga von ihnen entthront worden.

Unweit Ruanda saß auch Sultan Kahigi, der aus Treue zu den Deutschen, als er die schwarzweißrote Flagge streichen mußte, sich selbst den Tod gab.

Die Sonne versank im Tanganjikasee. Die Wolken strahlten ihre letzten Farbensymphonien und spiegelten sie wider im glatten Wasser des Binnenmeeres. Eine überreife Mango von dem dunkelgrünen Baum, der mir das tropische Farbenspiel umrahmte, fiel klatschend zu Boden und schreckte mich auf, doch die laue Luft ließ mich wieder zurücksinken in das Träumen.

Der Krieg war zu Ende, die Deutschen waren ihres Besitztums beraubt und aus dem Lande getrieben. Die Kolonie stand unter britischem Mandat, **wegen deutscher "kolonisatorischer Unfähigkeit" und weil in erster Linie die Interessen der Eingeborenen gewahrt bleiben müßten.** Und diese schwarzen Menschen, in derem Interesse das alles geschehen sollte, lassen sich aus Treue für ihre sogenannten Unterdrücker töten oder gehen aus Trauer über ihren Abzug selbst in den Tod. Die Herrscher riskieren aus Treue und Anhänglichkeit ihren Thron, verlieren ihn und gehen in die Verbannung.

Das war während des Krieges. Aber auch nach dem Kriege und bis heute sind sie ihren "Bedrückern" treu geblieben und sie sehnen und wünschen sie zurück.

Am 28. März 1918, nach beinahe zweijähriger Besetzung des nördlichen Teiles der Kolonie, heißt es in dem Bericht des Verwaltungsbeamten Byatt, der selbstverständlich noch zugunsten Englands verfaßt war:

> "In erster Linie denke ich, daß es ein Irrtum ist, anzunehmen, daß von Kriegsausbruch an die Eingeborenen dieses Landes eifrig nach der Möglichkeit ausschauten, durch uns von der tyrannischen Herrschaft der Deutschen befreit zu werden. Es würde nicht klug sein, eine offene und allgemeine Befragung der Eingeborenen eintreten zu lassen, ob sie englische oder deutsche Herrschaft vorziehen, da dieses Verfahren bei der gegenwärtigen Lage Verdacht hervorrufen und eine beunruhigende Wirkung haben würde. Ein Eingeborener würde nie verstehen, daß wir die freiwillige Herausgabe eines Landes ins Auge fassen würden, das wir mit solchen Kosten erobert haben. Es haben deshalb Befragungen in einer diskreten und unauffälligen Weise stattgefunden, wie die Gelegenheit sich bot. Ich bin jetzt im Besitze von Berichten der Beamten an der Spitze der sämtlichen Distrikte im Nordgebiet. Ich finde, daß die meisten Beamten meine Ansicht teilen, daß es nicht ratsam ist, zur gegenwärtigen Zeit irgend etwas von der Art einer Abstimmung vorzunehmen, wo die Eingeborenen im ganzen noch nicht genügend lange Erfahrung von der friedlichen, britischen Herrschaft gehabt haben, um eine gerechte Einschätzung ihrer Eigenschaften vorzunehmen."

Es würde freilich nicht gut gewesen sein, eine offene Befragung eintreten zu lassen, denn die diskreten und unauffälligen Befragungen haben 80 Prozent zugunsten Deutschlands ergeben. Die Neger sind gar nicht so dumm und haben wirklich die richtige Einschätzung vorgenommen. Sie sagen: "Die Engländer haben gute Worte aber ein hartes Herz. Die Deutschen aber haben harte Worte und ein gutes Herz."

Ein typisches und zugleich erschütterndes Beispiel, wo die Interessen der Schwarzen liegen, gab die Eingeborenenbevölkerung in Tabora im Januar 1919. Ein deutscher Unteroffizier, der zur Abwicklung der Entlassung der Askaris zurückgeblieben war, kam mit englischen Offizieren im Auto durch den Ort. Da stürzten ihm die Eingeborenen entgegen, überrannten die englischen Askaris, begrüßten ihn stürmisch und schrien: "Die Deutschen sollen wiederkommen." Ganz still saß der englische Offizier neben ihm und stellte verwundert die Frage: "Wie macht ihr Deutschen das nur?"

Im Interesse der Eingeborenen wurden Deutschland die Kolonien abgenommen. Nie in der Weltgeschichte hat sich eine Lüge lächerlicher gemacht als diese. Die Eingeborenen selbst haben gespro-

chen, hier wie in allen Kolonien, mit der tausendfach wiederholten, sehnsüchtigen Frage: "Wann kommen die Deutschen endlich wieder?"

Auch England selbst hat die Kolonialschuldlüge amtlich widerlegt. In dem offiziellen, 1922 veröffentlichten "Weißbuch", in welchem ausführlich von den deutschen Kolonialbehörden gesprochen wird, stehen die Sätze:

> "Die deutsche Verwaltung strebte darnach, die Kolonien dadurch so fruchtbar wie möglich zu machen, daß sie ihre natürlichen Hilfskräfte nach Möglichkeit entwickelte, und sie tat das mit Erfolg. **Sie verstand es weiter, den Bewohnern Achtung vor der deutschen Verwaltung einzuflößen** und ihr ganzes Kolonialsystem war den **Lebensbedürfnissen der eingeborenen Bevölkerung angepaßt."**

Das war es, ja! Und der Lohn und die Liebe für humane, straffe und gerechte Behandlung zeigte sich in der Anhänglichkeit der Schwarzen, deren sich kein anderes Kolonialvolk in gleichem Maße erfreut. Und daher behaupte ich: Der Deutsche ist nicht nur allein der geborene Kolonist, sondern er ist es auch, der die Eingeborenenfrage zu lösen, die sogenannte schwarze Gefahr wesenlos zu machen verstünde.

Ich halte die schwarze Gefahr heute nicht für akut, und sie brauchte es überhaupt nie zu werden. Sie wird es aber unzweifelhaft, wenn die Neger weiterhin so falsch und unfähig behandelt und irregeleitet, zur Empörung und zum Aufstand direkt getrieben werden. Und doch wären diese naiven Menschen so fügsam, so leicht zu lenken. Sie brauchen nur einen Führer, sie warten auf den, der auf ihr Wesen, ihre Eigenart eingeht, der sie, wenn auch streng, doch gerecht behandelt.

Deutschland und gerade dem neuen Deutschland mit seinem Gerechtigkeitssinn ist meiner Ansicht nach die Aufgabe vorbehalten, dem schwarzen Volke in Afrika Führer zu sein. Ich weiß, Deutschland kann es. Ein Farmer hat mir meine Ansicht bestätigt mit den Worten:

"Aus diesem schwarzen Menschenmaterial können wir alles machen, aber nur wir Deutsche."

Deutschland war in seinen Kolonien bahnbrechend in humanen, sanitären Einrichtungen, in Schutzimpfungen gegen alle möglichen Krankheiten, in Maßnahmen zur Eindämmung der Schlafkrankheiten, Malaria und anderer Tropenkrankheiten. **Unter fremdem Mandat** ist auf diesem Gebiet, trotz aller möglichen neuen Errungenschaften der medizinischen Wissenschaft, nicht nur kein Fortschritt, sondern im Gegenteil ein bedenklicher Rückschritt eingetreten.

Dafür allerdings züchten die Mandatare ein anmaßendes, freches Hosenniggertum heran und betrachten diese Tat auch noch als kulturelle Errungenschaft. Diese verbildeten, irregeleiteten Hosennigger, die meist nur die äußerlichen Gewohnheiten und damit schlechte Eigenschaften der Europäer sich angeeignet haben, können einmal Afrika und zugleich Europa gefährlich werden. Und die Neger danken ihnen auch ihre Europäisierung aus einem ursprünglichen Instinkt heraus kaum. Sie fühlen gut, daß eine Hose noch nicht den Europäer ausmacht, und es ehrt sie, daß ganze Stämme an ihren althergebrachten Sitten hängen und sich gegen die Europäisierung wehren. Sie wollen lieber echte Afrikaner als nachgemachte Europäer sein. Hinter dem von Schwarzen geprägten Satz, von den guten Worten aber harten Herzen der Engländer und den harten Worten aber guten Herzen der Deutschen, liegt die Begründung für ihre Anerkennung deutschen Wesens. Unverbildete Menschen, wie die schwarzen Naturkinder, lieben Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, die gerade dem Deutschen, oft zu seinem Schaden, in so hohem Maße eigen sind. Seien wir stolz darauf! Es wird eine Zeit kommen, wo diese Eigenschaften das höchste Ansehen genießen und maßgebend im Leben der Völker zueinander sein werden. Die Gerechtigkeit, sie wird noch siegen. Bei den Schwarzen ist das jedenfalls schon heute der Fall. Die strenge, sich gleichbleibende gerechte deutsche Behandlung hat den Schwarzen imponiert, hat sie erzogen und zu disziplinierten, die weiße Rasse respektierenden Menschen gemacht. Sie haben den Deutschen ehrerbietig als wirklichen Lehrmeister anerkannt und

sind, nachdem sie ihn erst wirklich kennengelernt hatten, ihm bedingungslos und vertrauensvoll gefolgt, was man bei vielen anderen Kolonialvölkern nicht ohne weiteres behaupten kann.

Wie so ganz anders sieht es denn auch heute in den Mandatsgebieten aus? Hat schon der Krieg viel Unheil angerichtet, so hat die Behandlung der Eingeborenen von seiten der Mandatsregierung vielfach vollkommen versagt. Das Ansehen der Europäer, der Respekt vor ihnen ist erschüttert. Diebstähle, Raub, Überfälle auf Weiße mehren sich in erschreckender Weise. Deutschland ist dazu berufen, ein Unglück in Afrika abzuwenden, in friedlicher Arbeit die Schwarzen in rechte Bahnen zu leiten, ihnen Führer zu sein.

Sechzehntes Kapitel

Berlin zieht um nach Afrika • Die deutsche Neusiedlung im Iringahochland • Englische Gerichtsbarkeit und deren Folgen, Respekt- und Disziplinlosigkeit • Die Schlange im Auto.

Langsam, langweilig, träge, als würde die Tropensonne ihn so schlapp machen, schlich der Zug, nachdem ich ausgestiegen war, weiter, der Meeresküste zu. Zu deutscher Zeit wurde die ganze Strecke in 40 Stunden zurückgelegt. Ich aber war von Kigoma bis Dodoma schon 54 Stunden im Zug, und das waren zwei Drittel des Weges. Durch dichten Busch und Urwald und lichte Steppe trug mich das Dampfroß und führte mir an Wild nur die spärliche Ausbeute von einigen Perlhühnern, einem Strauß und einer Wildschweinfamilie vor Augen. Aber etwas anderes war mir aufgefallen. In den Dörfern am Zug und in den Abteilen drängten sich gelblichbraune Menschen, zum Teil im Turban: Inder. Asien hat nach Afrika übergegriffen, und seine Wellen brechen sich erst am Tanganjikasee, an dem großen afrikanischen Binnenmeer.

Langsam zog der Zug und träge, wie müde von dem Tropenklima, so müde und so schlapp, wie ich es war seit Wochen. Habe ich mir doch die Schlafkrankheit geholt? Hat mir die Durchquerung des Kontinents, der belgische Kongo, diesen Denkzettel gegeben? Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. Ich habe es lange genug mit ungläubigem Lächeln getan. Doch nein - ich glaube es nicht - ich will es nicht glauben - diese schreckliche Krankheit!

Es war Nacht, als ich in Dodoma ausstieg. Am nächsten Morgen besuchte ich den bekannten Jäger Konrad Schauer, der Jagdexpeditionen ausrüstet und führt.

"Gibt es keine Autogelegenheit nach dem Norden des Landes, ins Kilimandscharogebiet?"

"Nach dem Norden? Momentan nicht! Aber Sie müssen unbedingt auch nach dem Süden, ins Iringahochland, dorthin, wo nach dem Kriege eine große deutsche Siedlung entstanden ist. Und dahin geht heute ein Lastwagen. Um 9 Uhr kommt mit dem Zuge von Daressalam die Familie T. frisch aus Berlin, die sich in Iringa ansiedelt. Da können Sie sicher mitkommen."

Der Hausrat wurde auf einen Lastwagen gepackt und oben ein Plätzchen auf Kisten für uns drei Personen reserviert.

Und die Familie kam, Vater, Mutter und Tochter. Der Sohn war schon ein Jahr im Lande und hatte seine Angehörigen abgeholt. Er hatte bereits vorgearbeitet, eine Teepflanzung angelegt und ein Haus gebaut, das eben fertig geworden war.

Am Marktplatz von Dodoma wurde der Hausrat auf einen Lastwagen gepackt und oben ein Plätzchen auf Kisten für drei Personen reserviert. Ich sah die Aufklebeadressen der Woermannlinie und den Absenderort, Berlin! Berlin - Dodoma - der

nächste Weg! Potsdamer Platz und nun ein Marktplatz Innerafrikas. Ich sah wie aus weiter Ferne, ein bißchen nebelig, den rasselnden Verkehr in den breiten Asphaltstraßen, vernahm den pulsierenden Herzschlag der modernen Weltstadt, das elegante Leben und Treiben. Hier aber hockten schwarze Menschen auf dem Boden und standen umher im Lendenschurz, zum Teil bewaffnet mit Bogen und Pfeil, die Wagogos, und in ihren Ohren hatten sie Holzpflöcke von der Dicke einer Faust. Vor sich ausgebreitet waren ihre Rinderhäute, die sie zum Verkauf hierherbrachten. Und über allem flutete die Sonne, die heiße afrikanische Sonne, die den Menschen erschlafft. Daher waren die Bewegungen der Neger für einen Europäer aufreizend gemessen, langweilig und umständlich. Um 1 Uhr, statt um 10 Uhr, wie gedacht, lief der Wagen an. An dieses afrikanische "Tempo" muß sich der Berliner erst gewöhnen; es mag ihm in der ersten Zeit wohl schwer fallen.

Dann aber sauste der Wagen los. Ein bißchen mehr oder weniger Gas, das bedingt keine besondere Anstrengung. Er holperte hinein in die Steppe, sprang über Gräben und Löcher, daß wir - ich und die beiden jungen T.s - auf unseren luftigen Sitzen hochgeschleudert wurden und uns mit Mühe so weit festkrallen konnten, daß wir nicht kopfheister über Bord gingen. Die Friedrichstraße war das nicht. Aber die Berliner lachten, und ich freute mich. Sie wissen sich den Verhältnissen anzupassen. Dann sind sie hier nicht fehl am Platze. Eine Trockensteppe, die mich sehr an südwestafrikanische Landschaft erinnerte, flog an uns vorbei. Dürre und glühende Sonne darüber. Einige Affenbrotbäume mit ihren mächtigen Stämmen und oft lächerlich kleinen Kronen - so daß manche von ihnen aussehen wie eine Sauerstoffflasche, die nur ein paar Reiser aufgepfropft hat - brachten etwas Leben in die Öde. Später verdichtete sich die Vegetation in lichten Busch mit beherrschenden, imposanten Schirmakazien. Blaudunstige Berge träumten in der Ferne. Harte Läufe von flüchtenden Antilopen schlugen den dürren Boden.

Das war nicht Hotel Adlon, was so großzügig den Namen Hotel trug - eine Lehmhütte nur, mit zwei Abteilungen für Schwarze und Weiße.

Fünf Stunden schon hatte uns der Wagen geschüttelt, weiter nach dem Süden, weg von der Zivilisation, tiefer in den Busch. Rast! Das war nicht Hotel Adlon, das doch so großzügig den Namen Hotel trug - eine Lehmhütte nur, mit zwei Abteilungen, für Schwarze und Weiße. Und wir nahmen Platz im "großen Salon" an dem einzigen Tisch, dessen Platte auf zwei in die Erde gerammten Pfählen ruhte. Zwei rindenrauhe Holzstämme stützten das Dach. Heiße Luft strömte durch das Fenster, ein freigelassenes Loch, herein. Ein schwarzer Junge servierte uns Tee mit Keks, und es reichte für fünf Personen und kostete 65 Pfennige. Die Küche des Hotels war im Freien hinter dem Haus und nur von einem niederen Zaun umgeben. Und die Berliner verwunderten sich nicht, und sie gewannen mir Achtung und Respekt ab. Sie wissen, was sie tun, und sie tun es freudig.

280 Kilometer sind es von Dodoma bis Iringa, und es wurde Abend, als wir die Bergstraße anzusteigen begannen, und die rötlichen Strahlen der sinkenden Sonne wie in einem letzten sanften Streicheln über der breiten Ebene unter uns lagen. Und es ward Nacht, und der Lichtkegel des Scheinwerfers glitt hinein in eine schmale Straße und plötzlich hinaus ins Uferlose, Dunkle, Drohende. Ein Ruck, der Wagen schwenkte herum, und sein grelles Licht riß für einen Moment den steilen Abhang, eine beinahe senkrechte Wand, grell vor unsere Augen.

"Diese Woche ist ein Wagen hier irgendwo hinuntergestürzt", so erzählte der Chauffeur. Wir schwiegen und dachten wohl alle dasselbe: "Muß er das gerade hier erzählen!" Und wir alle sagten uns dann noch selber vor: "Wir dachten das nur so, der anderen wegen." Wie schön ist doch so ein Selbstbetrug!

Der Chauffeur trat nun auf den Gashebel, und dahin sauste der Wagen und nahm die Kurven mit einem Schwung, daß wir glaubten, die oberen Gepäckstücke und wir selbst mit ihnen müßten durch die Zentrifugalgewalt hinaus in das Weltall, in den Abgrund geschleudert werden. Aber im Fahren sind die Schwarzen im allgemeinen sehr geschickt. Sie wissen das auch, und als einmal in irgendeiner Ecke Afrikas ein Flugzeug zum ersten Male erschien, da meinten die Neger: gemacht ist das Ding natürlich von den Weißen, aber fahren tut doch bestimmt nur ein Schwarzer.

Das Iringahochland war erklommen, wir waren damit ungefähr 1700 Meter hoch. Ein Schakal kam aus dem Busch heraus in den Lichtkegel, die Räder zermalmten ihn. Um 10 Uhr kamen wir im Ort Iringa, im Hotel "Weißes Rößl" - auch das gibt es in Afrika - an. Müde und abgespannt zogen wir uns bald alle zurück.

Unsere Wege trennten sich morgen. Auf meinem Zimmer fiel es mir ein: Der Heilige Abend ist morgen. Am Spätnachmittag erst kommen die Berliner in ihrem neuen Heim an. Sie feiern ihr Weihnachten zusammen im Busch, in einem kahlen noch nicht eingerichteten Haus. Ich bewundere sie, diese Großstädter, die den Mut haben, aus dem Getriebe der Weltstadt hinauszufliehen in die unendliche Einsamkeit des afrikanischen Busches, abgeschlossen für sich und viele Kilometer von dem nächsten Nachbarn entfernt. Ein Zug deutscher Seelengröße. Glück auf Berlin in Afrika!

Mit unerhörter Rücksichtslosigkeit hat England die Deutschen nach dem Kriege von ihrem Besitz, den sie dem Urwald abgezwungen hatten, vertrieben, aus dem Lande, das sie aufgebaut hatten, verwiesen. Auf den Pflanzungen saßen noch die Frauen und hielten den Betrieb aufrecht, während sich die Männer im Buschkrieg im Lande herumtrieben und ihr Leben für das Vaterland und die Kolonie in die Waagschale legten. Die Frauen erhielten während des Krieges von der englischen Verwaltung wiederholt die Aufforderung, die Pflanzungen gut in Ordnung zu halten, und das taten sie. Der Krieg war zu Ende. Da wurde eine nach der anderen der deutschen Frauen von den zuständigen Beamten in das Bezirksamt gerufen.

"Warum wollen Sie eigentlich hier bleiben", so wurden sie überraschend gefragt.

"Wir haben doch unsere Pflanzungen hier, unseren Besitz", antworteten die Frauen empört.

"I will do my best for you!" (Ich will mein Möglichstes für Sie tun), so antwortete regelmäßig der Beamte.

Und die Frauen vertrauten dieser Höflichkeitsformel und gingen beruhigt nach Hause.

Und eine Woche später schon wurden sie vertrieben von Haus und Hof, und mitgenommen durfte nichts werden, gar nichts. Auf Schiffen wurden sie zusammengepfercht und nach Hause geschafft. Und die ausgedehnten Besitzungen, die mit Fleiß und Mühe vom Roden des Urwaldes an aufgebaut wurden und von denen einzelne einen Wert bis zu einer Million Mark hatten, wurden für ein paar hundert Schillinge an Inder verkauft. Diese Tatsachen und andere Ereignisse sind dem englischen Volke verheimlicht worden, und ein Engländer kann sich ehrlich entrüsten, wenn man ihm davon erzählt.

1927 durften Deutsche wieder in Ostafrika einwandern. Und sie kamen fast alle zurück, die alten Ostafrikaner, die das Land aufgebaut hatten, ihr Gut dafür opferten, nun arm und mittellos. Sie haben neu angefangen, zum Teil im Iringahochland, das 1700 Meter hoch über dem Meere liegt. In den Tropen ist das Klima in diesen Höhen viel gesünder als in der Ebene. Sie haben sich festgesetzt in Mufindi, in Dabaga, in Lupembe und Nbozi. Wieder haben sie sich, wie schon einmal, erst ein kleines Häuschen hingestellt, aus Lehm gestampft, den Busch und Urwald gerodet, und das Urland im ersten Umbruch aufnahmefähig gemacht.

Heiliger Abend! Ich bin Gast auf einer Pflanzung, und ich bin so dankbar dafür, daß ich das deutsche Fest nicht allein in einem kahlen Hotelzimmer oder unter anderssprachigen Menschen verleben muß. Auf einem grünen Kasuarinbäumchen flackerten die Flammen der brennenden Kerzen. Unter der Begleitung einer melancholischen Geige klang das Lied hinaus in schwüle Tropennacht: Stille Nacht! Und dann war ein sekundenlanges, feierliches Schweigen. Ich wußte, daß die Herzen dieser Menschen, gleich meinem, mit heißer Sehnsucht zurückschweiften zur Kindheitsweihnacht in deutscher Winternacht.

Der Hausherr riß sich los. Er fühlte eine Verpflichtung dem Gast gegenüber.

"Hier in Dabaga hatten wir große Sorgen in den letzten Jahren. Wir pflanzten Kaffee, und er wollte nicht gedeihen. Das war ein schwerer Schlag. Ein paar Jahre der Mühe und der Arbeit waren verloren. Nun mußten wir uns umstellen, suchten tastend nach neuen Möglichkeiten und fanden durch Versuche und Experimente heraus, daß dieses Land alle heimatlichen Produkte bringt wie Getreide, alle möglichen Obstsorten und auch Tabak. Jetzt eben wenden sich alle dem Getreide- und Obstbau zu. Aber es sind schon vier bis fünf und sogar sechs Jahre, daß sich manche nun vergeblich plagen."

"Einen Nachteil für das ganze Iringahochland bildet wohl auch seine Lage so tief im Innern des Landes?"

"Sehr richtig! Die großen Entfernungen erschweren dem Farmer das Leben und die Wirtschaft, sie verringern den Ertrag durch hohe Transportkosten. Das eigene Getreide in Dabaga, das zur Versorgung der Siedler im Iringahochland selbst diente, mußte zum Mahlen erst Hunderte von Kilometern zur Bahnstation und von dort mit der Bahn noch weiter bis zur nächsten Mühle expediert werden. Zurück denselben Weg. Diese Umstände hätten den Getreidebau in Dabaga unrentabel und unmöglich gemacht.

Nun haben wir, mein Bruder und ich, die Ifuenzamühle errichtet, und ich glaube, wir haben damit der Siedlung Dabaga einen großen Dienst erwiesen. Dabaga kann nunmehr unter Umständen in einiger Zeit ganz Ostafrika, zumindest aber den Süden davon, mit Mehl versorgen, das bisher von der britischen Kolonie Kenya eingeführt werden mußte."

Am anderen Morgen besichtigte ich die Mühle, deren Erstehung inmitten des Busches die Engländer nicht wenig in Erstaunen gesetzt hatte. Und sie ist bewunderungswürdig, beinahe unwahrscheinlich, die Mühle selbst und ihre Entstehung.

Von den Gebrüdern Preußer, den Erbauern, ist der eine alter Ostafrikaner, der andere, Dr. Preußer, aber ist Archäologe und grub in Mesopotamien alte Städte aus. Beide Herren schienen nicht gerade geschaffen zum Bau einer modernen Mühle mit allen Schikanen. Die Not, die drohende Gefahr für die deutsche Siedlung in Dabaga zwang dem Kolonisten Preußer die Feder in die Hand zu einem Hilfeschrei an seinen Bruder, den Archäologen: "Die Siedlung ist verloren, wenn wir nicht eine Mühle bekommen. Hilf!"

Und Dr. Preußer ließ seine antiken Städte und alten Statuen und Gemäuer. Er reiste nach Ostafrika, machte einen Plan, fabrizierte seine Ziegel selbst und brannte sie. Dann baute er mit eigener Hand, mit Hilfe seines Bruders und schwarzer Hilfskräfte, die Mühle auf. Die modernen Maschinen, aber nur in ihren Eisenteilen, kamen von Deutschland. Die Holzteile dazu, Paternosteraufzüge, ja sogar die Eisenturbine sind eigene Handarbeit. Man kann es kaum fassen, daß diese Mühle, die rein äußerlich, aber auch in praktischer Hinsicht allen Anforderungen entspricht, von einem Menschen ersonnen und erbaut wurde, dessen Bildungsgang und Betätigung doch in ganz anderer Richtung lagen. Die Siedlung Dabaga war durch diese Tat gerettet.

Nach Mufindi ratterte der Wagen, und der Chauffeur erzählte: "Es ist noch nicht lange her, da fuhr ein deutscher Farmer wie ich heute auf sonnenüberfluteter Buschstraße. Der Weg dehnte sich weit und einsam vor ihm. Die Tropensonne meinte es gut, und der Fahrer döste und blinzelte mit halbgeschlossenen Augen über die Motorhaube hinaus in den grünen Busch und den schmalen, roterdi-

gen Weg dazwischen. Plötzlich aber weiteten sich seine Augen. Seine Hände wollten vor Schreck das Steuer fahren lassen und faßten es dann doch um so stärker, um Halt zu bekommen. Dicht vor seinen Augen züngelte eine Kobra, die sich um das Steuerrad geschlungen hatte. Wo sie plötzlich hergekommen war, das war dem Fahrer unverständlich. Aber sie war da, und die Erschütterung des Wagens schien sie übel zu vermerken und zeigte Lust, sich dafür an dem Lenker zu rächen. Im Gehirn des Deutschen jagten sich die Gedanken. Ruhig weiterfahren, das Tier nicht reizen! Weiterfahren, direkt zu einem Krankenhaus, um Hilfe zu haben, wenn etwas passierte. Und es mußte schlimm ausgehen. Hier gab es kein Entrinnen mehr, keinen Ausweg. Das Biest saß immer noch auf der Lenkstange, immer noch erregt und ungnädig und von Zeit zu Zeit giftig züngelnd. Sie kroch auf seine Hand und war nahe seinem Gesicht. Weit voneinander entfernt sind die Krankenhäuser in Afrika, doch unendlich ferner erscheinen sie, wenn das Unheil lauert. Er kam durch ein Negerdorf. Die Schwarzen sahen die Schlange und liefen mit aufgeregtem Geschnatter über dieses nie gesehene Schauspiel eine Weile neben dem Wagen her. Und wieder befand sich der Farmer auf freier Strecke. Er war sich seiner Hände und Augen nicht mehr sicher vor Aufregung, und der Wagen sauste in ein Loch, daß es ihn hoch warf und die Schlange in elegantem Schwung hinein in den Busch flog."

Ich war in Mufindi. Dort gedeiht der Kaffee. Neuerdings wird auch Tee gezogen, der allem Anscheine nach eine große Zukunft hat. In dieser Siedlung ist im vergangenen Jahr eine fabrikmäßige Aufbereitungsanlage für Tee von einem Experten erbaut worden.

Weit ist Lupembe vom Iringa-Ort, etwa 300 Kilometer und von Dodoma, der nächsten Bahnstation, etwa 600 Kilometer. Unser Inderlastwagen holperte über Brücken, die unter unseren Rädern krachten und zum Teil zusammenbrachen, durch Busch und Steppengelände und schließlich durch leere, kahlgebrannte Hügel. Hier in dieser Gegend haben die Eingeborenen durch Abbrennen und gänzliches Ausroden des Busches schweren Schaden verursacht, und noch haben die Engländer diesem landesschädlichen Unfug kein Ende bereitet.

Schwer haben die Siedler in Lupembe zu kämpfen. Die weiten Entfernungen, das Abgeschnittensein erschweren ihre Arbeit. Aber auch das Land hat sich als schwierig und zum Teil ungeeignet erwiesen. Einige der Siedler werden in diesem Jahre nach großen Mühen und Plagen die ersten Kaffee-Ernten einheimsen. Andere aber stehen vor dem Nichts, nach jahrelanger Arbeit. Kümmerlich stehen die Kaffeebäumchen auf ihrem Boden und werden nie einen richtigen Ertrag bringen. Die Wahl des Bodens ist für einen Farmer sehr wichtig.

Es sind manchmal ungeheure Schwierigkeiten, mit denen die deutschen Siedler zu kämpfen haben, und große Entbehrungen müssen sie auf sich nehmen. Es ist nicht einfach, Pflanzer im Neuland, im tiefen Afrika zu sein. Und doch haben die Deutschen im Iringahochland, trotz entmutigender Rückschläge, eine Siedlung geschaffen, die sich sehen lassen kann. Was allerdings hat sie an deutscher Kraft, Mühe und Fleiß gekostet? Und auf ihren alten wertvollen Pflanzungen sitzen Inder und lassen sie verkommen.

Nach drei Tagen wollte der Inder mit seinem Wagen wieder nach Lupembe kommen und mich nach Iringa zurückbringen. Aber er kam nicht am vierten und fünften und auch nicht an den folgenden Tagen. Ich saß fest und konnte nun die Schwierigkeiten dieses Abgeschnittenseins im Busch ermessen. Auch eine schnelle Verständigung mit Iringa, eine Anfrage bei dem Inder war nicht möglich. Telephon und Telegraph gibt es nicht. Eilige Post und Telegramme werden durch schwarze Läufer besorgt und dauern Tage bis Iringa.

Aber endlich fand sich doch ein Wagen. Am nächsten Tage sollte die Fahrt losgehen. Meine Gastgeberin drückte mir noch ein Paket mit einem Paar Schuhe in die Hand. Ich sollte sie in Iringa, also 300 Kilometer von hier, zur Reparatur geben.

Zum Abschied versammelte sich am Abend noch ein netter Kreis von deutschen Pflanzern, und da wurden Erfahrungen mit Eingeborenen und der englischen Gerichtsbarkeit ausgetauscht.

Vor dem Kriege sind in Ostafrika Diebstähle durch Schwarze kaum vorgekommen, man konnte Tür und Tor im Hause offen halten. Wie sehr die Sitte und Moral im schwarzen Volke sich nach dem Kriege gelockert haben, das beweist das besorgniserregende Anwachsen von Straftaten aller Art. Hier trägt freilich die englische Rechtsprechung, die in kaum zu verantwortender Weise den Neger schont, den Weißen so gut wie rechtlos macht und ihn den Schwarzen ausliefert, nicht unwesentlich zur Verschlimmerung der Lage bei.

Ein paar Beispiele aus der Fülle der erwähnten Fälle: Ein frecher Diebstahl hatte sich in Daressalam bei einer deutschen Familie ereignet. Nachts, während die Familie schlief, wurde im Schlafzimmer außer anderem auch eine wertvolle goldene Uhr zu Häupten der schlafenden Dame gestohlen. Als Täter kam nur der Hausboy in Frage, der jeden Winkel im Hause kannte. Dennoch aber wagte es die Familie nicht, den Fall bei der englischen Behörde zur Anzeige zu bringen, denn auf eine Anzeige hin erfolgt vorerst gewöhnlich nichts. Auf wiederholtes Drängen wird dann der Fall endlich aufgenommen. "Habt ihr einen Tatzeugen dafür?" das ist die erste Frage.

Wenn die Antwort verneinend lautet, wenn nicht eine Person als Zeuge auftreten kann, die den Dieb bei der Tat gesehen hat, dann wird die Anzeige nicht angenommen. Unter Umständen wird der Spieß umgedreht, und der Schwarze verklagt den Weißen wegen übler Nachrede.

Einem anderen Deutschen wurden 50 Schillinge gestohlen. Ein Augenzeuge war vorhanden, und die 50 Schillinge wurden bei dem Schwarzen gefunden. Bei Gericht wurde an den Weißen die Frage gestellt:

"Können Sie beschwören, **daß das hier Ihre** Schillinge sind?"

Wegen eventuell drohender Meineidsanklage - die Schillinge konnten, während sie aus seinem Gesicht waren, ausgetauscht worden sein - konnte er diesen Eid nicht leisten. Daraufhin erhielt der Boy die 50 Schillinge und ging ab.

Wieder einem Farmer wurden Eisenhacken gestohlen. Der Junge war vor Gericht geständig. Der Richter aber fand: Weil die Eisenhacken nicht beigeschafft wurden, darum wäre der Beweis nicht vollständig. Der Junge ging frei aus.

Ähnliche Fälle ließen sich noch viele anführen. Diese schutzlose Preisgabe der Weißen ist nicht ohne besorgniserregende Folgen geblieben. Es ereignen sich heute, was unter deutscher Herrschaft überhaupt nicht denkbar gewesen wäre, auch Überfälle auf Weiße.

Ein deutscher Pflanzer wurde mit einer Keule zu Boden geschlagen, ein Engländer gespeert. Während meiner Anwesenheit in Ostafrika aber hat sich der ungeheuerlichste Fall dieser Art ereignet, der wirklich Erregung und Beunruhigung unter der weißen Bevölkerung hervorgerufen hat. Ein Herr von Fürstenberg war nachts mit seinem Wagen unterwegs. Plötzlich sprangen etwa 20 Schwarze aus dem Busch, hielten den Wagen an, zerrten Herrn von Fürstenberg heraus, beraubten ihn und schlugen auf ihn ein, in der unmißverständlichen Absicht, ihn zu töten. Nur dem Umstand, daß ein mitfahrender Massai schnell zur nächsten, glücklicherweise nahen Farm eilte und Hilfe herbeibrachte, verdankt der Angegriffene sein Leben. Immerhin wurde der Überfallene schwer verletzt ins Krankenhaus eingeliefert.

In diesem Zusammenhange verlohnt es sich, einmal näher auf die deutsche Behandlung der Eingeborenen und die anderer Völker einzugehen, Vergleiche zu ziehen, weil auf diesem Gebiete die Deutschen der Unfähigkeit bezichtigt wurden.

Welche Behandlung die bessere ist, dafür kann nicht der europäische Maßstab angelegt werden. Darin liegt ja eben das teilweise Versagen anderer Nationen, die Unfähigkeit, die Schwarzen zu lenken, ihnen respektierter Führer zu sein, daß sie es nicht verstehen, auf die Psyche des Negers einzugehen, sondern schematisch mit europäischen Maßnahmen in Afrika vorgehen. Vielleicht liegt es an dem pädagogischen Talent der Deutschen überhaupt, das unsere Schulen über alle anderen hinaus-

wachsen ließ und das auch den Negern gegenüber sofort die beste Erziehungsmethode fand. Der Schwarze - und seine Ansicht ist hier entscheidend - betrachtet tätige Strafe als einzig angebrachte und gerechte Strafe. Die zum Teil noch an ungebundene Freiheit gewohnten Naturmenschen empfinden das Einsperren hinter Mauern ungleich grausamer. Vollends unverständlich sind ihnen Geldstrafen, die sie geradezu als Diebstahl der Weißen betrachten. Es ist müßig, lange Abhandlungen darüber zu schreiben, welche Behandlungsweise mehr oder weniger menschlich ist, denn wenn die eine Seite vom europäischen und die andere vom afrikanischen Standpunkt ausgeht, so wird eine Einigung darüber nie zustande kommen. Jene Frage ist auch gar nicht so wichtig. Bedeutend wesentlicher aber ist diese: Welche Behandlung ist die richtige? Hier aber neigt sich die Waagschale tief zugunsten Deutschlands. Disziplin, Ordnung und Respekt herrschten zu deutscher Zeit in den Kolonien. Heute aber ist der Weiße dort seines Lebens nicht mehr sicher. Die Schwarzen haben auch sonst unmißverständlich und überwältigend für Deutschland gesprochen, darüber können auch unsere Feinde nicht einfach hinweggehen. Die Schwarzen trauern den Deutschen noch heute nach, sie sehnen sie inbrünstig zurück - eine einzige Anerkennung humaner, gerechter und richtiger deutscher Eingeborenenpolitik.

Siebzehntes Kapitel

Ein Arbeitstag auf einer Sisalpflanzung • Der Löw ist los • Der SA-Sportflieger am Oldeani.

Der Sisal grünt in schnurgeraden Reihen, durch deutsche Hände Arbeit, deutschen Fleiß, es rauscht ein Wasserfall in tausend Bächlein nieder - und träumend ruht der Usambaraberge Haupt in weißen weichen Wolken in der Ferne - einst deutsches Land, verlorenes Land!

> Doch Mut und Hoffnung und Vertrauen!
> Es flattert flammend hell und siegverheißend
> die Flagge mit dem Runenzeichen,
> verkündend Freiheit und Gerechtigkeit!

Vom Iringahochland, von Dodoma hatte mich der gemächliche Zug zur Meeresküste nach Daressalam gebracht. Beendet war die Durchquerung des Kontinents. Die herrliche Hauptstadt des Landes und der schöne Hafen hatten es mir bald angetan, doch ich mußte weiter nach dem Norden, mußte noch den höchsten Berg Afrikas, die weiße Kuppe des Kilimandscharo und die deutschen Pflanzungen in seiner Umgebung sehen. Kein Schiff ging in den nächsten Tagen nach Tanga, und die Straßen waren so schlecht, daß man mit dem Auto irgendwo liegen bleiben konnte, wochenlang. Und dieses Risiko vertrug meine Zeit nicht mehr. Deshalb setzte ich mich in das modernste Verkehrsmittel, in das Flugzeug, das mich in zwei Stunden von Daressalam, entlang der Meeresküste, nach Tanga trug.

Und nun saß ich auf der Veranda eines deutschen Kolonialhauses im Norden des Landes und schrieb obige Zeilen in das Gästebuch, denn groß ist die Gastfreundschaft in den Kolonien. Die frühe, warme Morgenluft ließ die Alleen der Kasuarinenbäume erzittern und leise aufrauschen. Zu meinen Füßen zogen die geraden Reihen der Sisalagave, über welliges Gelände unabsehbar, und wie aus weiter Ferne klang das gedämpfte Stampfen der Fabrik, der Rhythmus der Arbeit, an mein Ohr; das Werk, die Lebensarbeit eines Mannes, eines Deutschen, der aus kleinen Anfängen sich emporgearbeitet hat.

Einst war hier Busch und Urwald, weit und breit, brach lag das Land. Da kamen die Deutschen, sie rodeten den Buden und bepflanzten ihn. Und die Anlage wuchs, Maschinen wurden nötig und sie schafften der Heimatindustrie Arbeit und dem Arbeiter das Brot. Und die schwarzen Helfer in den Plantagen trugen ihren Lohn wieder in die deutschen Dukas (Läden) für Kleider und andere ihnen nun zum Bedürfnis gewordene europäische Dinge und gaben wieder der Heimat Arbeit und Brot.

Die gewonnenen Produkte aber gingen nach Deutschland, und die Aufwendungen für benötigte Rohprodukte mußten nicht dem gemeinsamen Volksvermögen an Devisen für das Ausland entzogen werden, sondern kamen wieder in deutsche Hände. Und so ging das Volksvermögen seinen ewigen Kreislauf innerhalb des Deutschtums, Arbeit und Handel schaffend. Deutschlands Wohlstand vor dem Kriege beruhte zu einem nicht unwesentlichem Teil auf seinen Kolonien. Millionenwerte hatte mancher von den Ansiedlern geschaffen. Der Neid, der Haß rief sie hinweg in den Krieg, und sie wehrten sich wie die Löwen, und sie mußten zum Schluß unbesiegt die Waffen strecken. Und sie kamen nach Hause, beraubt ihres Besitzes. Deutsche Arbeit war geschändet und ihre Früchte in den Schoß gelber und brauner Menschen geschüttet.

Die Heimat hatte ihnen Entschädigung versprochen und sie gab sie ihnen auch - die Novemberrepublik - in Inflationsmark. Bestohlen von den Alliierten, betrogen von der Heimat und angewidert von dem Deutschland der Nachkriegszeit kehrte mancher von ihnen in die Kolonie zurück, um wieder von neuem anzufangen. Aber die einsetzende Weltkrise, das Sinken der Preise für alle Produkte, versetzte sie in eine Lage, mit der sie vorher nicht rechnen konnten, und viele von ihnen haben schwer um ihre Existenz zu ringen und einige auch gerieten in wirkliche Not.

Sie haben das Land aufgebaut, andere aber lassen es sich auf ihren alten Plätzen wohlergehen. Wie oft schon sind Deutsche in dieser Art betrogen und ausgebeutet worden. Doch Mut und Hoffnung und Vertrauen -

Der Hausherr trat an mich heran: "Haben Sie Lust, mich auf meiner Fahrt durch die Pflanzung zu begleiten?"

"Mit Vergnügen!"

Im Ford, der auch in deutschen Kreisen als der allein mögliche Wagen für afrikanische Verhältnisse gilt - die deutschen Autoindustrien müßten endlich beweisen, daß ihre Erzeugnisse ebenso stabil und für Afrika geeignet sind - schüttelten wir dahin auf unebenen Feldwegen, durch verwilderte und verbuschte Kautschukanlagen. Der katastrophale Niedergang der Gummipreise hat diese ausgedehnten ostafrikanischen Kulturen unrentabel gemacht und die ungeheuren Werte, die hier angelegt waren, vernichtet. Nun sind sie wieder ein Paradies für Tiere.

"Ein Hundsaffe!"

Groß und breit saß er im Geäste eines Baumes, äugte herüber zu uns, stieß ein zorniges Knurren aus und schüttelte verärgert den Baum. Ich glaubte seine Sprache zu verstehen:

"Diese aufgeblasenen Vettern sollen uns gefälligst mit ihrem Besuch verschonen, Vettern schätze ich im allgemeinen und diese, die keine Beine haben und nicht einmal nach richtigem Affenbrauch auf Bäume klettern können, insbesondere nicht. Wenn ihr schon so aufdringlich seid, so muß wohl ich das Feld räumen -" so knurrte oder dachte der Affe, sprang vom Baume und huschte über die Straße. Da wurde es hinter ihm lebendig. Aus dem Busch und vom hohen Gras tauchten braungraue Körper auf und folgten in eiligen Sprüngen dem Führer über den Weg. Einem ganz alten, kahlen Knaben konnte der Wagen gar nicht imponieren. Mitten auf den Weg setzte er sich hin, pochend auf die Unantastbarkeit seines ehrwürdigen grauen Hauptes. Bedrohlich rückte ihm der Wagen auf den Leib. Da schüttelte er verständnislos und unwillig den Kopf: "Nicht einmal das Alter ehren sie." Er trollte weg. Mit flüchtigen Sätzen setzten noch einige an dem Wagen vorbei und dann schimpften und belferten sie hinter uns her: "Kinderräuber, Diebe, Mörder, nie und nirgends ist man vor dieser Gesellschaft sicher!" - Wir haben uns ja ein nettes Ansehen bei unseren Vettern erworben!

Vorbei jagten wir an den großen ausgewachsenen Sisalagaven, die in ihrem hohen Schaft, auf merkwürdig symmetrisch gewachsenen Zweigen ihre Jungen trugen.

"Dort legen wir neue Kulturen an, und hier wird das Arbeitsdorf dazu erbaut."

Mit wehenden zerfetzten Hemdsärmeln stürzte der schwarze Vorarbeiter herbei: "Jambo, Bwana Kuba." In Kisuaheli erstattete der Schwarze seinen Bericht, und der Weiße gab seine Befehle in gleicher Sprache. Alle Deutschen hier erlernen die Eingeborenensprache. Da ich noch absolut nicht in den Sprachschatz der Wollköpfe eingedrungen war, wurde die Unterhaltung für mich langweilig, erschien ich mir reichlich dumm und wandte mich, um meine Mangel zu verdecken, den Arbeitern zu. Da schleppten einige lange Holzpfähle herbei; andere rammten sie in einer Reihe in die Erde als Hauswände. Daneben kneteten einige schwarze Gesellen das Erdreich und füllten mit dem Lehm die Zwischenräume der Pfähle und schafften so eine glatte Hauswand. Mit Schilf und Gras deckten andere die Dächer. Das Arbeiterdorf im Bau. Bald ist es fertig.

Weiter geht die Fahrt, dort wurde Busch geschlagen, Neuland gewonnen. Hier das geschlagene Holz verbrannt. Hinter dem Feuer folgten Reihen von Schwarzen, rodeten die übrig gebliebenen Holzstöcke und hackten die Erde. Das Land war fertig zur Aufnahme von Kulturen. Auf Saatfeldern wurden die kleinen Sisalkinder aufgepäppelt und nun werden sie in Reihen, die auch in schräger Richtung schnurgerade verlaufen, in das große Feld verpflanzt. So ein Sisalfeld ist ein Wunderding. Von welcher Seite man den Blick darauf werfen mag, immer hat man schnurgerade Reihen vor sich.

"Nun in die alten Bestände!"

Feldbahngeleise, die wir zwischen die Räder des Wagens nehmen, liegen auf dem Weg. Hoch und breitausladend ist hier die Agave, schnittreif! Wir halten. Wieder stürzt ein Schwarzer auf uns zu, steht stramm und salutiert militärisch. Er steckt in einem dicken blauen Wollsweater, hier, beinahe am Äquator.

"Den will er um die Welt nicht ausziehen. Das ist das Zeichen seiner Aufseherwürde."

Vor uns stehen Rollwagen, zum Teil geladen mit den Blättern der Agave, und dicht neben uns schneiden Neger einige von den Strunken rund herum und nur ein Büschel des Herzens bleibt stehen. Der übriggebliebene Teil der Agave, der zugeschnittene rundliche Strunk, erweckt den Eindruck einer großen Ananas. Sisalernte! Ein Zug, gefüllt mit den dicken fleischigen Blättern, rollt ab. Wir folgen zur Fabrik. Der Rhythmus der Arbeit tönt uns entgegen. Es rauscht das Wasser in dem Werkkanal. Maschinen und Riesenräder in der Fabrik surren, Rollwagen knarren. Die Presse stampft, eine Feile raspelt in der Werkstätte und Hammerschläge bringen den Takt in die Melodie der Arbeit.

Schwarze Hände zerren den Sisal von den Wagen, legen ihn auf den Maschinentisch, ein laufendes Band zieht ihn hinein in das große Rad, welches das Fleisch von den Fasern quetscht und letztere grünlich und triefend wieder ausspeit. Neger schleppen den nassen Sisal hinaus ins Freie und hängen ihn auf Stangen - wie man das mit Wäsche tut - zum Trocknen und Bleichen. Wieder kommt der trockene und etwas steife Sisal zurück in die Fabrikhalle. An sechs großen Maschinen, von Staub umhüllt, stehen zwölf Neger, die kleine Bündel von Fasern in dieselben stecken und dann, von riesigen Bürsten gereinigt, weich und glänzend, wie cremefarbene Seide, wieder herausziehen. Der fertige Sisal wird in Ballen gepreßt; mit Sackleinen umhüllt und signiert, ist er nun versandbereit und fertig zur Fabrikation von Schiffstauen, Seilen usw. Fünf Tonnen Sisal schafft die Fabrik täglich.

Der schwarze Buchhalter sitzt mit wichtiger Miene vor dem großen Hauptbuch.

"Nun noch ins Büro!"

Es ist Leben und Betrieb im ganzen Werk. Im Büro sitzen in luftigen Räumen einige Schwarze und einer von ihnen beugt sich über das große Hauptbuch mit wichtiger Miene.

"Ein Trunk gefällig?"

"Sehr gerne, denn heiß war der Tag selbst im Auto!"

"Ja, heiß sind hier die Tage, und deswegen werden bei uns selbst die Neger auf dem Felde nur von sieben bis zwölf Uhr beschäftigt. Über die Mittagszeit ertragen auch sie die Arbeit im Freien schlecht. Sie sind ja nun auch nicht gerade übermäßig bezahlt, ein Mann erhält pro Monat sieben bis neun Schillinge. Aber dafür hat jeder von ihnen noch ein kleines bebautes Ländchen und damit kommen die Schwarzen bei ihren bescheidenen Ansprüchen gut durch. Wir beschäftigen so im Durchschnitt 800 bis 1000 Arbeiter."

Ein aufgeregtes Kreischen vom nahen Assistentenhaus schreckte uns auf. Wir liefen hinaus. Ein schwarzer Boy hieb mit einem Eisenstück wütend auf den Kopf einer dunkelgraugrünen Schlange ein. Das Tier befand sich in den letzten Zuckungen.

"Das ist ein ganz ekelhaftes Biest, eine Spuckschlange. Sie verspritzt ein sehr scharfes Sekret mit beinahe unfehlbarer Sicherheit in die Augen und blendet dadurch ihre Opfer oder läßt sie sogar erblinden."

"Wo kam das Tier denn her?"

Der Junge erzählte lebhaft gestikulierend, und mein Gastgeber übersetzte: Während er die Fensterläden des Hauses strich, spürte er plötzlich die Schlange auf seinem Rücken, die schon an Hals und Kopf hinaufkroch. Er schüttelte entsetzt die Schlange ab, geschehen ist ihm weiter nichts.

"Na, Junge, da hast du aber Glück gehabt!"

Am Nachmittag, nach Büroschluß, ließ Herr W. noch mal seinen Wagen rattern. Sein Töchterchen, zur Zeit "Stift" im Büro, und ein anderes junges Fräulein stiegen mit in den Wagen. Wir fuhren auf schlecht ausgetretenen Eingeborenenwegen durch Schilf und Gras und Urland, entlang am Panganyfluß. Und wir stiegen aus und lauerten an seinem Ufer auf die Nilpferde, die es hier gibt. Aber nur an einem plötzlichen Aufplätschern des Wassers konnten wir ein solches vermuten. Sehen ließ sich keines. Weiter schaukelte uns der Wagen, und dann brauste es herab mit Donnergetöse: die Panganyfälle. Über hundert Meter tief stürzt der Fluß in vielen großen und kleinen Armen hinab in die Schlucht. -

Am Abend waren wir alle zusammen von dem Assistenten zum Radio eingeladen. Und wir fieberten vor Ungeduld und Erwartung. Die Heimat sollten wir hören, unmittelbar. Ich freute mich nicht weniger als die Ostafrikaner, hatte ich doch schon ein Jahr lang kein Radio mehr gehört. Wir saßen gespannt. Da klang es wie Donnergrollen aus dem Apparat, wie Trommelfeuer, Splittern und Krachen. Ist Revolution, Krieg in der Heimat?

"Und ich habe den Führer vor ein paar Tagen so gut gehört", entschuldigte sich der Besitzer, während er verlegen am Radio schraubte und probierte, aber es blieb bei Trommelfeuer und Krieg.

Und ich begab mich zu Bett, müde, todmüde! Ich mußte mich die letzten Tage zu allem zwingen, schon zu den kleinsten Aktionen, und wenn ich abends als weitgereister Gast erzählen sollte und mußte, dann konnte ich nur mehr mühsam meine Augen offenhalten. Ich möchte schlafen - schlafen. Ist es doch die Schlafkrankheit? Wie sagte der Ingenieur in Angola? Die Schlafkrankheit äußert sich im ersten Stadium durch Schlaflosigkeit, wenn der Kranke dann die Neigung zu immerwährendem Schlafe hat, dann ist sie schon weit vorgeschritten und unheilbar. Ist es so weit mit mir? Die letzten vierzehn Tage in Afrika muß ich noch durchhalten!

Nicht weit von der Sisalpflanzung werkt eine Frau einsam auf ihrem Besitz. Ihr Mann ist vor ein paar Jahren gestorben. Ich saß mit ihr und einem Deutschen aus Tanga auf einer kleinen Anhöhe vor dem Haus.

"Wollen Sie nicht unserem Gast aus Deutschland Ihr Löwenerlebnis erzählen?"

"Gewiß! Eines Abends, als ich mich zu Bett begeben wollte, hörte ich ein sonderbares, leises, tiefes Knurren und durch das offene Fenster sah ich zwei dunkle Schatten zwischen den Kapokbäumen hindurchschleichen. Vor Angst gebannt verhielt ich mich erst ganz ruhig und schlug dann das Fenster zu. Nun aber ging ein furchtbares Gebrüll vor der Türe los. Herr und Frau Simba brachten mir ein Abendständchen dar. Plötzlich heulte und jaulte mein Foxterrierhündchen draußen gottesjämmerlich auf. Da öffnete ich die Türe nur einen kleinen Spalt weit und rief meinen Hund, der zitternd und blutend hereinschlich, von einem Prankenhieb scheinbar nur leicht gestreift. Das Gebrüll umschlich noch einige Zeit das Haus, ebbte ab in ein eigenartiges Gepolter und dann war es still. Den Schauplatz des folgenden muß ich Ihnen nun zeigen."

Frau M. erhob sich und ging um das Haus herum: "Hier in dieser Kammer schlief mein Boy. Er hatte das Gebrüll der Löwen gehört, dann aber war es stiller geworden und er eingedöst. Plötzlich schreckte ihn ein furchtbares Gepolter auf, das von ganz nahe kam. Der Boy rieb sich die Augen und griff nach seiner Lampe, um nachzusehen. Der unerhörte Radau kam von dem mit einem hohen Drahtzaun umgebenen Hühnerhof. Er trat durch die offene Türe des Geheges, da funkelten ihm die vier rötlichgelben Lichter der zwei Löwen aus nächster Nähe entgegen. Das neugierige Ehepaar Simba hatte seine Nase durch das Tor gesteckt, war eingetreten und konnte dann den Ausgang nicht mehr finden. In seiner Wut über die Gefangenschaft hatte es sich mehrmals gegen das Gitter geworfen, das aber hatte standgehalten. Dem Boy brachen die Knie. Die Lampe entfiel seiner Hand, aufkreischend stürzte er in sein Zimmer zurück und verrammelte die Tür. Am Morgen noch, als die Arbeitsjungen kamen, befanden sich die Tiere hinter der Umzäunung, um etwas später, da es ihnen doch zu ungemütlich wurde, mit aller Kraftanstrengung auszubrechen und zu entfliehen."

Der Zug und das Auto führten mich noch etwa 700 Kilometer weit ins nördliche Innere Ostafrikas zum Oldeani, der jüngsten deutschen Siedlung und nicht der schlechtesten. Das Gebiet hat sich als gutes Kaffeeland erwiesen.

In dieser Siedlung habe ich einige Frauen getroffen, die ihre Männer im Kolonialkrieg verloren haben und die sich nun allein ihre Pflanzungen aufbauen, den Kampf mit allen Widerwärtigkeiten des Busches aufnehmen. Tapfere, deutsche Frauen! Sie müssen auch mit dem Gewehr umzugehen verstehen, denn dieses Gebiet ist absolutes Neuland, dem Busch und den wilden Tieren abgezwungen. Letztere haben sich zurückgezogen, knurrend und unwillig. Und sie wollen es noch immer nicht glauben, daß dieses Land für sie verloren ist und versuchen hin und wieder, dem Menschen den Platz streitig zu machen. Nachts grollt und brüllt noch häufig der Löwe ungehalten um die Siedlung herum. Der Leopard holt sich seinen Tribut und bricht sogar frech in Hühnerställe ein. Am Tage kommt es vor, daß ein Nashorn, wuchtig und gewaltig wie eine Lokomotive, in die Pflanzung gerannt kommt. Hier kann nur eiligste Flucht Rettung bringen. Sie wohnen im ursprünglichsten Afrika, inmitten erhabener vulkanischer Bergwelt, diese Deutschen. Vom Rande des Hochlandes aus gesehen, liegt die Ebene mit Kegeln und Kratern wie eine Mondlandschaft romantisch vor unseren Augen. Das Land ist schön, doch das Ringen um die Existenz ist hart, auch liegt Oldeani weit ab von anderen Siedlungen. Eine Tagestour mit dem Wagen auf halsbrecherischen Wegen führt nach Aruscha, dem nächsten Ort. Zur Regenzeit haben die Menschen oft wochenlang keine Verbindung mit der anderen Umwelt. Und deswegen fühlen sie sich manchmal ein wenig einsam, so weit ab von der Heimat - und doch - heute gibt es keine Entfernungen mehr. - Die Sonne brannte hernieder auf die Kaffeebäumchen in Oldeani, die Pflanzer waren auf dem Feld und freuten sich der weißen Blüten und der roten Kirschen, die ihre Bäumchen trugen. Still und ruhig schafften die Mütter, die Frauen im Haus. Ein Mädel stand an der Duka (Laden) und plauschte. Geruhsam geht das Leben vor sich am Oldeani. Das pulsierende, geräuschvolle Tempo der modernen Zeit findet nicht den Weg in den Busch. So ferne sind sie der Heimat und so für sich abgeschlossen. Die Sonne flutet und die Menschen arbeiten.

Und im Busch und Urwald dicht daneben, da schüttelt erstaunt ein Ungetüm von 60 Zentnern, ein Nashorn, seinen Kopf, spitzt die lächerlich kleinen Öhrchen und trippelt unruhig hin und her. Ein Löwe grollt empört und scheue Antilopen flüchten hierhin und dorthin und im Kreise und sie wissen nicht, woher das sonderbare Geräusch kommt und wohin sie sich retten sollen. Und das weiße Mädel an der Duka horcht und schüttelt den Kopf - es kann nicht sein - und sie guckt in den blauen afrikanischen Himmel und sieht den glitzernden, weißen Vogel und am roten Steuer auf weißem Feld prangt ernst das schwarze Hakenkreuz.

Das Mädchen schreit auf: "Ein Flieger, ein deutscher Flieger!" und es stürzt fort, erst unschlüssig hin und her, und dann in gerader Richtung nach Hause.

Die nächsten Siedler eilen zusammen auf Wegen und Stegen, zu Fuß und zu Pferd. Sie haben keinen Flugplatz. Durch Strohfeuer versuchen sie dem Flieger verständlich zu machen, wo eventuell eine Landung möglich wäre. Und nun stehen sie mit klopfendem Herzen, aufgeregt und aufgewühlt. Und der Flieger stürzt beinahe senkrecht herab, fängt den Apparat auf, surrt ganz nahe am Boden dahin, steigt wieder hoch, macht seine Saltos und trudelt, daß den Deutschen das Herz stockt und die guten Schwarzen mit aufgerissenen Mäulern außer Rand und Band aufkreischen: *"Eh, eh, eh, Sassa no Anguka."* (Jetzt fällt er aber.)

Aber er fiel nicht, vorsichtig setzte er die Maschine auf den unebenen Boden und stieg frisch und lustig und lachend aus dem Apparat, der SA.-Sportflieger Gotthold aus Breslau.

Und die Deutschen wußten nicht, was sie ihm Liebes tun und sagen sollten, dem Boten aus der Heimat, und mancher von ihnen konnte ihm nur stumm die Hände drücken. Läufer wurden nach allen Richtungen geschickt, um auch die entferntesten Siedler zu dem kleinen Versammlungshaus am Kamp heranzuholen. Ein Lastauto brachte auf holprigen Wegen die Schulkinder mit begeistertem Gesang und wehender Hakenkreuzflagge herbei.

Und Herr Gotthold erzählte von der Heimat und daß er gerade die so weit abliegenden einsamen Deutschen besuchen wollte. Und da hatten die Deutschen das Gefühl, nicht mehr so sehr auf verlorenem Posten zu stehen, sondern vielmehr die engste Verbindung mit der Heimat wiedergefunden zu haben.

Auf einer Nachtfahrt entführte mich ein Lastwagen vom Oldeani. Unter Schirmakazien sah ich im Dämmerdunkel der Tropennacht meine erste Giraffe auf freier Wildbahn. Mit federnden, beinahe schwebenden Bewegungen verschwand sie im Busch. Um drei Uhr morgens kamen wir in Aruscha an. Der pyramidenförmige Meruberg wuchtete im Halbdunkel der Sternennacht doppelt groß und schwer über das Dorf herein. Nach kurzem Schlaf ging die Fahrt weiter, erst durch Kaffeepflanzungen, dann durch große Steppen, auf denen hochemporgeschossene Massais ihre mächtigen Rinderherden hüteten. Imponierend sehen diese hohen, schlanken Gestalten, die bewußt bis heute europäische Zivilisation von sich ferne gehalten haben, aus. Sie sind ein Herren-, ein freies Hirtenvolk und gaben bis jetzt kein Jota ihrer Stammeseigen- und Gewohnheiten preis. Im Lendenschurz, einen Speer in der Hand, das Haar mit Lehm zu einem Zopf versteift, im Ohr große Holzpflöcke, so standen sie auf ihrer Steppe. Auf dem Wege kamen uns einige Massaifrauen entgegen. Den Kopf kahl geschoren, jedoch um Hals, Arme und Beine und im Ohr Hunderte von farbigen Metallspiralen - so klirrten sie an uns vorüber. Wir machten einen Bogen um den Meru. Dahinter, an seinen Fuß geschmiegt, liegt die Farm des Tierfängers Schulz. Schulz jun. - sein Vater befand sich auf einem Tiertransport nach Indien - begrüßte mich. Kaum hatte ich auf einem Stuhl Platz genommen, da guckte vorsichtig ein Tierchen, groß wie ein Igel, jedoch ohne Stachel, dafür aber mit einem Fell ausgestattet, neugierig zur Türe herein.

"Na, Kleines, es drückt dich wohl schon wieder, wer da gekommen ist", sagte Herr Schulz. Ich stand auf und faßte das Tierchen, das es sich gefallen ließ und bald, durch mein Streicheln befriedigt, vergnügt schnurrte oder vielmehr brummte.

"Es ist ein Klippdachs!"

Herr Göde, ein Mitarbeiter im Hause Schulz, kam ins Zimmer. Auf seinem Arm stelzte, wie mit gichtischen, ungelenken Gliedern, ein grünes Chamäleon.

"Wenn ich es jetzt ärgere, wird es schwarz", sagte Herr Schulz. Und er berührte und neckte das kleine Ding, das einen Ansatz machte zu fauchen und zu schnappen. Aber es wirkte nur ulkig. Das Tierchen ist gar zu hilflos. Es kann sich nicht zur Wehr setzen und nicht in eiliger Flucht davonstürmen. Seine langstieligen, furchtsamen Augen drehte es hierhin und dorthin, das eine nach links und das andere nach rechts, oder auch nach unten und oben, während es langsam, wie halbgelähmt, ein Beinchen vor das andere setzte und sich allmählich dunkel färbte. Dieses unbeholfene eidechsenartige Wesen wäre draußen im grausamen Kampf aller gegen alles verloren, hätte nicht die Natur es auch mit einem eigenartigen Schutz ausgestattet. Es hat die Fähigkeit und Möglichkeit, seine Farbe der Umgebung anzupassen. Die Natur hat in ihrer Sorge um die Lebewesen auch die kleinste und unscheinbarste Kreatur nicht vergessen.

Herr Schulz führte mich in seiner Farm herum, und alle nur erdenklichen Tiere waren in Käfigen oder hinter Umzäunungen vertreten. Nicht weniger als 70 Affen, Herden von Zebras, Gnus, Antilopen, Giraffen, eine Unmenge von Vögeln in schillernden Farben, vom kleinsten angefangen bis zum großen Pelikan, Schildkröten, giftige Schlangen und einige Gepards, die vergnügt schnurrten, wenn man ihnen das Fell kraulte. Ein kleiner Elefant kam angewackelt und nahm seine Flasche, und ein Nashornbaby folgte anhänglich einem Negerjungen auf Schritt und Tritt nach. So ähnlich muß es im Paradies gewesen sein, als die Tiere den Menschen noch nicht als ihren Feind betrachten mußten und keine Scheu vor ihm hatten.

Ich glaube es Herrn Schulz gerne, daß die größte Kunst des Tierfängers nicht der Fang selber, sondern die folgende Pflege der Tiere ist. Das Geheimnis des von anderen vergeblich angestrebten Erfolges des Hauses Schulz liegt hauptsächlich in der Behandlung und Pflege der gefangenen Tiere. Sie muß mit einer Liebe und Einfühlung geschehen, wie man sie beispielsweise einem kleinen Kinde angedeihen läßt. Eine unendliche Geduld und Aufopferung ist hierzu nötig. Der Lohn hierfür ist allerdings ein beinahe hundertprozentiger Erfolg, während weniger Vorsichtige nach allen Gefahren und Strapazen des Fanges durch ungeeignete Behandlung der Tiere sich selbst um einen Teil der Früchte ihrer Arbeit bringen.

Der Name Christof Schulz hat Klang in weiter Welt, und es gibt kaum einen Tiergarten in Europa, Amerika oder Asien, der nicht einen großen Teil seiner mannigfachen Bewohner von dem deutschen Tierfänger in Afrika bezogen hätte. Vor dem Kriege schon hatte er sich einen Namen gemacht und neben seiner Tierfängerei und einer Straußenfarm auch eine Kaffeepflanzung aufgebaut. Sein Besitz repräsentierte etwa den Wert von ¼ Million und wurde ihm nach dem Kriege enteignet und für nur 150 Pfund versteigert.

Und wieder hat Schulz aufgebaut, und es gibt keinen Tierfänger, der erfolgreicher wäre als er oder der es ihm nur annähernd gleichtun könnte. Schulz selbst - und seit einiger Zeit auch sein Sohn - ist es, der die großen Tiere auf schnellen Pferden in der Steppe jagt und sie mit dem Lasso einfängt.

"Wenn ich jetzt den Auftrag erhalten würde, sofort ein Zebra zu liefern, in fünfundzwanzig Minuten wäre es eingefangen", so sagte Schulz jun. Eine derartige Geschicklichkeit haben Schulz und Sohn bereits in ihrem Beruf. Mit ihren Transportwagen fahren sie hinein in die Steppe, die sie kennen wie ihre Tasche. Es möchte sich nun beileibe keiner unter Tierfängerei ein Kinderspiel vorstellen. Es geht auf Hals- und Beinbruch, schon beim Fang der noch etwas harmloseren Tiere, wie Zebras, Gnus und Giraffen. Dramatisch und gefährlich aber wird der Kampf mit Elefanten und Nashörnern, deren Jungen sich die Tierfänger aneignen wollen. Einen erwachsenen Elefanten oder gar ein Nashorn mit dem Lasso fangen zu wollen, wäre lächerlich. Am gefährlichsten ist letzteres. Es bleibt gegen dieses Untier, das wie eine Lokomotive angebraust kommt, nichts zu tun übrig als einen wohlgezielten Schuß darauf abzugeben. Um ein kleines Nashorn fangen zu können, muß immer das alte

abgeschossen werden. Auf Leben und Tod ging dieser Kampf schon einige Male und Vater Schulz' Narben zeugen von der Gefährlichkeit seines Berufes. Einmal mußte er im Kampfe seinen besten Freund verbluten sehen.

Daß man in Afrika nicht so ganz sorgenlos auf Tierfang oder auf Pirsche gehen kann wie vielleicht in Europa, das zeigt folgendes schreckliche Jagderlebnis eines anderen Deutschen in Afrika, zugleich ein beispielloser Fall von Negertreue, Selbstaufopferung und Heldentum.

Sonntag war's. Herr K. ging mit acht seiner Boys und mit Kassifa, seinem Vorarbeiter auf der Pflanzung und getreuem Begleiter auf allen Jagdzügen, in den Busch. Lange pirschten sie herum ohne Wild zu Gesicht zu bekommen und verwunderten sich, denn das Gebiet war sonst nicht so arm an Wild. Endlich galoppierten fünf Zebras ins Schußfeld. Eines von ihnen brach im Feuer zusammen. Weiter ging die Pirsche, durch hohes, unübersichtliches Gras. Plötzlich ein fürchterliches Gebrüll. Eine Löwin ging mit einem Satze hoch und erhielt den Schuß in etwa 15 Meter Entfernung. Sie blutete stark und verzog sich ins Gras. Gerade wollte Herr K. ihr den zweiten Schuß geben, als das Löwenmännchen aus dem Grase aufschnellte. So erhielt es den Schuß, überschlug sich und folgte dem Weibchen. Vorsichtigerweise hätten nun die Jäger mit der Verfolgung einige Zeit warten müssen, um die Tiere durch Blutverlust zu schwächen. Aber das Jagdfieber brannte in ihnen und deshalb setzten sie sofort der breiten Schweißfährte nach.

Nach einiger Zeit teilten sich die Blutstreifen. Ein Tier war abgeschwenkt in einen Wald. Es hatte sich Wohl zum Verenden in das Dickicht verkrochen - das war ihnen demnach sicher. Die beiden Männer folgten der anderen Spur, die acht schwarzen Boys immer in sicherem Abstand hinterher. Mit schußbereitem Gewehr ging Herr K. und hatte plötzlich die Löwin vor sich, die nach richtiger Katzenart, an den Boden geschmiegt, sich anschlich. Dann ein Anspannen aller Kräfte, - ein Satz - sie schnellte sich in die Luft - ein Schuß krachte - der Körper schien einen Augenblick zu schwanken und warf sich doch noch mit einer halben Drehung in letztem ungebändigten Willen und Haß auf den Deutschen, riß ihn zu Boden, ein Prankenhieb traf seine linke Hand und das schreckliche Gebiß wühlte in seinem rechten Oberschenkel. Er brüllte vor Schmerz, vor seine Augen senkten sich graue Schleier - das war der Tod. Da sah er, wie durch blutig rote Nebel hindurch, die Gestalt seines getreuen Schwarzen über dem Löwen auftauchen, der seine einzige lächerliche Waffe, den Spazierstock seines Herrn mit einem gewaltigen Hieb mit dem Griff auf den Kopf der Bestie niedersausen ließ.

Wutbrüllend warf das Tier sich herum und auf Kassifa, und sie wälzte sich mit ihm herum und dann lag sie über ihm und verbiß sich in seine linke Schulter. Sein Schmerzgebrüll und Hilferuf drang Mark und Bein durchdringend zu seinem Herrn. Und mühsam, auf allen vieren kroch dieser nach dem Gewehr, das im Bogen nebst Hut und Glas von ihm geflogen war beim Anprall der Bestie. Herr K. vermochte kaum mit seiner rechten Hand die Waffe zu bedienen, die linke war ja schwerverletzt - und neben ihm brüllte sein treuer schwarzer Gehilfe in Todesnot. Er durfte nicht zögern mit dem Schuß und war sich seiner doch nicht sicher. Würde er mit zittriger, kraftloser Hand den Boy vielleicht noch treffen? Es muß doch sein. Es knallt der Schuß und rotes Blut verspritzt. Das Gewehr entsinkt der Hand und wieder faucht das Tier und fällt den Weißen an und beißt und wühlt und zerfleischt ihm nun den linken Oberschenkel. Und rot färbt sich der Boden, von Menschen- und von Löwenblut.

Doch plötzlich läßt das Untier los und setzt sich steif und aufrecht hin, sein Gebiß und seine Augen blinken drohend über dem Gesicht.

"O mach es kurz und quäle mich nicht länger", so fleht der Weiße.

Und wieder kommt Kassifa angewankt, sich mühsam auf den Beinen haltend, schlug er nun auf die Löwin ein. Sie gibt den weißen Menschen frei, um wieder den Schwarzen anzunehmen. In halber Drehung setzte sie sich hin und konnte dann nicht mehr und klagte mit ersterbend brechendem Gelichter vorwurfsvoll die Menschen an. Mit letzter Kraft hob noch der Weiße sein Gewehr und gab

den Gnadenschuß der armen Kreatur, die, ihr Leben verteidigend, ihr Herzblut mit dem Menschenblut vermischte.

Das Drama war zu Ende. In ihrem Blute, von Fieber und Schmerzensschauer geschüttelt lagen die zwei Menschen.

"Sind wir nicht tapfere Kerle?" sprach Kassifa zu Herrn K.

Noch zagend und bebend kamen endlich die anderen Boys, die sich auf die Bäume geflüchtet hatten, langsam näher und trugen die Schwerverletzten zu der Straße, auf der des Weißen Wagen hielt. Und beide kamen entgegen den Befürchtungen der Ärzte mit dem Leben davon. Die Brust des "Bwana Schamba Kassifa" schmückt heute die deutsche Rettungsmedaille, und er ist der gefeierte Held der schwarzen Frauen.

Achtzehntes Kapitel

Abschied von Afrika • Der Heimat mit Leib und Seele verschrieben.

Der Kilimandscharo, der höchste Berg Afrikas, leuchtet hinein in das Tropenland mit seiner schneebedeckten Kuppe, hinunter in die fieberbrütende Hitze von Moschi. Ich nahm in seinem Schatten Abschied von Ostafrika, von Afrika überhaupt.

Der Kilimandscharo, der höchste Berg Afrikas, leuchtet mit seiner schneebedeckten Kuppe weit hinein in das Tropenland als Wahrzeichen Deutsch-Ostafrikas.

Und nun geht es der Heimat zu! Ich war schon am Schiff, das langsam aus dem palmenumsäumten Hafen von Tanga hinauszog ins Meer, und ich freute mich unendlich, zurück nach Deutschland zu kommen. Da flog mir eine Zeitung zu, die mir nochmal Afrika zurückrief, das wilde unberechenbare Afrika, so wie es sich auch heute hin und wieder noch zeigt.

Drei Engländer gingen in Ostafrika in den Busch, um Elefanten zu sehen. Sie begegneten einem. Mit der Kamera stand einer der Engländer und knipste. Das Tier ließ es sich ruhig gefallen. Da ging er näher und noch näher heran und, da das Tier noch standhielt, ganz nahe. Er wollte eine Großaufnahme haben. Aber wie ihm das kleine Wesen so nahe auf den Leib rückte, da wurde es dem Elefanten allmählich unheimlich oder er ärgerte sich über die Frechheit. Mit seinem Rüssel packte er den Unvorsichtigen, warf ihn zu Boden und trampelte auf ihm herum. Die beiden anderen mußten den schrecklichen Tod ihres Kameraden mit ansehen. Warum sie keinen Schuß abgaben oder ob sie kein Gewehr mithatten, konnte ich nicht erfahren.

Diesen Gruß noch schickte mir Afrika auf das Schiff nach, das zu langsam seine Furchen zu ziehen scheint, wenn man fiebert nach dem Ziel. Und die Schiffsleitung tut doch alles, um den Passagieren die Zeit zu verkürzen, durch Konzerte, Spiele, Kostüm- und Kinderfeste. Für mich war es oft zu viel des Guten. Es waren viele Farmer an Bord, die nach Jahren angestrengter Arbeit und Schaffens in den Tropen sich in der alten Heimat Auffrischung ihrer Kräfte holen wollten, und viele Missionare. Eine Schwester, die kerngesund nach Sansibar kam, ging heute, nach einigen Jahren, kränkelnd und an ihrem Aufkommen verzweifelnd, zurück nach Deutschland. Kurz vor ihrer Abreise hatte sie noch das Erlebnis eines seltenen Schauspieles. Sie erzählte:

"Ich wollte von einem Gang nach der Stadt in die Mission zurück. Die ewige Sonne flutete über das Häusermeer in Sansibar, doch die engen, gewundenen und zusammengedrängten Straßen lagen im

Schatten, und aus ihnen quoll es hervor in Aufregung, die elegante Europäerin, der geschniegelte Hosennigger, der vornehme Araber in seinem farbenprächtigen Kleid, mit dem Schwert an der Seite, das zerlumpte Negerweib, die nackten schwarzen Kinder. Und Autos hupten und wollten sich hindurchwinden durch die Menschenmenge, aber zwischen den zusammengedrängten Häuserzeilen ging es nur langsam vorwärts. Einmal aus der Stadt heraus, rasten sie los, der Meeresküste zu. Was konnte hier nur los sein? Einen derartigen Auflauf, eine solche Aufregung hatte ich in Sansibar noch nie erlebt. Und ich lief der Menge und den Autos nach zur Meeresbucht. Ein wahnsinniges Brüllen klang mir entgegen. Aber es war nicht das Getöse der Brandung. Ich zwängte mich durch die Menschenmenge, die das Ufer wie eine Mauer umsäumte, hindurch. Und da lagen am Strand, im glühenden Sand, Ungetüme von Walfischen, 5 - 6 Meter lang, am ganzen Ufer entlang, 54 Stück. Sie wanden sich in Todesschmerz und Angst und brüllten wie Löwen und konnten sich trotz aller Anstrengung nicht mehr zurück ins Meer wälzen. Sie hoben ihre Hinterflossen bis zur Hälfte des Körpers hoch und ließen sie wieder niedersausen auf den Sand, daß es knallte. Zwei von ihnen lagen mit dem Schwanze quer über andere, und wenn sie ihren Hinterkörper niederklatschen ließen auf die unglücklichen Geschöpfe, so brüllten diese entsetzlich auf voll qualvollen Schmerzes, und eine neue, breite, klaffende Wunde bildete sich auf dem bereits zerfleischten Körper. Ein anderer Koloß, ein Weibchen, hatte an Land ein Junges geboren. Einen Meter lang lag es tot neben der toten Mutter. Es war ein erbarmungswürdiges, die Nerven zerreißendes Bild, die hilflose Kreatur sich in solcher Weise quälen zu sehen.

Die Menschen versuchten eine Rettungsaktion. Große Seile befestigten sie an den Schwanzflossen, und so zogen sie mit einem Motorboot eines der Tiere nach dem anderen ins Meer hinaus. Doch nur noch vier kamen anscheinend mit dem Leben davon. Alle anderen wurden wieder zurück an den Strand getrieben, tot.

Die verwesenden Kolosse verpesteten die Luft in Sansibar, und schließlich grub man sie der Reihe nach in den Sand, wo sie eben lagen. Die Flut hat sie am nächsten Tage wieder ausgebuddelt. Da mußte man sie tiefer in das Innere der Insel schaffen und sie dort verscharren."

Die Meinungen, wie diese Herde von Walfischen auf den Strand verschlagen wurde, sind geteilt. Vielleicht haben sie sich in der Bucht verirrt, nicht mehr hinausgefunden und sind dann durch die Flut ans Land getrieben worden. Andere glauben, sie waren auf der Flucht vor einem Seeungeheuer so blindlings an Land gestürmt. Wie dem auch sei: es ist noch kein ähnlicher Fall in der Naturgeschichte bekannt.

In Mombassa hielt unser Schiff und dann in Port Sudan. Ich habe auf allen meinen Reisen kaum interessantere Naturstudien machen können als hier im sogenannten Marinegarten. Mit einem Boot, an dessen Außenwänden Holzkästen angebracht waren, deren Enden hinein ins Wasser reichten und mit Glas abgeschlossen waren, fuhr man hinaus zu einem nur ein paar Meter unter Wasser liegenden Korallenriff. Durch das Glas der Kästen hindurch sah man eine beinahe unwirklich erscheinende Welt, den märchenhaften Meeresgrund und seine Lebewesen, greifbar nahe vorbeistreifen.

Der Meeresgrund leuchtete in allen Farben wie eine blumige Wiese im Frühling. Die Korallenblumen, in zartesten und bizarrsten Formen, strahlten in Lila, Gelb und Grün, und himmelblaue Blümchen, wie Vergißmeinnicht, grüßten vertraut. Herrliche Seesterne lagen auf ihnen. Über dieser Farbenpracht aber schwammen Schwärme von kleinen Fischen und auch einzelne große, und sie verschwanden in Höhlen und Winkeln und zwischen farbigen Blumen und schillerten selbst in allen Farben. Hellblau, hellgrau, schwarzweißgestreift wie Zebras, schwarz, gelb, leuchtend rot, gestreift und getupft und gemustert in undenkbaren Formen und Farben. Ich war gebannt in dem Erleben dieser Welt, die viel farbenreicher und mannigfacher war als die Oberfläche der Erde. Rufe der Überraschung von rechts und links zeigten mir die Begeisterung auch der anderen Menschen. Als das Boot zum Kai zurückging, da wäre ich am liebsten mit der nächsten Tour nochmal hinausgezogen; doch der Dampfer rief schon ungeduldig seine Schäflein zur Abfahrt zusammen.

Es ging dem Roten Meere zu. Wenn ich nach Sonnenuntergang in den Sternenhimmel guckte und Abend für Abend das südliche Kreuz tiefer sinken und dann in das Meer untertauchen sah, und der "Große Bär" und andere Polarsterne wieder erschienen und höher stiegen, da wurde es warm in meinem Innern trotz allmählich einsetzender europäischer Kälte. Durch den Suezkanal waren wir hindurchgekrochen. Wir schwammen im Mittelmeer, da kam ein Erleben, das alle Brücken mit Afrika hinter mir abbrach, das mich, noch auf dem Schiffe, mit einem Schlage hineinführte in die Heimat, mich ihr mit Leib und Seele verschrieb.

Sonntag war es, 25. Februar. Die Sonne brannte ihre Strahlen warm herab; zu Hause aber mochte es stürmen und schneien. Ich stand an der Reling, zurückdenkend an die elfmonatige Kreuz- und Querfahrt durch Afrika. Mein Blick richtete sich dann nach dem Norden. Er wollte die Heimat herbeiziehen, die neue Heimat, die in der kurzen Zeit, in der ich mich in Busch und Steppe herumtrieb, so Großes vollbrachte.

Der Funkoffizier störte mich aus meinem Sinnen:

"Heute ist in München die Amtswaltervereidigung. Ich lade Sie in die Funkstation ein. Wollen Sie kommen?"

"Mit Freuden!"

Ich saß in der düstren Funkkammer. Der Funker hantierte an seinen Geräten, und ich konnte es kaum fassen, daß ich so fern der Heimat, so unmittelbare Teilnehmerin des großen Geschehens sein sollte, das in München am Königsplatz vor sich ging. Elf Monate hatte ich sie schmerzlich vermißt, die wogenden, mitreißenden Wellen der Begeisterung, heute sollte ich wieder inmitten des pulsierenden Lebens unserer großen Zeit stehen.

"München!" sagte kurz der Funkoffizier.

Hell und deutlich schmetterte ein Marsch hinein in die enge Funkstube des deutschen Schiffes im Mittelmeer: "Ihr wolln wir treu ergeben sein", und unsere Seelen klangen mit in diesem Gelöbnis.

Die Zahl der angetretenen Amtswalter wurde gemeldet: 31 000 in München, über eine Million im ganzen Reich. Da stand plötzlich hell und klar der Königsplatz vor meinen Augen, und es war nicht Schneesturm, sondern die Sonne gleißte und lohte herab auf die 31 000 und die Million Menschen im ganzen Reich, die ernst und feierlich reglos standen, ihr Leben, ihre Kraft dem Führer zu weihen. Der Himmel konnte hier nicht weinen, die Sonne mußte lachen vor Freude.

Dumpf rollten die Kanonenschläge durch das Radio, und die Stimme des Stellvertreters des Führers klang ernst und feierlich:

"Ihr werdet ablegen den Schwur auf den Führer. Adolf Hitler ist Deutschland und Deutschland ist Adolf Hitler. Wer für Hitler schwört, schwört für Deutschland. Sprecht mir nach: Ich schwöre Adolf Hitler unverbrüchliche Treue!" Und es klang aus 31 000 Stimmen vom Königsplatz und aus Millionen Seelen deutscher Volksgenossen wider, und es war als schlugen die heiligen Schauer dieses ernsten, ergreifenden Gelöbnisses hinaus über Raum und Welten, und es griff brennend heiß nach unseren Herzen in dem fernen Gewässer, zwang unsere Hände, unsere umflorten Augen ineinander und von unseren bebenden Lippen den Schwur: Ich schwöre Adolf Hitler unverbrüchliche Treue - -

Aus unserem Versandbuchhandel:

Das Versailler Diktat.
Vorgeschichte, Vollständiger Vertragstext,
Gegenvorschläge der deutschen Regierung

Mehr aus unserem Archiv:

Das Buch der deutschen Kolonien

Deutsches Land: Das Buch von Volk und Heimat,
Kapitel **"Die Kolonialdeutschen."**

Die koloniale Schuldlüge

Kolonien im Dritten Reich

Unsere großen Afrikaner
Das Leben deutscher Entdecker und Kolonialpioniere

Was Deutschland an seinen Kolonien verlor

Zehn Jahre Versailles
besonders die Kapitel
Die deutschen Kolonien und **Die koloniale Schuldlüge**

und noch einige mehr ...